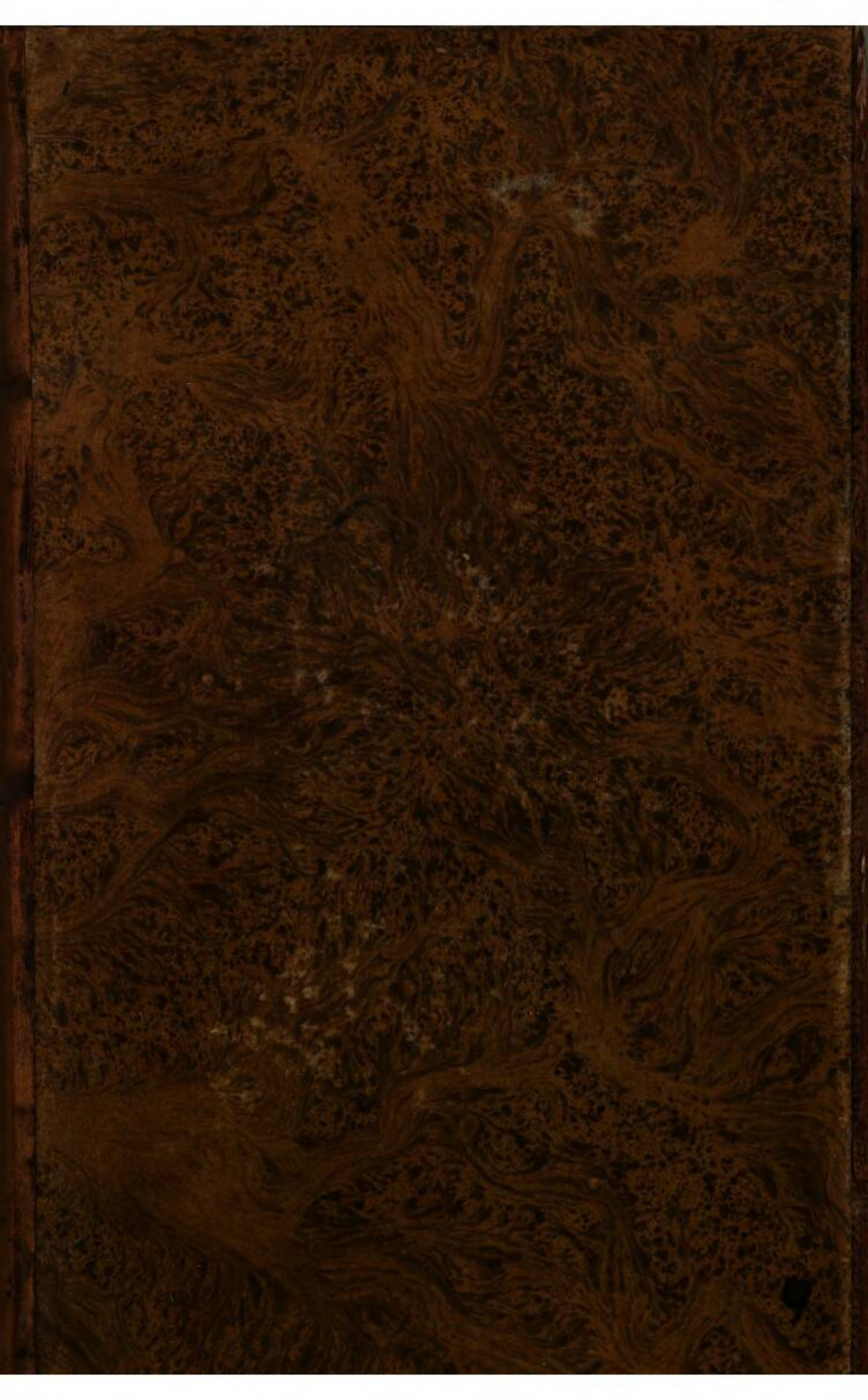
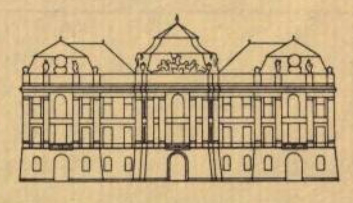
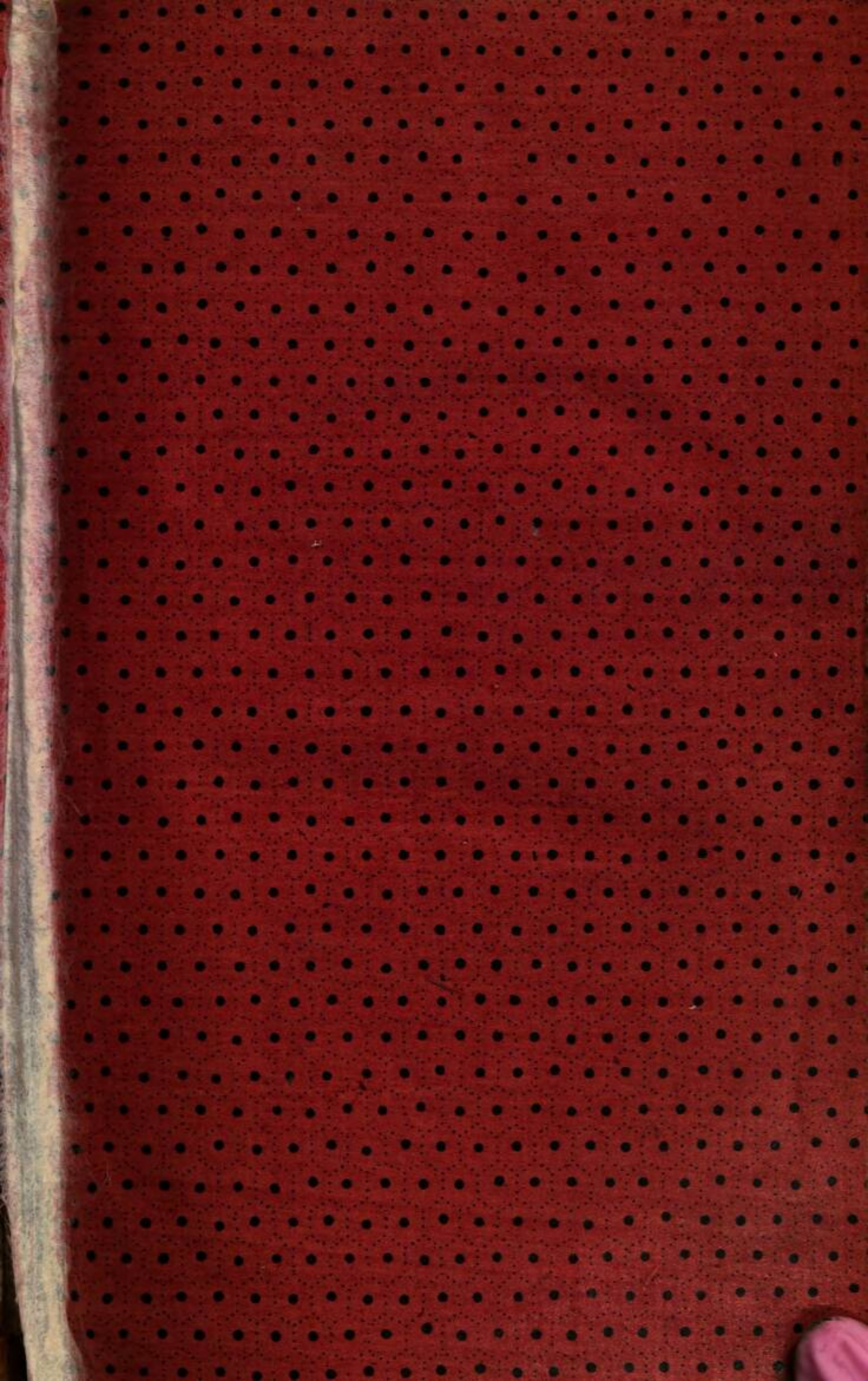
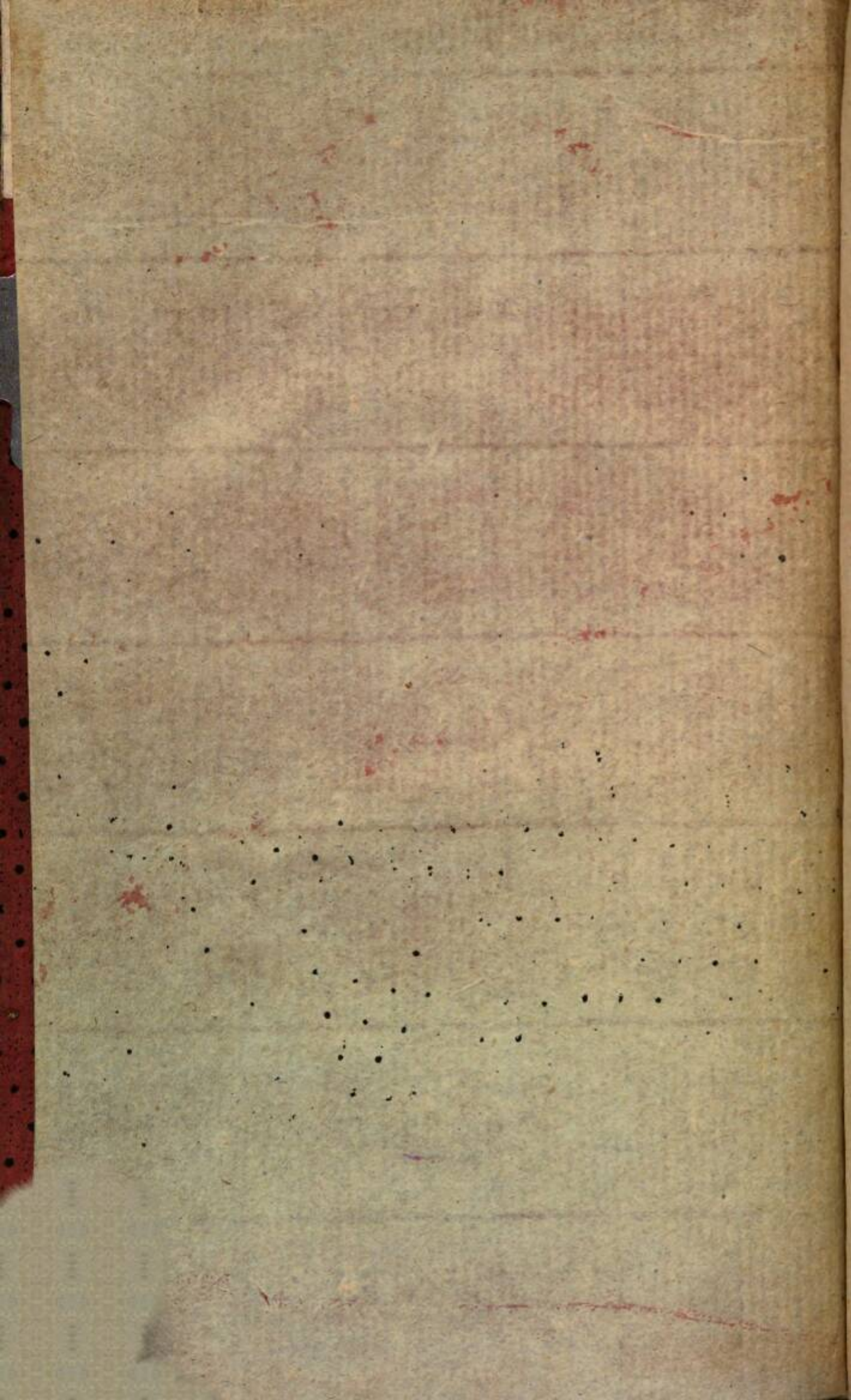
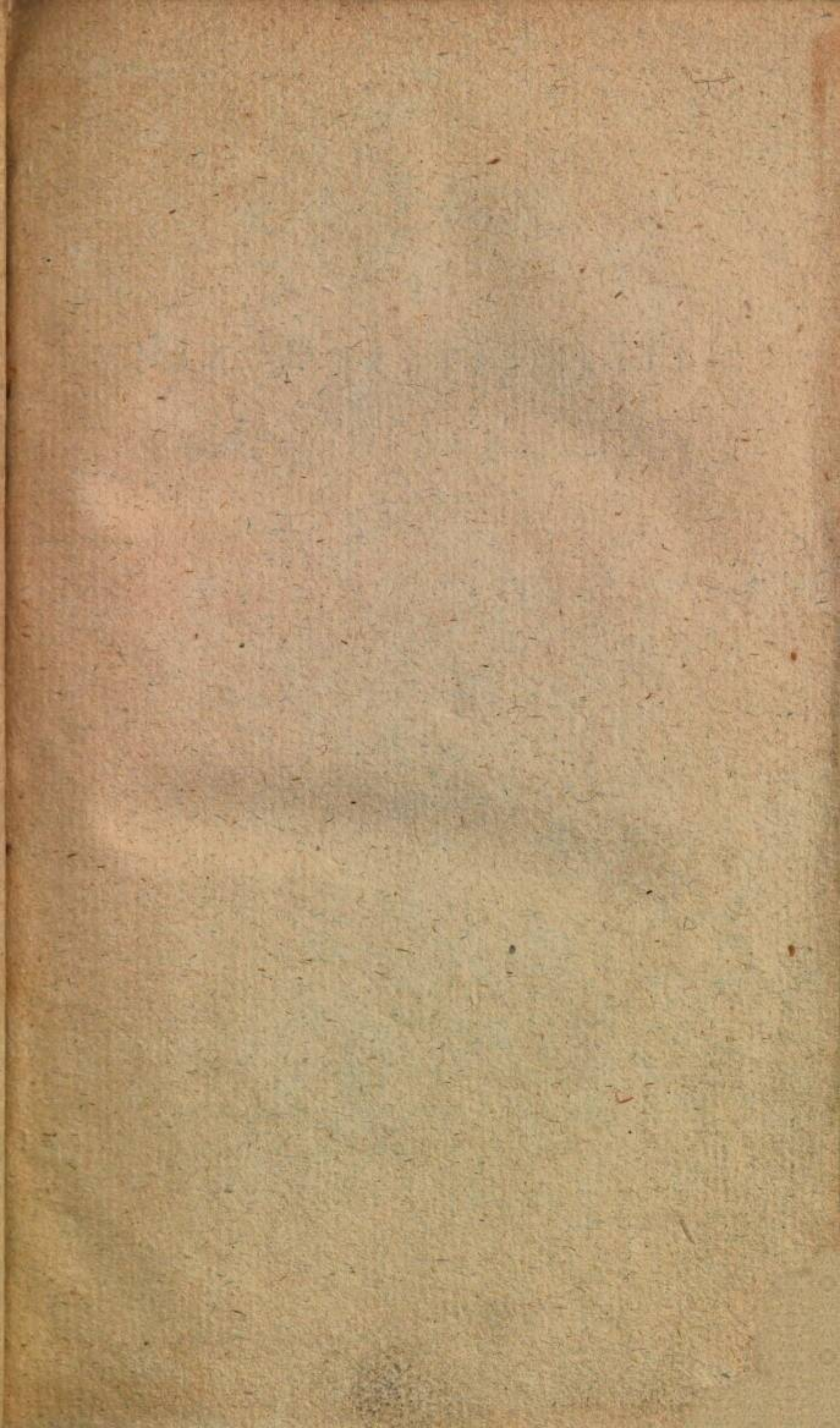
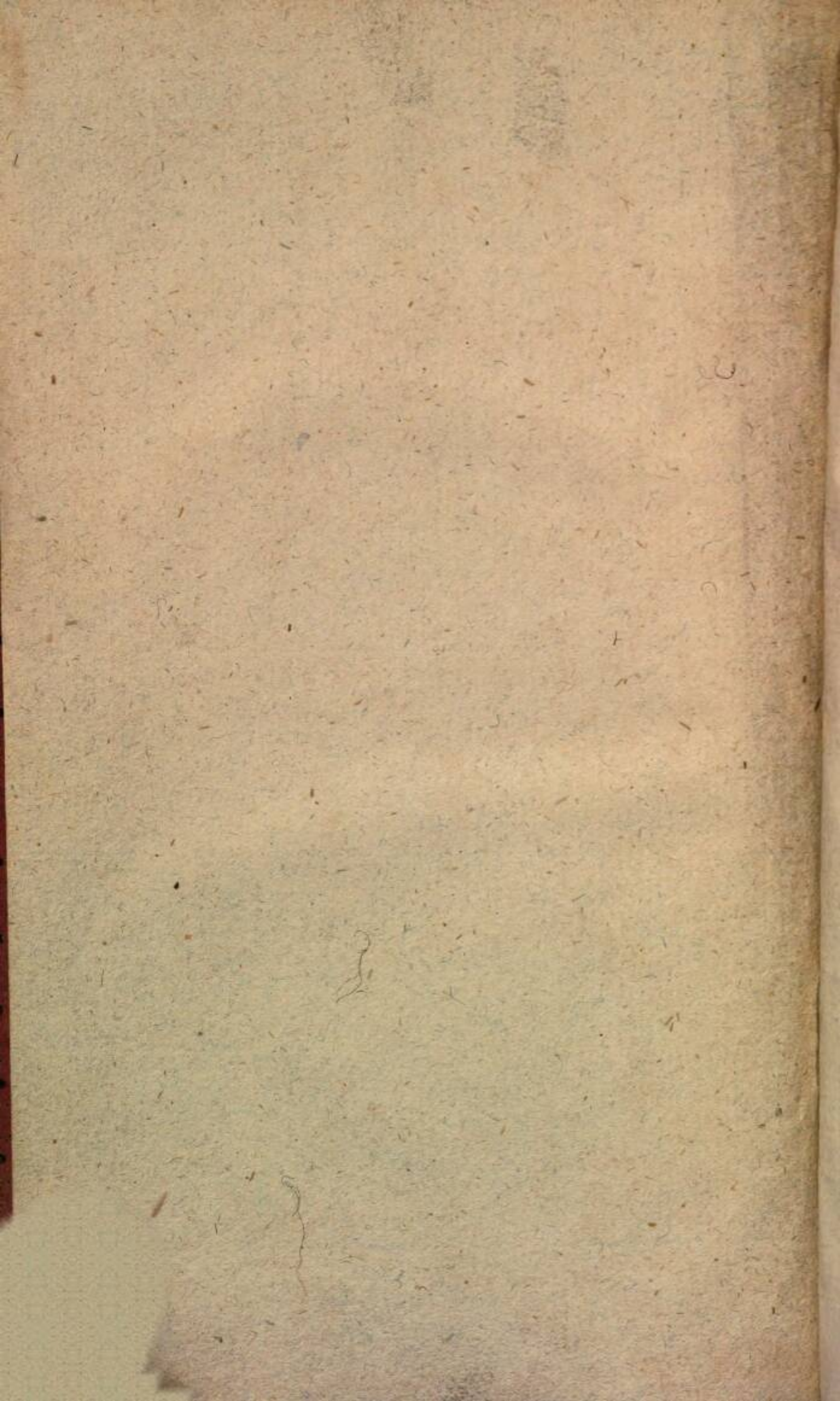










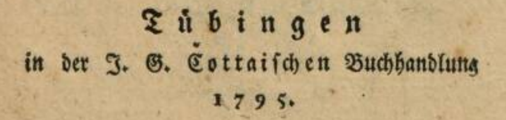


Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller

Dritter Band.



Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795.

Die Horen

Jahrgang 1795

Siebentes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795


K.K. HOFBIBLIOTHEK
WIEN


KAISERLICHE KOENIGLICHE
WIEN
HOFBIBLIOTHEK

7.

Innhalt des (sechsten) Stücks.

I Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet. Seite 1

II Dante's Hölle. Fortsetzung. — 31

III Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. — 50

IV Die Dichtkunst. — 77

V Der Dorfkirchhof. — 79

VI Lethe. — 82

VII Saladin und der Sklave. — 85

Musik zu: Weihe der Schönheit und Sängerlohn (s. Heft V.) und die Dichtkunst.

Die Horen.

Erster Jahrgang. Siebentes Stück.

I

Die Idee der Gerechtigkeit
als Princip einer Gesetzgebung betrachtet.

Das höchste praktische Ziel der menschlichen Weißheit, das die Menschen in diesem Leben vermöge ihrer moralischen Natur zu erreichen hoffen können, ist, Ausbildung ihrer Kräfte ohne feindselige Kämpfe, und freyer Lebensgenuß ohne Verletzung der Gerechtigkeit. Die einzigen Mittel, die zu diesem Zweck führen können, sind Erziehung und Gesetzgebung. Die Vollendung dieser beyden Künste setzt daher allen menschlichen Bemühungen erst die Krone auf, und bevestigt das Reich der Weißheit auf immer.

Das Bedürfniß trieb die Menschen zur Kultur dieser beyden Künste, und die ersten Spuren eines Versuchs in der Ausübung derselben, sind gleich alt mit der ersten Entwicklung der Menschen. Solange aber beyde nur Töchter des Bedürfnisses sind, solange können sie auch mit keiner größern Kraft und Weißheit ausgestattet seyn, als zur Stillung desselben erforderlich ist. Das Vermögen im Menschen, dem Bedürfniß durch seine Veranstaltung abzuhelfen, muß aber nothwendig vorhanden seyn, ehe er von den Umständen zur Entwicklung desselben auf=

gefordert werden kann, und jede Veränderung, jede Verbesserung, die nach und nach in der Erziehung und Gesetzgebung vorgenommen wurde, muß schon ihrer Möglichkeit nach in den sie bewirkenden Seelenkräften gelegen haben, ehe sie durch die Kultur zur Reife gelangte. Nur die Reflexion über die Aeusserungen dieses Vermögens leitet ihn auf Principien, denen alle Verfügungen und Vorschriften unterworfen seyn müssen, um von ihm uneigennützig gebilligt werden zu können. Erst wenn Erziehung und Gesetzgebung in gewissen Graden schon wirklich in der Welt waren, kann er sich die Aufgabe machen, die Möglichkeit ihrer Wirkungen, und die Uebereinstimmung mit seiner moralischen Natur einzusehen, kurz, eine Theorie beyder Künste zu versuchen. Bey diesem Versuch sogleich systematisch verfahren zu wollen, und von Grundsätzen auszugehen, die sich noch nicht durch den ganzen Zusammenhang der bisherigen Entwicklung der Menschen bestätigt haben, sondern vielmehr diese Entwicklung selbst bestimmen sollen, ist, (wenn es nicht eine bloße Uebung der synthetisch verfahrenden Vernunft seyn soll, die ihre Resultate noch einer weitern Kritik unterwirft) ein verwegenes Unternehmen, das, wenn der Eifer für das System und die Eile es zu realisieren mit der Wichtigkeit seines Gegenstandes im Verhältniß steht, für den Menschen sehr verderbliche Folgen haben kann. Sicherer ist es an der Hand der Erfahrung, durch die Moralität orientiert, sich in der Reflexion über den Gang des menschlichen Geistes, insoferne er der großen Aufgabe der Erziehung und der Gesetzgebung für das Bedürfniß gewisser Zeiten, theils Genüge leistete, theils zu leisten glaubte, zu üben, und dadurch die Forderungen der Vernunft in ihrem Kampfe mit der Täuschung der

Vorurtheile, den Begierden und dem despotischen Stolze genau und zuversichtlich kennen zu lernen. Die Moralität (nicht die von gelehrter Wissenschaft abhängt, sondern die im Menschen unerkennbar sich äussert) ist das einzige allgemein geltende Princip, durch das sich die Menschen über philosophische Gegenstände verständigen können. Sie ist das einzige Ziel, das wir nie bey unsern Untersuchungen aus den Augen lassen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, uns in leere Spekulationen zu verlieren; und obgleich die Philosophen noch nicht über das Princip der Moral einig sind, so ist doch die Moralität das Einzige, wornach sie sich in der Untersuchung über ein Princip der Moral orientieren müssen.

Unter die vorzüglichsten Denkmale des Alterthums, die die Fortschritte des menschlichen Geistes in der Gesetzgebung auf einem Theil des angenehmsten Weges seiner Kultur darstellen, gehört gewiß Platos Republik. Der Zweck derselben ist, die Möglichkeit zu zeigen, wie die Idee der Gerechtigkeit realisiert werden könne. In den beyden ersten Gesprächen sollte anschaulich gemacht werden, wie unbestimmt und schwankend die Begriffe von Gerechtigkeit selbst bey denkenden Menschen seyen, und wie viel Schwierigkeit es habe, etwas, das sich nicht auf die positiven Verfügungen des Staates gründet, über die Gerechtigkeit festzusetzen. In dem ersten Buche bringt Sokrates den Sophisten Thrasymachus, welcher behauptet, die Gerechtigkeit sey weiter nichts als der Nutzen des Mächtigen, nach der ihm gewöhnlichen Methode zum Schweigen, indem er ihn in Widerspruch mit sich selbst setzt. Man sieht schon aus der Seichtigkeit des Angriffs, daß die Widerlegung keinen grosen Aufwand von Scharf-

sinn erfordert haben kann. Sokrates scheint dieses selbst zu fühlen, indem er den Dialog mit folgender Anmerkung beschließt: „Mir ist es, sagt er, bey diesem Streit ergangen, wie dem wollüstigen Schlemmer, der an einer herrlich besetzten Tafel von jedem Leckerbissen kostet, aber darüber von keiner Speise ganz gesättigt wird.“

In dem zweyten Buche tritt Glaukon auf, und fordert Sokrates feyerlich auf, ihm zu sagen, was Gerechtigkeit sey. Es giebt, sagt Glaukon, dreyerley Arten des Guten. Eine Sache ist uns entweder wünschenswerth um ihrer selbst willen, wie die Vergnügungen der Sinne, oder sie ist es uns um ihrer selbst und zugleich auch um ihrer Folgen willen, wie die Gesundheit der Seele und des Körpers, oder sie ist uns nur angenehm um der Vortheile willen, die sie uns gewährt, von welcher Art alle Künste sind, welche wir des Gewinnstes wegen treiben. Nun fragt sichs, fuhr er fort, unter welche Art des Guten du die Gerechtigkeit setzest? Unter die vorzüglichste, antwortete Sokrates, nehmlich unter die Art des Guten, welches wir um seiner selbst und um der Folgen willen zugleich lieben. Hierüber denkt der grose Haufe ganz anders, versetzte Glaukon: dieser setzt die Gerechtigkeit unter die Künste des Gewinnstes, welche man bloß des Nutzens wegen liebt, den sie uns gewähren. Nun läßt sich Glaukon in eine nähere Untersuchung der Gerechtigkeit ein, zeigt zuerst die Natur und den Ursprung derselben und sucht alsdann zu beweisen, daß alle Menschen der Gerechtigkeit bloß gezwungen folgen, und daß sie hierinn der Natur der Sache gemäß handeln, weil das Leben des Ungerechten weit besser und glücklicher ist, als das Leben des Gerechten.

Anfangs, sagt er, vor Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft, wußte man nichts von Gerechtigkeit. Ein jeder that, was er wollte, wenn er die Macht dazu hatte. Da aber der Schmerz, Unrecht zu leiden, noch weit das Vergnügen überwiegt, das uns das Unrechtthun gewährt, so traten die Menschen zusammen, machten den Vertrag unter sich, einander nicht mehr Unrecht zu erweisen, und schrieben sich gewisse Gesetze und Verordnungen vor, deren Befolgung mit dem Namen: Gerechtigkeit bezeichnet wurde; so entstand die Gerechtigkeit, welche also schon ihrem Ursprunge nach das Unangenehme der Einschränkung mit sich führt. Denn die Gerechtigkeit ist nichts gutes für den, der sie beobachten muß, sondern für den, gegen welchen sie beobachtet wird; so wie hingegen die Ungerechtigkeit etwas Gutes für den ist, der sie begeht, und etwas Böses für den, wider welchen sie begangen wird. Daß aber die Menschen nur gezwungen der Gerechtigkeit folgen, zeigt er aus folgendem Beyspiel. Wenn, sagt er, beyde zugleich, der Gerechte und der Ungerechte, von Ungefähr den Ring des Gyges fänden, wodurch sie unsichtbar würden und daher ungestraft alles thun könnten, was ihnen nur beliebt, wie lange würde wohl der Gerechte seinen Grundsätzen treu bleiben? Würde er sich nicht bald auf die Seite des Ungerechten neigen, und am Ende auf einer Straße mit ihm wandeln? Der Ungerechte ist auch weit glücklicher, als der Gerechte. Um dieß zu beweisen, nimmt er zwey Personen an, von welchen der eine höchst ungerecht und der andere in eben so hohem Grad gerecht ist. Der eine als vollkommen in seiner Art weiß allen seinen Ungerechtigkeiten den Anstrich der größten Gerechtigkeit zu geben, da hingegen der andre als ein schlichter und einfältiger Mann in der Bahn

der Gerechtigkeit mit festen Tritten wandelt, ohne sich um die Meinungen der Menschen zu bekümmern: und bey dem grosen Haufen eben dadurch, weil er der gerechteste ist, in den Verdacht kommt, als wär er der ungerechteste. Was geschieht nun? Der Ungerechte, weil man ihn für das Gegentheil hält, wird überall geschätzt und verehrt; man ist stolz darauf mit ihm in nähere Verbindung zu kommen, man verschwendet Geschenke und Ehrenstellen an ihn. Er ist der Abgott des Volks. Der wirklich Gerechte im Gegentheil wird gehaßt und verfolgt. Gefängniß und Schmach erwarten ihn, und es ist ein Glück für ihn, wenn er unter so vielen Verfolgungen mit dem Leben davon kommt. Auf welcher Seite ist nun das Glück? Ueberdieß hat auch der Ungerechte bey den Reichthümern, die er sich zuzueignen gewußt hat, die herrlichste Gelegenheit, sich bey den Göttern durch prächtige Opfer und Geschenke beliebt zu machen, und er ist daher weit mehr ein Liebling der Götter, als der Gerechte, der den Göttern nichts geben kann. Jener ist also mit den Göttern und Menschen wohl daran, da dieser von beyden verachtet und gehasset wird.

Adimantus, Bruder des Glaukons, welcher glaubte, daß jener noch nicht alles wider die Gerechtigkeit gesagt hätte, was sich wider sie vorbringen ließe, nimmt darauf das Wort: „Ich will, sagt er, wie du die Tadler der Gerechtigkeit vor uns hast sprechen lassen, nun auch diejenigen auftreten lassen, welche sie lobpreisen. Wenn der Vater dem Sohn oder der Lehrer dem Zögling die Tugend anpreißt, so zeigt er ihm von weitem Ehrenstellen und Belohnungen, welche den Gerechten erwarten. Nie loben sie ihm die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit,

sondern nur in Rücksicht des Vortheils, den sie uns verschaft. Aber alle diese Vortheile werden eigentlich dem Ungerechten zu Theil, der sein Handwerk recht versteht, und nicht dem Gerechten. Ueberdies sind alle die Strafen, womit uns die Poeten im Unterreich bedrohen, bloß sinnlich und um nichts schlimmer als die Uebel, denen der Gerechte hier in diesem Leben, durch seine Gerechtigkeit ausgesetzet ist. Und noch oben darein sagen uns die Poeten, diese Söhne der Götter, welche am beßten von der Natur derselben unterrichtet seyn müssen, daß die Götter sowohl bey unsern Lebzeiten, als nach unserm Tod, sich durch Opfer aussöhnen lassen. Wer also viel opfert, dem wird auch viel erlassen, wer aber nichts opfert, dem wird auch nichts erlassen. Auf welche Seite wird sich nun wohl der feurige Jüngling, wenn er dieß alles zusammenhält, hinneigen? Wird er nicht lieber mit Klugheit ungerecht seyn und im Ueberfluß und Reichthum leben, als gerecht in Armuth und Verachtung schmachten wollen? Man beweise uns, fährt Adimantus fort, daß die Gerechtigkeit an und für sich und nicht bloß in Rücksicht der Meinungen der Menschen etwas Gutes und Ungerechtigkeit schon an und für sich etwas Böses sey, und jeder, der das Gute liebt und das Böse haßt, wird von sich selbst über sich und seine Handlungen wachen, um an der Gerechtigkeit nicht treulos zu werden, ohne eines fremden Wächters nöthig zu haben. Wir fordern dich daher auf, Sokrates, uns diesen Beweiß zu führen, denn niemand ist dazu geschickter als du, der du dein ganzes Leben dergleichen moralischen Untersuchungen gewiedmet hast.

Dieß alles ist nun bloß Vorbereitung zu der Republik,

deren sich Sokrates, oder vielmehr Plato bedient, um seinen Begriff von der Gerechtigkeit auszuführen. Aber ohne noch die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des platonischen Begriffs förmlich zu untersuchen, glaube ich im voraus beweisen zu können, daß Platos Begriff nicht richtig seyn kann; denn geht man bis zur Entstehung des Begriffes der Gerechtigkeit unter den Menschen zurück und bemerkt die verschiedenen Stuffen seiner Entwicklung, so findet es sich, daß zu Platos Zeiten noch Ein oder mehrere Hauptmomente dieses Begriffes fehlten.

Alle Fähigkeiten unserer Seele werden durch sinnliche Eindrücke geweckt, und die Gesetze unsers Denkens selbst werden uns erst durch Reflexion über das Denken bekannt. Das Gemüth hat zwar an dieser Entwickelung schon von Anfange so viel Antheil als die Sinne, aber es wirkt dann uns unbewußt, seinen Gesetzen nach, und wir erwerben uns nur nach und nach die Freyheit in unsern Reflexionen, sie auf die Gesetze, nach welchen wir über Gegenstände reflektierten, selbst zu erstrecken. Dieser Fall findet nothwendig auch bey unsern moralischen Einsichten statt. Alles was durch den Menschen ist, ist auf zweyerley Art durch ihn; zuerst durch seine Natur und dann durch seine Freyheit. Jede Sache ist früher als ihr Begriff und jede Handlungsweise älter als ihre Regel. In dem Bestreben, das dem Menschen eigen ist, die Naturwirkungen durch Freyheit nachzuahmen, liegt der Grund seiner Entwickelung, die also immer von zwey Bedingungen abhängt, nehmlich: von den Originalen, die ihm die Natur, sowohl die physische, die der Stoff seiner Handlungen ist, als die intellectuelle in ihm, die diesen Stoff behandelt, aufstellt, und von dem Bestreben sie mit

seinem freyen Willen, durch Kunst zu kopieren. Das erste ist in Rüksicht auf seine willkührliche Thätigkeit zufällig, und nur das zweyte hängt von ihm ab. Man hat bey der Erklärung der menschlichen Handlungen immer auf Natur und auf Freyheit zu sehen. Alles, was im gesetzlichen Zusammenhang stehet, der nicht mit freyem Willen von uns selbst gesetzt wurde, gehört zur Natur im weitesten Sinne, und die Moralität selbst, insoferne ihr Gesetz in der Form unserer Vernunft nothwendig gegründet ist, gehört so lange zur Natur, als diese Form nicht durch uns selbst, nicht bloß erkannt, sondern auch anerkannt ist. Die Ausbildung des Menschen ist also von einer Seite immer zufällig, und er kann weder von Gesetzen des Denkens, noch des Handelns etwas wissen, ehe er veranlaßt wird, sie auszuüben, und ehe er mit Freyheit über das reflektiert, was er, durch seine bloße Natur getrieben, in Ausübung brachte. Seine moralischen Einsichten hangen daher vom Zufall ab, und er kann in seinem Zeitalter in dieser Rüksicht wohl hervorragen, aber es nicht überspringen. Das Verdienst, das der Mensch bey seinen Handlungen hat, hängt nicht von seinen Einsichten, sondern von seiner Gesinnung ab, und ist an kein Zeitalter gebunden. Bey gleicher Gesinnung kann er sehr verschieden, nach dem Maaß seiner Einsichten, handeln, ohne dadurch in dieser Rüksicht besser oder schlechter zu seyn. Nicht die Gesetze, die er erkennt, sondern die er anerkennt und freythätig für seine Handlungsweise festsetzt, bestimmen nächst der Beständigkeit, mit der er sie ausübt, seinen wahren moralischen Werth. Der Stoff, der den Menschen zur Entwicklung seiner moralischen Einsichten aufgedrungen wird, ist von zweyerley Art; nehmlich er besteht aus dem gefühlten Bedürf-

niß nach erkannten Gesetzen zu handeln und aus dem Erfolg, den die Erfahrung giebt, wenn er nach gewissen von ihm bestimmten Regeln in der Wirklichkeit verfuhr. Das erste treibt ihn zur Spekulation, das zweyte berichtigt seine Spekulationen durch die Erfahrung.

Die erste Stufe sowohl der moralischen Kultur als der Verstandesbildung fängt damit an, daß der Mensch sich gewöhnt etwas zu erwarten. In ersterer Rücksicht lernt er wünschen, und in zweyter vorhersehen. Auf was Art er zu dieser Gewohnheit etwas zu erwarten gelange, läßt sich schwerlich weiter erklären, und ich nehme sie als ein unbezweifeltes Faktum an. Der Wunsch ist der Zeit nach als die erste, und dem Werth nach als die geringste Entwicklung unserer Moralität anzusehen. Er beweißt schon eine moralische Anlage in uns, denn wenn er auch noch keine moralische Kraftäuserung zeigt, so ist er doch schon eine Anzeige, daß wir uns als einen möglichen letzten Zweck der Naturbegebenheiten zu denken anfangen. Die Vorhersehung ist der gröste Feind der Wünsche, und sie läßt sich als das Negative des Wunsches betrachten, denn sie hebt ihn auf. Solange der Mensch aber noch gar nichts erwartet, solange kann er auch nicht wünschen. Der Antagonism zwischen Wünschen und Vorhersehen, ist der Ursprung aller intellectuellen Ausbildung des Menschen. Der zweyte Schritt besteht daher darinnen, zu suchen, seine Wünsche mit den Vorhersehungen in Einigkeit zu bringen, und sie durch diese zu beschränken. Von dieser zweyten Epoche an wird erst eine Geschichte der Menschheit möglich, da in ersterer der Mensch als moralisches Wesen noch gleichsam als Embryon zu betrachten ist, in dem die Triebe noch ganz

ungestört durch seine freye Thätigkeit wirken. In der zweyten Epoche fängt er an, das Mißverhältniß zu bemerken, das sich zwischen der Erwartung und dem Genuß bey vielen seiner Wünsche findet, und dadurch wird er auch auf den unangenehmen Zustand aufmerksam, der daraus entsteht, daß er ungewiß ist, wie ihm seine Mitmenschen begegnen werden. Daraus entwickeln sich die ersten Keime der Klugheitslehre, und die Bereitwilligkeit sich einer Gesetzgebung zu unterwerfen. Bey zunehmender Kultur mußte sich aber ein Widerspruch entdecken, der sich öfters zwischen seinen Klugheitslehren, die sich nur auf die Beförderung seines angenehmen Zustandes erstreckten, und dem Betragen fand, das er beobachten mußte, wenn eine allgemeine Gesetzgebung möglich seyn sollte. Durch die Ideen einer Gesetzgebung mußte er nehmlich sein Betragen nach einer Regel bestimmen, die der andere auch beobachtete, und wodurch es möglich wurde, daß die Menschen auf die Art ihres wechselseitigen Betragens gegeneinander rechnen konnten. Diese Regel konnte aber sehr oft für den einen lästig seyn; ohne daß er einsah, daß ihm die Klugheit verböte, sie zu übertreten. Klugheit und Gesetzgebung kamen nun in Collision, und es entstund die Frage, durch was die Lehren der Klugheit beschränkt werden müßten, um nicht mit der Möglichkeit einer Gesetzgebung im Widerspruch zu stehen. Dieß wurde mit dem Wort Gerechtigkeit bezeichnet, das ursprünglich, dem Wortsinne nach, diejenige Beschaffenheit eines Menschen bedeutet, wodurch andere auf seine Handlungsweise gegen sie sicher rechnen können. Das Princip der Gerechtigkeit mußte daher immer dem Princip der Gesetzgebung ähnlich seyn, und das Prädicat gerecht bezog sich auf den Begriff, den

man von dem, was gesetzmäsig sey, hatte. Recht war, was überhaupt; gerecht, was ohne Rücksicht auf möglichen Zwang dem Gesetz gemäß geschah. Die Gesetzgebung konnte sich ursprünglich nicht auf das Recht, sondern dieses mußte sich auf die Gesetzgebung gründen. Das Recht kann nie den Gesetzen vorangehen, sondern hängt entweder von gegebenen oder von a priori erkannten Gesetzen ab, und ist also jederzeit ein Resultat der Gesetze, es mag positiv oder natürlich heissen. Die erste Entstehung hat also das Recht, so wie die Gesetzgebung, dem Bedürfniß zu danken, das der Mensch hat, auf das Betragen anderer gegen ihn zu rechnen. Die Klugheit befiehlt dem Menschen nur nach seinem größtmöglichsten Vortheil zu streben, und also nur in so ferne Recht zu thun, als es nothwendig ist, um von den andern auch Recht fordern zu können. Dazu ist nun nicht nöthig, daß der Mensch gerecht sey, sondern nur, daß er es scheine. Aus dem Gesichtspunkt des Vortheils betrachtet, hat Thrasymachus völlig recht zu behaupten: die Gerechtigkeit sey nur ein Gut für den, gegen den sie ausgeübt wird, aber ein Nachtheil für den, der sie ausübt. Daß ein Staat im Ganzen um so glüklicher sey, je gerechter alle seine Mitbürger gegeneinander wären, mußte sehr früh von den Menschen erkannt werden, aber von dieser theoretischen Erkenntniß bis zur Einsicht der Verbindlichkeit, meinen einzelnen klar eingesehenen Vortheil der Idee eines Ganzen, wie der Staat ist, nachzusetzen, ist ein sehr grosser Sprung. So leicht die objectiven Vortheile der Gerechtigkeit einzusehen waren, so schwer waren ihre subjectiven Nachtheile zu widerlegen. Die Nothwendigkeit des Scheins der Gerechtigkeit wurde von allen zugestanden, aber über die Nothwendigkeit, es

wirklich zu seyn, mußten sich die Meinungen theilen. Diejenigen, welche die Gleichförmigkeit der Handlungsweise und die Uebereinstimmung mit sich selbst, als das grösere Gut empfanden, waren für die Sache, diejenigen, welche das größere Gut in die einzelnen Genüsse und Vortheile setzten, waren für den Schein. Eigentliche Sittlichkeit zeigte sich bey den Menschen zwar schon in jeder Epoche als Thatsache, und sie konnten, ihrer Natur nach, ihr die Achtung nicht verweigern; aber zu sehr noch mit dem, was ihnen ein glükliches oder lästiges Leben bereitete, beschäftigt, hatten sie noch nicht über das moralisch Gute an sich reflectiert.

Um ein Gesetzbuch zu verfassen, war diese Reflexion auch nicht nöthig, denn dieß braucht nur Rechte zu bestimmen. Um Rechte zu bestimmen, lassen sich zwey Wege denken: der eine gründet ein völlig positives, und der zweyte ein ursprünglich natürliches Recht, das erst durch die Gesetze positiv wird. Die ursprüngliche Idee eines Rechts ist, eine nach Regeln bestimmte und dadurch vorauszusehende Handlungsweise, insoferne sie auf das wechselseitige Betragen der Menschen gegeneinander Bezug hat. Dieser Zweck kann auf den eben gedachten zwey verschiedenen Wegen erreicht werden, nehmlich: man kann festsetzen, das Betragen, das sich Menschen einmal von einander gefallen liessen, müssen sie sich immer gefallen lassen, und dieß erzeugt das positive Recht im engsten Sinne des Worts; oder man setzt solche Regeln des Betragens fest, wodurch alle, wenn sie befolgt werden, gleiche Vortheile geniessen, und dieß giebt ein natürliches Recht, weil dabey die Menschen, als völlig im Stande der Natur, ohne daß noch einer vor dem andern etwas voraus

oder ihn zu irgend einer Erwartung berechtigt hätte, vorausgesetzt werden. Die letztern Rechte werden durch die Gesetzgebung nur der Form nach positiv, an sich sind sie rational. Da aber die Menschen, ehe sie sich zur Idee einer allgemeinen Gesetzgebung erheben konnten, schon durch das Bedürfniß, mit einander zu leben, gezwungen wurden, die erste Art von Recht zu ehren, so war nie eine reine Gesetzgebung möglich, sondern jede Gesetzgebung in der Wirklichkeit kann nicht sowohl als ursprünglich Recht erzeugend, sondern vielmehr als die, durch Zufall entstandenen und für heilig gehaltenen, Rechte reinigend, betrachtet werden. Jede Gesetzgebung in der wirklichen Welt ist daher nicht sowohl constituirend, als vielmehr reformirend, indem sie die Mißbräuche abschafft, und dadurch die Menschen wieder der ursprünglichen Gleichheit näher bringt.

Dieser Widerspruch zwischen der Gesetzgebung im Ideal, von der erst alle Rechte anheben, und der Gesetzgebung in der Wirklichkeit, die schon Rechte antrift, trennte bald die Philosophen von den Staatsmännern, und führte auf die uralte, aber, wie ich dafür halte, sehr unrichtige Behauptung: daß etwas in der Speculation vortreflich und in der Praxis sehr schlecht seyn könne. Was dieser Behauptung in dem gegenwärtigen Fall einen Schein von Richtigkeit gab, ist: daß das, was in der Speculation als die ursprüngliche Quelle aller Rechte erkannt wird, in der Praxis blos das Ziel seyn kann, dem man sich nähert. Unternimmt man daher die Grundsätze der Speculation in der Wirklichkeit unmittelbar in Ausübung zu bringen, so muß man nothwendig auf unübersteigliche Hindernisse stoßen, weil man handelt als

wäre der Zustand wirklich vorhanden, den die Speculation voraussetzte, da doch dieser Zustand erst hervorgebracht werden muß. In der Idee setzt die Gesetzgebung völlige Gleichheit der Menschen in Rücksicht auf die Gültigkeit der aus ihren Kräften und Bedürfnissen entspringenden Ansprüche voraus, und sucht diese Gleichheit für immer zu bewahren; in der Wirklichkeit trift der Gesetzgeber auf eine auffallende Ungleichheit in der Schätzung der Gültigkeit der Ansprüche, die die Menschen im Verhältniß ihrer Kräfte und Bedürfnisse machen können, und muß jene Gleichheit, ehe er sie bewahren kann, erst zu bewirken suchen.

Aus diesem Unterschied der Gesetzgebung in der Speculation und in der Praxis entsteht nun ein doppelter Gesichtspunkt der Gerechtigkeit: sie kann nehmlich als ein Betragen betrachtet werden, das sich ohne Rücksicht auf möglichen äusern Zwang den Regeln unterwirft, die für Gesetze gelten; und als ein ähnliches Betragen, das sich nach den Regeln richtet, die durch ein Ideal der Gesetzgebung für die menschlichen Handlungen bestimmt werden. Dieß erzeugte den Unterschied zwischen dem Betragen des gemeinen Bürgers und des Weisen. Die Nothwendigkeit mit andern Menschen umzugehen, zwang die Philosophen, sich im gemeinen Leben nach der gewöhnlichen Meinung zu richten; die Richtung ihrer Speculation aber leitete sie darauf, die gewöhnliche Meinung als Richtschnur dessen, was an sich für wahrhaft gut gehalten werden sollte, zu verwerfen, und so wurde die Speculation gänzlich von der Praxis getrennt. Durch die Trennung sank sie zur Sophistik herab, und machte gleich andern unterhaltenden Künsten fast gar nichts als einen Zeitvertreib aus.

So fand sie Sokrates. Ihm entgieng der Widerspruch nicht, in dem sich dadurch die meisten Menschen mit sich selbst, über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit befanden, und er suchte ihn, soviel an ihm lag, zu heben. Das auffallendste war, daß die Menschen zu wissen glaubten, was Gerechtigkeit, Schönheit und Tugend u. s. w. an sich seyen, und doch im praktischen ganz anders urtheilten und handelten. Um diesen Widerspruch zu zeigen, und auf Einheit im Menschen zu dringen ohne sich doch in seinem eigenen Betragen eines ähnlichen Widerspruchs schuldig zu machen, mußten zwey Klippen von ihm vermieden werden. Er mußte das, was im gemeinen Leben für Recht galt, und es doch nicht nach der Vernunft war, in seiner Blöße darstellen, und sich doch im Umgange mit Menschen darnach bequemen können. Er mußte die Wahrheit besitzen, und durch sie doch nicht genöthigt werden, sich von den andern Menschen abzusondern. Der Mittelweg, den Sokrates hier einschlug, war eine vorgegebene Unwissenheit über diese Gegenstände; dadurch wich er dem Vorwurf aus: wenn du das, was wir glauben, für wahr hältst, warum suchst du weitere Erkenntniß, und wenn du beßre Erkenntnisse besitzest, warum lebst du nach unserer Weise? Er konnte mit Hülfe seiner vorgegebenen Unwissenheit jedem, der ihn belehren wollte, zeigen, daß er im Widerspruch mit sich selbst sey, also auch nichts wisse. Die Unwissenheit des Sokrates erkläre ich mir so. Ich sehe ein, daß ich in Rücksicht auf die Resultate meiner Speculation, und die Vorschriften, die ich befolgen muß, um unter Menschen leben zu können, in Widerspruch mit mir selbst bin; da ich nun das eine nicht befolgen, und das andere nicht für recht erkennen kann, so muß ich,

weil es unmöglich ist, daß der Mensch durch Nothwendigkeit zu etwas gezwungen seyn kann, von dem seiner Einsicht nach das Gegentheil nothwendig seyn sollte, mich in dieser Einsicht irren, und also bin ich unwissend. Ob dieß wirklich sein Fall war, oder ob er es nur, um andere belehren zu können vorgab, lasse ich für jetzt dahin gestellt seyn. Aus dieser Quelle floß aber nothwendig die Art, auf welche Plato den Sokrates seine Meinung über Gerechtigkeit vortragen läßt. Er mußte ihn eine ganz eigene Republik aufstellen lassen, damit er nicht, nach seiner eigenen Methode, welche darinn bestand, die philosophischen Definitionen der Menschen nach den Urtheilen, die eben diese Menschen in dem gemeinen Leben fällen, zu prüfen, widerlegt werden könnte.

Der Gesichtspunkt, aus dem aber Sokrates und nach ihm Plato die Gerechtigkeit betrachteten, konnte kein anderer seyn, als der des Bedürfnisses der Gerechtigkeit und der daraus gebildeten Behauptung, daß sie ein Gut sey. Kein Staat kann ohne Gerechtigkeit bestehen, war eine Einsicht, die die Erfahrung den Menschen aufgedrungen hatte; aber weiter konnte ihn bloße Erfahrung auch nicht bringen. Die Unentbehrlichkeit der bürgerlichen Verfassung hatte er gleichfalls eingesehen, und daraus bildete sich für die Spekulation die Aufgabe: ob die Gerechtigkeit ein wahres Gut oder ein nothwendiges Uebel für den Menschen sey, dem er sich, um anderer ihm unentbehrlicher Güter willen, unterwerfen mußte? Die bloß für die Klugheit kultivirte Vernunft entschied für das letzte, seine moralische Natur für das erste. Um beyde Aussprüche zu vereinigen, mußte der letztere Ausspruch entweder als Aberglaube verworfen, oder der erste

ihm aufgeopfert, oder es mußte gezeigt werden, daß beyde einander nur scheinbar widersprechen. Die Entstehung der Idee von Gerechtigkeit hatte der Mensch, wie ich gezeigt habe, dem Bedürfniß zu danken, das ihm dieselbe als zu seiner Glückseligkeit nothwendig darstellte. Sie machte also einen Bestandtheil seiner Idee von Glückseligkeit aus. Er konnte daher, zumal da das moralische Gefühl laut für sie sprach, sie nicht für eine Täuschung und nicht nothwendiges Uebel erklären, aber eben so wenig, da sie aus der Klugheit entsprang, diese ihr unterordnen. Er mußte, wenn er nicht einseitig zu Werke gehen wollte, nothwendig versuchen, Gerechtigkeit und Klugheit in Harmonie zu bringen und die Gerechtigkeit als einen Bestandtheil des höchsten Gutes darzustellen. Als höchstes Gut kann sie aber nur insoferne gut seyn, als sie erreicht wird. Alles, was dazu gehört sie zu erlangen, ist nur ein Mittel zu einem Gut, aber eben deswegen nicht selbst ein Gut, und dadurch wird die Gerechtigkeit zu etwas, das keine Eigenschaft der einzelnen Handlungen der Menschen, sondern der durchgängigen Einhelligkeit aller zu ihrer Realisirung erforderlichen Handlungen ist. Dieß ist ein neuer Grund, warum er seine Idee von der Gerechtigkeit nur in dem Ideal einer Republik darstellen konnte. Dadurch wurde aber auch der Gesichtspunkt auf das gerichtet, was die Gerechtigkeit bewirkt, und davon abgelenkt, in welcher Gesinnung sie eigentlich besteht, oder woraus sie hervorgeht. Auch wurde die Gerechtigkeit nur von ihrer thätigen Seite betrachtet, insoferne sie wirklich das Gesetzmäßige einem jeden ertheilt (Justitia distributiva) und in soferne sie wechselseitig für die Forderungen, die die Menschen aneinander machen und für die Dienste, die sie einander leisten, das rechte

Maaß bestimmt (Justitia commutativa) fast ganz übersehen.

Um sich bey dem Begriff der Gerechtigkeit nicht zu verwirren, muß man die Gerechtigkeit in der Gesinnung und die Gerechtigkeit, in soferne sie sich in Handlungen zeigt, unterscheiden. In der Erfahrung wird die Gerechtigkeit eines Menschen aus seinen Handlungen erkannt, in der Speculation heißt die Handlung gerecht, weil sie aus der gerechten Gesinnung entspringt. Die gerechte Gesinnung läßt sich aber wieder auf zweyerley Art denken, nehmlich: als der Vorsatz alles das zu thun, was für recht unter den Menschen, unter welchen man lebt, gilt, und als der Vorsatz alles das zu thun, was an sich recht ist. In erster Rücksicht ist die Gerechtigkeit ein aus der Erfahrung abstrahierter Begriff, im zweyten eine Idee. Plato suchte die Idee der Gerechtigkeit, aber da er sie nicht in dem, was sie im Menschen ist, sondern in dem, was sie für den Menschen ist, aufsuchte, so mußte er anstatt der Idee der Gerechtigkeit ein Ideal eines gerecht handelnden Staates aufstellen, das aber, weil die Idee noch nicht richtig gefaßt war, auch nicht das beste Ideal seyn konnte.

Um sich von der Unvollkommenheit dieser Betrachtungsart der Gerechtigkeit zu überzeugen, war die Erfahrung nothwendig, daß die Menschen nie das Ideal der Gerechtigkeit als ein Produkt der politischen Kunst darstellen werden, sondern daß sie einzig durch die freye Befolgung des Sittengesetzes durch jeden einzelnen Menschen realisirt werden könne, und daß sie also nur durch einen ethischen Staat oder durch eine Kirche auf der

Welt möglich ist. Die Politik kann nur eine Analogie der Gerechtigkeit bewirken, die den Gerechten sichert, durch seine Gerechtigkeit in Rücksicht auf zeitliche Vortheile nicht ganz verlohren zu gehen. Der Mensch, der gerecht ist, weil es gut ist, gerecht zu seyn, muß mit eigensinnigem Entschluß handeln, denn er kann unmöglich sich davon überzeugen, daß er sich nicht sehr oft andern Menschen dadurch aufopfert; nur wenn er überzeugt ist, daß er schlechthin gerecht seyn soll, kann er mit wahrer Seelenruhe gerecht handeln. Diese innere Verbindlichkeit, oder die Pflicht gerecht zu seyn, lehrte aber am ersten Christus.

Wenn die Frage nicht davon ist, was für gerecht gilt, sondern was dafür gelten soll, so muß die Idee der Gerechtigkeit der Bestimmung, welche Handlungen gerecht sind, vorausgehen. Die Gerechtigkeit muß auch nicht in einer Menge von Handlungen gesucht werden, sondern sie muß einer jeden Handlung ihren ganzen Charakter geben können; denn sonst wäre gar keine Gerechtigkeit möglich, weil sie in einer vollendeten Rede von Handlungen bestehen müßte, und also in keiner gegebenen Zeit gefunden werden könnte. Sie ist also nicht in dem, was die Handlungen hervorbringen, in der Materie derselben, sondern einzig in der Art der Handlung, in der Form derselben, zu finden. In Rücksicht auf die Gerechtigkeit einer Handlung muß die Handlung immer durch ein und das nehmliche gerecht seyn. Soll die Gerechtigkeit von der Sittlichkeit überhaupt verschieden seyn, und dieß ist sie nach allen Bedeutungen, die noch diesem Wort gegeben wurden, und selbst nach der ursprünglichen einfachen Bedeutung des Worts Recht, so

muß sie eine besondere Bestimmung einer sittlichen Handlung seyn. Die Worterläuterung ist: Gerechtigkeit ist diejenige lebendige Gesinnung, wodurch wir einem jeden sein Recht angedeihen lassen, ohne daß wir auf einen möglichen Zwang dabei Rücksicht nehmen.

Diese Erklärung verträgt sich sowohl mit dem Verstandesbegriff (conceptus), als mit dem Vernunftbegriff (der Idee) der Gerechtigkeit, denn sie ist von der Art unabhängig, nach der wir uns das Recht eines jeden bestimmt denken, ob durch eine wirkliche oder durch das Ideal einer Gesetzgebung. Gerechtigkeit als Idee ist also die uneigennützige lebendige Gesinnung, einem jeden das Recht angedeihen zu lassen, das ihm durch das reine Ideal der Gesetzgebung zukommt. Das Ideal einer Gesetzgebung besteht aber darinn, daß einem jeden Gerechtigkeit widerfährt, und diese Erklärung führt uns also in einen Zirkel. Sie zeigt uns aber doch, worauf es bey der Bestimmung der Idee der Gerechtigkeit ankommt, nehmlich: sie muß das Princip einer uneigennützigen Gesetzgebung seyn können, und wir haben dadurch wenigstens ein negatives Kennzeichen derselben gefunden. Von welcher Handlungsweise sich zeigen läßt, daß sie sich nicht mit einer uneigennützigen Gesetzgebung verträgt, die kann nicht gerecht seyn. Uneigennützig ist eine Gesetzgebung, wenn der Gesetzgeber durch keinen äusern Vortheil sich in seiner Wahl bestimmen könnte, welchen Rang er selbst in seiner eigenen Gesetzgebung haben wollte. Einen positiven Charakter der Gerechtigkeit haben wir aber oben schon darinn gefunden, daß jede Handlung durch ein und das nehmliche gerecht seyn muß; die Form der Handlungen muß also immer die nehmliche seyn. Die Form der

Handlung besteht in der Maxime, nach der sie geschieht. Diese Maxime muß also um ihrer selbst willen befolgt werden, wenn die Handlung gerecht seyn soll, denn wäre das, was die Handlung bewirkt, der Beweggrund, so wäre jede Handlung durch etwas anders gerecht. Auch die Maximen können nicht verschieden seyn, denn wenn sie nicht unter einer einzigen stünden, von der sie nur besondere Anwendungen seyn dürfen, so würde sich nicht durch sie selbst, sondern nur aus dem Erfolg bestimmen lassen, ob sie gerecht wären. Die Gerechtigkeit muß also bey jeder Handlung die nehmliche Maxime befolgen, und die Maxime muß zu einer uneigennützigen Gesetzgebung tauglich seyn. Diese Maxime muß ausser den Kennzeichen der Moralität noch die nähere Bestimmung haben, daß sie ein Recht auf der andern Seite, nicht bloß eine Verbindlichkeit auf der ihrigen anerkennt. Daraus entsteht folgende Bestimmung der Idee der Gerechtigkeit: sie ist die lebendige Gesinnung alle Handlungen einer solchen Maxime unterzuordnen, die zur Begründung eines Rechts in einer uneigennützigen Gesetzgebung tauglich ist. Ein Recht kann in einer solchen Gesetzgebung aber nur das werden, was schlechthin als Pflicht von den andern gefordert werden kann, und dazu wird erfordert, daß keine andre Kenntniß nöthig sey, um über die Verpflichtung des andern zu urtheilen, als die ich mir erwerben kann, ohne an seiner Stelle zu seyn. Daraus ergiebt sich nun der Charakter der Gerechtigkeit, in sofern sie von der Sittlichkeit überhaupt unterschieden ist, sie ist die Ausübung aller der Pflichten, die objectiv erkannt werden können. Die Gerechtigkeit ist von Sittlichkeit überhaupt daher nur in Rücksicht auf menschliche Erkenntniß verschieden, in Rücksicht auf eine göttliche Erkenntniß oder

Allwissenheit, sind alle Pflichten als zur Gerechtigkeit gehörig anzusehen. Da man das Gute, was der Mensch ausübt, ohne daß man es nach den Vorschriften der blossen Gerechtigkeit von ihm fordern kann, Verdienst nennt, so findet in Beziehung auf einen allwissenden Richter kein Verdienst statt.

Der Unterschied zwischen dem Gang der Untersuchungen, den Kant bey moralischen Gegenständen einschlägt, und dem, welchen Plato befolgt, wird nunmehr, wie ich glaube, einleuchtend seyn. Auf dem Weg der Deutlichkeit führen uns Plato und alle ältere Philosophen nur zur Klugheit und zum Begriff der Gerechtigkeit; die Moralität lehren sie nur, durch ihr moralisches Gefühl geleitet, und der Idee der Gerechtigkeit nähern sie sich nur, insoferne sie nicht das Glück einzelner Menschen, sondern einer gesellschaftlichen Verbindung von Menschen zu begründen suchen. In diesem Siege der moralischen Natur des Menschen über seine theoretischen Kenntnisse, liegt aber auch der Reitz, den die Schriften der alten Classiker vor Kant voraus haben. So wie die Mittagssonne zu unsern Geschäften am besten leuchtet, und uns auf allen Wegen die gröste Sicherheit gewährt, aber selbst kein angenehmer Gegenstand für unser Auge ist; die Morgenröthe aber uns das entzückendste Vergnügen gewährt, ohne soviel Nutzen zu stiften; eben so ist auch Kants Philosophie eine sichere Leiterinn in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, ermüdet aber, an sich betrachtet, unsern Geist sehr bald, da hingegen die Philosophie der alten Classiker bey diesen wichtigen Gegenständen uns bloß einen dunkeln Schimmer, dafür aber um so mehr Unterhaltung für unsern Geist und die

süsse Hoffnung der gänzlichen Erleuchtung verschaft. Kants Philosophie muß solange verkannt, ja sogar verschmähet werden, bis der Wahn verschwindet, daß die Philosophie selbst eine Beschäftigung für uns, und nicht blosse Gesetzgebung für unsere Handlungen seyn müsse.

Die Gerechtigkeit als Princip der Gesetzgebung fordert nach der gegebenen Erklärung nur objectiv zu erkennende Pflichten und erkennt die ihnen entsprechenden Rechte an. Sie giebt als Gerechtigkeit nicht was gut ist, daß es jemand habe, sondern nur was er fordern kann. Die Folgen, die es für die Gesetzgebung hat, wenn die Gerechtigkeit nicht bloß als formale Bestimmung der Handlungen, sondern als ein Gut, das nur durch die Uebereinstimmung vieler Menschen erreicht werden kann, betrachtet wird, deute ich jetzt nur ganz kurz an, da sie sich sehr leicht aus den vorhergehenden Betrachtungen ergeben. 1) Wenn durch die Gerechtigkeit einem jeden gegeben werden soll, was ihm gehört, und darunter nicht bloß das verstanden wird, was man ihm nach einem positiven Recht schuldig ist, sondern auch was er zu seiner größtmöglichsten Ausbildung braucht, so setzt sie eine Kenntniß voraus, deren kein Mensch fähig ist, und eine Gewalt, die beständig nach individuellen Umständen handeln müßte, und sich also mit keiner universellen Gesetzgebung vertrüge. 2) Eine solche Gesetzgebung würde gegen den einzelnen Menschen einen unnöthigen Zwang ausüben, indem sie sich zum Zweck setzte, ihn *wirklich* glücklich zu machen, welches widersprechend ist; weil der Mensch sich nur durch Uebereinstimmung seiner äusern Lage mit *seinen Wünschen* glücklich fühlt. Der Staat als gesetzgebend hat nur dafür

zu sorgen, die äusern, in der Macht des Menschen stehenden, Hindernisse hinwegzuschaffen, damit jedermann nach seinem Willen glücklich werden könne. 3) Dadurch würde der Gesetzgebung die Vorsorge für alle Bedürfnisse des Bürgers auferlegt werden, welches wohl ein Gegenstand des Staats überhaupt, aber nicht der Gesetzgebung seyn kann. 4) Es läßt sich aus diesem Gesichtspunkt wohl darstellen, was der Staat zum Wohl seiner Bürger thun kann, wenn er sie nicht dadurch an ihren Rechten kränkt; aber nicht, was er von ihnen als eine Schuldigkeit fordern soll. 5) Platos Republik kann also kein Ideal der besten Gesetzgebung, sondern nur eine Beschreibung eines glücklichen Staats seyn, der es aber doch nur unter der Bedingung ist, daß die Wünsche der Bürger, mit dem, was ihnen die Regierung ertheilt, von Jugend auf in Harmonie gebracht wurden.

Warum er gerade das Bild einer Republik gewählt habe, um den objectiven Werth der Gerechtigkeit zu erweisen, darüber rechtfertigt sich Plato durch folgendes Gleichniß. Wenn man, sagt Sokrates, einem, der kein gar scharfes Gesicht hat, aufgäbe, eine kleine Schrift von weitem zu lesen, und dieser nun die nehmliche Schrift, nur vergrössert und auf einem grösseren Raum geschrieben fände, so würde ihm dieß gewiß eine willkommene Entdeckung seyn. Diesem Beyspiel wollen wir folgen. Ein ganzer Staat ist weit grösser als ein einzelner Mensch; nothwendig muß sich also in demselben auch die Gerechtigkeit mehr im Grossen und in weit hervorstechenderen Formen zeigen, und wir werden sie von da aus im Kleinen und Einzelnen desto leichter beurtheilen können.

Diese Vorstellung ist dem Begriff ganz gemäß, welchen sich Plato von der Gerechtigkeit bildet. Um diese als ein Gut darzustellen, mußte er ihre Unentbehrlichkeit zu demjenigen zeigen, was die Menschen am meisten schätzen, und dieß ist nichts anders als gesellschaftlicher, möglichst freyer Genuß im Verhältniß des ganzen Umfangs ihrer sowohl sinnlichen als geistigen Bedürfnisse. Wenn einmal nach Urtheil und Recht in der Welt gerichtet wird, so scheint es freylich, als wenn es der Vortheil der Menschen wäre, das Recht selbst zum Dienste ihres Eigennutzes zu gebrauchen, aber wenn noch kein Recht vorausgesetzt wird, so ist es klar, daß der Mensch nicht einmal mit der geringsten Sicherheit auf eine Befriedigung seiner eigennützigen Begierden rechnen könne. So zweydeutig der Nutzen der Gerechtigkeit für den einzelnen Menschen ist, so offenbar zeigt er sich in einem ganzen Staat. Es wird dadurch erwiesen, daß niemand die Vortheile eines Staats wollen könne, ohne das einzige dazu führende Mittel, die Gerechtigkeit zu wollen, und daß er also, wenn er diese verletzt, zugleich auch die Gesetze der Vernunft verletzt. Der Nutzen der Gerechtigkeit ist dadurch als objectiv gültig erwiesen, und die Vortheile, welche die Uebertretung ihrer Vorschriften verspricht, sind in ihrer Blösse als subjectiver Schein dargestellt; wenn nun gleich daraus noch keine Verbindlichkeit erhellt, dem objectiv Nützlichen mehr nachzustreben, als dem subjectiven, so ist doch gezeigt, daß man, sobald man in bürgerliche Gesellschaft tritt, nicht zugleich ungerecht und rein vernünftig handeln kann. Alles, was man für die Gerechtigkeit als ein Gut sagen kann, ist daher durch Plato erschöpft, und es läßt sich nichts bessers zur Empfehlung der Gerechtigkeit sagen, als er ge-

sagt hat. Allein nun bleibt noch übrig zu untersuchen, was die Gerechtigkeit an sich ohne Rücksicht auf ihren Nutzen in der Gesellschaft sey, und ob sie um der Gesellschaft willen, oder die Gesellschaft um ihrentwillen da sey. Daß sich dieß durch Platos Methode nicht finden lasse, habe ich zu zeigen gesucht, so wie auch, daß sich keine bürgerliche Gesellschaft als eine Vereinigung der Menschen die Gerechtigkeit auszuüben, in der Wirklichkeit denken lasse, sondern daß sie nur die einzig mögliche Verbindung der Menschen ist, in welche die Gerechtigtigkeit eingeführt werden kann. Die Speculation abstrahirt daher von aller wirklichen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaften, und stellt das Ideal auf, das sie erreichen müssen, wenn sie der Moralität völlig Genüge leisten sollen. In der Wirklichkeit ist die Gerechtigkeit der Zweck der bürgerlichen Verfassung, in der Speculation das Princip. Die Gesetzgebung als eine philosophische Wissenschaft muß von der Idee der Gerechtigkeit ausgehen und daraus bestimmen, was seyn soll. Die Gesetzgebung als Kunst muß den wirklichen Zustand nehmen, wie sie ihn findet, und ihn dem Ideal so weit zu nähern suchen, als es möglich ist. Gesetzgebung als eine philosophische Wissenschaft kann aber, weil wir nie unsere äußere Lage durch Ideen bestimmen können, sondern durch Natur in sie versetzt werden, nie praktisch werden. Um dieß zu seyn, müßte der Staat und alle Verhältnisse seiner Individuen aus der Gesetzgebung hervorgehen, und nicht schon von ihr gefunden werden, wo sie dann nur bestimmen kann, was in gewissen Lagen gerecht ist, aber die Lage selbst nicht zu ändern vermag. Die Idee der Gerechtigkeit, die bloß formal ist, bleibt daher auch in ihrem Gebrauch nur formal, und kann nur gerechte Men-

schen, aber keinen gerechten Staat hervorbringen. Ein gerechter Staat ist daher nur durch gerechte Individuen möglich, doch mit der Erleichterung, daß er, um als Staat den Menschen die Vortheile der Gerechtigkeit zu verschaffen, nur Handlungen den Vorschriften der Gerechtigkeit gemäß hervorbringen darf, ohne daß er die gerechte Gesinnung vorauszusetzen brauchte. Die Aufgabe ist also: auf welche Art erreicht ein Staat die äusere Vortheile der Gerechtigkeit? Die Antwort ist: durch eine diesem Zweck entsprechende Gesetzgebung; und diese führt dann auf die Aufgabe: wie ist Gesetzgebung möglich? Da die Erklärung der Möglichkeit, daß etwas geschehe, Theorie heißt, so müssen wir uns also mit einer Theorie der Gesetzgebung begnügen, deren Anwendung dann noch eine besondere Kunst erfordert. Die Theorie der Gesetzgebung hat die Idee der Gerechtigkeit durchaus zu ihrem regulativen Princip; was ihr widerspricht, muß verworfen werden. Da aber die Gesetzgebung auch über Gegenstände entscheiden muß, die nicht allzeit eine Frage von Recht oder Unrecht betreffen, sondern auch öfters vom Nützlichen und Schädlichen, so ist die Idee der Gerechtigkeit nur in so weit zugleich konstitutiv, als sich über den Gegenstand aus dem Gesichtspunkt des Rechts etwas entscheiden läßt. Praktisch im eigentlichen Sinne kann, wie ich oben schon bemerkt habe, die Idee der Gerechtigkeit gar nicht bey der Gesetzgebung, sondern nur bey dem einzelnen Bürger seyn. Daß es nur eine Theorie der Gesetzgebung geben könne, und sie keine rein philosophische Wissenschaft sey, läßt sich auch daraus zeigen, daß von der einen Seite die Gesetzgebung nothwendig und als Bedürfniß gefordert wird, von der andern die Tugend nur durch Freyheit möglich ist. Die Aufgabe ist also fol-

gende: wie ist es möglich, daß sich freye moralische Wesen ohne Verlust ihrer Würde gegebenen Gesetzen unterwerfen? Diese Möglichkeit kann nur darinn bestehen, daß gegebene Gesetze denjenigen, welche sich der Mensch als moralisches Wesen selbst geben muß, gleichlauten. Von der Beschaffenheit dieser gegebenen Gesetze hängt also die Möglichkeit der Gesetzgebung für moralische Wesen ab, und diese Beschaffenheit bestimmt die Theorie der Gesetzgebung. Da die Veranlassung zum Gesetz jederzeit gegeben ist, und das Gesetz durch sie erst aufgesucht wird, so entscheidet die Theorie eigentlich nicht, was Gesetz seyn muß, sondern was es seyn kann, welches Können aber dadurch ein Müssen wird, wenn es einzig moralisch möglich ist.

Die Gesetzgebung als Kunst gieng, wie jede Kunst, ihrer Theorie voraus. Darinn hat sie aber vor andern Künsten einen eigenen Charakter, daß eine Idee a priori ihr Princip ist, und daß sie ihr Produkt einer Kritik unterwerfen muß, deren Principien in einer, der Gesetzgebung als Kunst ganz fremden, Region in der Moral liegen. Die Theorie der Gesetzgebung hat daher vor jeder andern Theorie das Eigene, daß sie sich nicht durch das, was die Kunst je leisten konnte, beschränkt, sondern daß sie ihre Ansprüche auf die Kunst in dem Grad erweitert, als sie sich erweitert. Jede Theorie der Gesetzgebung muß aber, wie jede andere, so lange mangelhaft oder gar falsch bleiben, als das, dessen Möglichkeit sie zeigen soll, noch nicht genau bestimmt ist. So lange man glaubte, nur erklären zu müssen, auf welche Art die Menschen am glücklichsten in Verbindung seyn können, solange hatte man sich die Aufgabe noch falsch

vorgelegt, und sich eine pråktische Aufgabe gemacht, da man sich doch, wie ich eben gezeigt habe, mit einer theoretischen begnügen muß. Nicht wie die Menschen glücklich werden, sondern wie sich gegebene durch das Bedürfniß veranlaßte Vorschriften mit den unabhängigen selbst bestimmten und frey anerkannten Gesetzen freyer Wesen vertragen können, hat die Theorie der Gesetzgebung zu erklären.

Ist meine Entwicklung der Idee der Gerechtigkeit richtig, so muß sie zum Princip dienen, die Platonische Republik, insoferne sie ein Ideal der Gesetzgebung aufstellen soll, zu beurtheilen.

II

Dante's Hölle.

Fortsetzung.

(Man sehe das vierte Stück der Horen.)

Wer vom epischen Dichter nicht bloß in seinem eignen Vortrage, auch in den Reden und Handlungen aller aufgeführten Personen Anstand und Würde verlangt, wird unfehlbar die hier beschriebene, mit furchtbarer Lebendigkeit, ohne alle Schonung für schwache Nerven dramatisirte Teufelhetze sehr tadelhaft finden. Dante aber argwöhnte nicht, daß er eine Epopöe schriebe; * alles irgend Darstellbare hielt er sich befugt, darzustellen, und es war seiner Phantasie eigen, sich keinem wirklichen oder möglichen Gegenstande, wie hoch oder tief er auch liegen mochte, zu entziehen. Tief liegen nun allerdings die gemeinen Volksbegriffe von bösen Geistern, denen der Ton jener Schilderungen entspricht; doch enthalten sie das Wahre, daß sittliche Ausartung sich immer in Häßlichkeit und Unadel offenbart. Selbst die menschliche Gestalt, unter der wir uns natürlicher Weise alle Wirksamkeit der Geister versinnlichen, ist dem Erz-

* Dieß erhellt unter andern auch daraus, daß er die Aeneis, das einzige Gedicht dieser Gattung, welches er kannte, im Gegensatz mit dem Styl seiner Komödie eine hohe Tragödie nennt. Inf. XX, 113.

feinde der Menschen nicht ohne entstellende Zusätze gegönnt worden.

Unsre Einbildungskraft, wenn sie außerirdische Wesen schafft, kann dieselben zwar mit physischen Vorzügen wunderbar ausrüsten; sie kann ihnen auch in unbestimmten Angaben ein übermenschliches Maaß geistiger Kräfte leihen; aber zu den wesentlichen Bestandtheilen unsrer innern Natur kann sie durchaus nichts hinzufügen, und folglich auch, sobald es zur näheren Ausführung kömmt, keinen Gedanken, keine Empfindung eines guten oder bösen Engels erfinden, dessen ein Mensch, das Zufällige abgerechnet, nicht ebenfalls fähig wäre. Da wir also den Teufel nicht über die menschliche Natur erheben können, so erfordert es das Interesse unsrer Ehre, ihn unter sie hinabzustossen. Dieß geschieht, wenn die Vorstellungen von Vernunft und Freyheit, und aus ihrem Misbrauch entsprungener Verderbniß entfernt, und an ihre Stelle wilde Thierheit, ursprüngliche Bösartigkeit gesetzt wird, wie Dante bey Barbariccio's Rotte gethan hat. Man kann dabey unmöglich an gefallne Engel denken; diese Geister sind zu unsauber, als daß sie nicht in jedem, noch so weit von ihrem jetzigen verschiednen Zustande den Himmel sollten verunziert haben: es sind gebohrne Teufel.

Wie es dem Dichter gelingen mag, die Theologie mit dieser Vorstellungsart auszusöhnen, das kümmert uns hier nicht: aus der Naturgeschichte liesse sich manches für sie anführen. Es giebt keine unedle oder feindselige Eigenschaft des Menschen, von der die Natur nicht an irgend einem Thiergeschlechte eine instinktmäßige Nachahmung lieferte; wie zum Beyspiele die menschenähnlichsten

Thiere, die Affen, gleichsam als thierische Schauspieler der menschlichen Narrheit, recht uns zum Spotte in die Welt gesetzt scheinen. Auch hat ein allgemeiner Gebrauch viele Laster (freylich auch viele Tugenden) mit irgend einem Thiernahmen beynah sprichwörtlich verknüpft. Indessen unterscheidet unser Gefühl den Instinkt auch in seinen widrigsten oder schrecklichsten Aeusserungen sehr wesentlich von dem empörenden Eindrucke grober Unsittlichkeit. Jener bleibt immer eine unterhaltende Naturerscheinung; in seiner Unfehlbarkeit ist Uebereinstimmung des Mittels mit dem Zweck, also Vollkommenheit, sichtbar; und seine schädliche Macht wendet sich nie nach innen gegen das Daseyn, dem er zur Beschützung gegeben ist. Hingegen an dem tugendfähigen, aber entarteten, Geschöpfe ist alles Verzerrung, innerliche Zwietracht, unselige Verworrenheit. Es bestätigt die Richtigkeit des vorhin angegebenen Gesichtspunktes, daß man solche innre Qual und Selbstverdammniß an den Malebranche durchaus nicht wahrnimmt, daß sie vielmehr ihre Henkersrolle mit rohem zügellosem Behagen spielen.

Spätere Dichter haben versucht, wo nicht den Pöbel der Höllengeister, von welchem hier die Rede ist, doch wenigstens den obersten Dämon, troz seiner uralten Widerspenstigkeit, zur heroischen Person heraufzuadeln und zu idealisiren *. Im befreyten Jeru-

* Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Fantom ist nun nicht mehr zu schauen:
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Göthe im Faust.

salem erscheint er in grauser Hoheit und mit kunstvoller Rhetorik, neben welcher zwar die großen Hörner, die noch nicht von seiner großen Stirn weggeräumt sind, * eine etwas abstechende Wirkung thun. Milton ist in diesem Stücke dem Tadel der Kunstrichter glücklich ausgewichen. Die Bildung seines Satans ist gigantisch, aber durchaus edel. Auch spricht er in der Thai wie ein Cato: ** wer könnte seinem Heldenmuthe, seiner Standhaftigkeit im Unglück, seiner innern Unabhängigkeit von der äußern Lage Beyfall und Bewunderung versagen? Der Dichter selbst verräth ganz offenherzig den Kunstgriff, wodurch er die Bewohner der Hölle, die sonst aus der Poesie eben sowohl wie aus dem Himmel verbannt seyn müßten, einer schönen Darstellung fähiger gemacht hat. Die verworfnen Geister, sagt er, verlieren ihre Tugend nicht ganz: *** eine Behauptung, die nothwendig mehr oder weniger auffallende Inkonsistenzen

* Si la gran, fronte e le gran corna estolle.

** Im ersten Buche:

— to be weak is miserable
Doing or suffering; —
The mind is its own place, and in itself
Can make a Heav'n of Hell, a Hell of Heav'n.
What matter where, if I be still the same?
— here at least
We shall be free. —

*** Im zweyten Buche:

— for neither do the Spirits damn'd
Lose all their virtue. —

mit sich führt, die indessen auch Dante stillschweigend auf die verdammten Menschenseelen angewandt hat. Die Charaktere Satans und Adramelechs * im Messias nähern sich weit mehr dem Begriffe ächter Teufeley, aber ihre Unglaublichkeit steigt in eben dem Grade. Wenn reine unbedingte Bosheit, die Gesinnung eines Wesens, welches nicht nur uneigennützig, sondern allem Eigennutze entgegen, ja mit der gewissen Aussicht auf ewiges Elend zum Lohne, alles Böse liebt und verrichtet, und dieß bey einem ursprünglich freyem Willen, nicht im Wahnsinne, sondern bey voller Besonnenheit; wenn solch eine Gesinnung nicht ganz undenkbar ist, so findet ihre Wahrheit wenigstens in unserm Innern nicht die geringste Beglaubigung: denn sie widerspricht sowohl der Sinnlichkeit als der Vernunft; allen Trieben wie allen Grundsätzen.

Virgil und Dante (hier verliessen wir die Geschichte) retten sich eilig vor den Unholden, die, ergrimmt über den durch sie veranlaßten Unfall, ihnen nachsetzen, sobald sie ihre Gefährten aus dem Pfuhle gezogen; indem jener seinen Freund in die Arme schließt, und an der steilen Felsenwand in den nächsten Bezirk hinabgleitet. Hier schleichen die Heuchler unter dem Druck bleyerner, von

* Doch heißt es von diesem, da die Schwärze seines Charakters geschildert werden soll:

„Wenn er was that; er that's nicht Satans Reiche zu schützen;
„Seinentwegen verübt' er es." —

Kann ein unter Menschen so allgemeiner Eigennutz an einem Teufel außerordentlich scheinen?

außen vergoldeter Mäntel und Kappen mühselig einher. Von ihnen erfahren sie Malacoda's Betrug, und sind genöthigt bey der nächsten, aber hier wie alle übrigen unterbrochnen Brückenreihe über die zertrümmerten Felsen hinaufzuklettern.

Die siebente Vertiefung, die Wohnung der Diebe und solcher Räuber, die List mit Gewalt verbunden, bietet ein entsetzliches Schauspiel dar. Unzählige Drachen und Schlangen, die alle Geburten der Wüsten Lybiens an Mannichfaltigkeit und giftiger Art weit hinter sich lassen, verfolgen die Verdammten, umschlingen ihre Glieder, peinigen sie mit Bissen. Hier büßt Cacus seinen Diebstahl an den Heerden des Herkules. Die beyden Dichter sehen ihn als Centauren: * tausend Nattern auf dem Pferderücken; im Nacken einen flammenhauchenden Drachen. Ein andrer Verbrecher zerlodert durch einen Schlangenstich in Asche, aus welcher sein voriger Körper sogleich wieder ersteht. Nichts beharrt hier in eigner Form: Schlangenbildungen, worein sich oft die Seelen Verdammter kleiden, werden mit menschlichen, diese wieder mit jenen vertauscht. In der abentheuerlichen Willkühr, womit diese Verwandlungen zu erfolgen scheinen, waltet dennoch ein furchtbares Gesetz, welches die Schrecken der Hölle ewig wechseln, aber nie sich verringern läßt.

Bist du, o Leser! auf mein Wort zu bauen
Jetzt ungeneigt, so wird's kein Wunder seyn.
Ich, der es sah, mag kaum mir selbst vertrauen.

* Dieß ist ein Mißverstand Dante's, den vermuthlich seines Führers Ausdruck: Semihominis Caci facies, veranlaßt hat.

Als so mein Aug' auf sie * erhoben war,
Da schleudert, sieh! ein Drache ** mit sechs Füßen
Sich vorn dem Einen *** an, und packt ihn gar.
Derweil den Leib die Mittelfüß' umfangen,
Greift er die Arme mit den Vordern ihm;
Dann schlägt er ihm die Zähn' in beyde Wangen.
Die Hinterpfoten schmiegen ausgestreckt
Sich um die Schenkel, zwischen die sich windend
Sein Schweif hinauf sich an den Nieren reckt.
Kein Efeu rankte je so drang und feste
Sich um den Baum, als dieser grimme Wurm
Des Mannes Glieder rings mit seinen preßte.
Als ob ihr Leib von heißem Wachse wär',
Verschmolzen sie und mischten ihre Farben:
Noch der, noch jener schien derselbe mehr.
So sieht man von der Glut Papier sich färben
Und vor ihr her, so wie sie weiter greift,
Eh sich's vollkommen schwärzt, das Weiß ersterben.
„Weh! wie verwandelt, Angelo, wirst du!
„Schon bist du nicht mehr Zwey und auch nicht Einer!"
So rufend schauten jene Beyden zu.
Die beyden Köpfe drängten sich in Einen;
In einem Antlitz sahen wir nunmehr
Zwey neue Zwitterbildungen erscheinen.

* Auf drey Schatten, die eben vor ihnen still stehen.

** Der Schatte des Cianfa Donati.

*** Angelo Brunelleschi.

Mit Streifen zeichneten die Arme sich,
Und Bauch und Brust und Bein und Schenkel wurden
Zu Gliedern, denen nie noch etwas glich.
Vom vor'gen Scheine wurd' ich nichts mehr innen;
Zwey und auch keiner schien das Misgebild,
Und wandte so den trägen Schritt von hinnen.
So wie, gegeisselt von des Hundsterns Hitze,
Die Eidechs, die den dürren Zaun verläßt,
Den Weg hinüberfährt gleich einem Blitze:
So kam ein Lindwurm, * heiß entglüht von Zorn,
Dem Bauch der beyden Andern angesprungen,
Verschrumpft und schwärzlich wie ein Pfefferkorn.
Die Stelle, wo zuerst in unsre Glieder
Die Nahrung dringt, bohrt' er dem einen ** durch;
Dann fiel er ihm gestreckt zu Füßen nieder.
Stillschweigend starrt' auf ihn der, den er traf,
That weiter keinen Schritt und gähnte so,
Als überfiel ihn Fieber oder Schlaf.
Er sah den Drachen an, der ihn dagegen:
Dem dampfte stark die Wunde, dem der Schlund,
Und hier und dort kam sich der Dampf entgegen.
Nun schweige nun Lucan, da, wo er lehrt

* Dießmahl nicht wie vorhin ein sechsfüßiges, sondern ein vierfüßiges Geschöpf. Unter dieser Gestalt ist Francesco Guercio Cavalcanti verborgen.

** Buoso Abati.

Was einst Sabellus und Nasidius * litten:
Denn seine Wunder sind nicht diese werth.
Vom Kadmus schweig' Ovid, und Arethusen!
Es regt sich mir, wenn er in Schlange den,
In Quelle die verkehrt, kein Neid im Busen:
Denn so verschuf er zwey Naturen nie,
Daß Bildung, gegen Bildung umgewandelt,
Den Stoff einander wechselnd nahm und lieh. —
Sie hielten Ebenmaaß im Umgestalten.
Des Menschen Fersen zogen sich in eins,
Der Schweif des Drachen wurde zwiegespalten.
Die Beine samt den Schenkeln wuchsen so
Dem Sünder in einander, daß dazwischen
Die Fuge bald dem Auge ganz entfloh.
Dem Doppelschweif ward die Gestalt gegeben,
Die dort verschwand, und rauhe Schuppenhaut
Erstarrte dort, und ward hier weich und eben.
Und wie sich, in die Achseln eingedrängt,
Die Arme kürzten, wurd' in gleichem Maaße
Der Vorderfüße Paar dem Thier verlängt.

* Römische Krieger, die bey Cato's Zuge durch die Afrikanischen Wüsten von Schlangen gebissen wurden, deren Gift nicht nur tödtet, sondern den Körper aufs fürchterlichste entstellt und fast verwandelt. S. Pharsal. IX, 763—804. Man möchte den Rhetor Lucanus noch aus einem andern Grunde schweigen heißen. Seine Beschreibungen, mit denen er niemals ruht, bis er sie über die Gränzen des Wahren nicht nur, sondern des Möglichen hinausgetrieben, sind hier unaussprechlich eckelhaft und scheuslich.

Die hintern Klauen wurden dann verschlungen,
Den Theil zu bilden, den der Mensch verhehlt,
Indessen dort zween Füße draus entsprungen.
Indem der Dampf in Wirbeln um sie schwimmt,
In fremde Farbe den und jenen hüllend,
Hier Haare pflanzt und dort hinweg sie nimmt,
Steht dieser auf, der Andre fällt zur Erden;
Der Augen Schalkheit funkelt unverwandt,
Obschon vertauscht die beyden Köpfe werden.
Die Schnauze dessen, der erstanden war,
Zog sich zum Schlaf zurück; und von dem Stoffe,
Der dort sich häuft', erwuchs ein Ohrenpaar.
Ein Theil davon ward nicht zurückgeschoben,
Woyon die Nas' hervor ins Antlitz trat,
Und um den Mund die Lippen sich erhoben.
Gebiß und Mund des Hingefallnen reckt
Zum Drachenmaul sich aus; die Ohren werden
Wie Schneckenhörner in den Kopf versteckt.
Die Doppelzunge wird in eins verbunden;
Die, so zuvor der Rede fähig war,
Zerspaltet sich; auch ist der Dampf verschwunden.
Der Schatte, der zum wilden Thier nunmehr
Geworden ist, flieht zischend durch die Klüfte,
Und jener speyt und redet * hinterher.
Dann kehrt er ihm den Rücken, spricht zum Andern,

* Zwey dem Menschen ausschließend eigenthümliche Handlungen.

Der bey ihm steht: * Ha! nun mag Buoso auch,
Wie ich, auf seinem Bauch das Thal durchwandern. —

Es giebt Verwandlungen, die nur eine flüchtige Erwähnung leiden, weil man die Phantasie mit ihnen überraschen muß, wenn sie sich nicht, sobald sie bey mehrerer Muse den Abstand der Gestalten unermeßlich, und die Schwierigkeiten ihres Uebergangs unübersteiglich findet, gegen die Zumuthung, die ihr geschieht, auflehnen soll. Dahin gehört es zum Beyspiele, wenn aus einem Riesen ein Berg, wenn aus Schiffen Nympfen werden. ** Hier, wo der Formenwechsel sich auf den Kreis analogisch organisirter Körper beschränkt, brauchte der Dichter keinen raschen Zauberschlag, um seine Wunder vor der Prüfung zu retten. Er durfte sie dem Auge nahe rücken, und durch die Ausführlichkeit seiner Beschreibung den allmähligen Gang bezeichnen und nachahmen, womit sich Metamorphosen in der wirklichen Natur entwickeln. Was hierinn die täuschende Kunst vermag, hat er geleistet, ohne doch weder ins Kleinliche noch ins Weitschweifige zu fallen. Allein der eigentliche Nachdruck der Stelle beruht auf etwas mehr, als auf der Anschaulichkeit oder Neuheit des sinnlichen Schauspiels,

* Puccio Sciancato, der einzige von den Fünfen, der unverwandelt geblieben.

** Ovid. Metam. IV, 656—660. Virg. Aeneid. IX, 117—122. Beyde gleiten geschickt über den entscheidenden Augenblick weg; nur hätte jener etwa die Schatten der Nacht zu Hülfe nehmen mögen, wie dieser seine Schiffe unter die Wellen taucht.

wie sehr auch diese dem Dichter selbst gefallen mag, der sich in ihr des unabhängigen Reichthums seiner Einbildungskraft bewußt wird. Der ganze Vorgang, besonders bey dem letzten Gestaltentausch, hat ein Ansehen von schwarzer, feindseliger Zauberey. Ob sich gleich die Umstände, die zu allegorischer Deutung gleichsam einladen, nicht mit Sicherheit deuten lassen, so wirken sie doch eben dadurch als Mysterien der Hölle. Zugleich ahnet man etwas peinlich Zweydeutiges in dem Zustande der Seelen, die an den Körpern oder Schatten ihrer Mitverdammten wüste Willkühr verüben, und im nächsten Augenblicke zu ohnmächtig sind, sich im Besitz ihres eignen gegen ähnlichen Raub zü schützen.

Ueber den Umstand, daß die fünf zuletzt erblickten Schatten allesamt Florentiner, und zwar aus angesehenen Geschlechtern sind, bricht Dante in eine sarkastische Lobrede aus:

Freu dich, Florenz! denn du bist hoch und hehr.
  Du regst die Flügel über See und Land,
  Und in der Hölle prangt dein Nahme sehr.
Von deinen Bürgern fand ich fünf der größten
  Beym Räubervolk: daß ich erröthen muß,
  Und deinem Ruhm gereicht es nicht zum besten. —

Darauf sieht er in dem achten Theile keine Bewohner, sondern nur eine Menge irrender Feuer, deren jedes einen Arglistigen einschließt und versteckt. Diomedes und Ulysses brennen, weil sie ihre schlauen Anschläge, besonders die Entwendung des Palladium, gemeinschaftlich

vollführt, * in einer einzigen Flamme, die sich aber nach oben zu theilt und zwey Gipfel bildet, wie jene, welche einst vom Scheiterhaufen des Eteokles und Polynikes emporstieg. Virgil befragt den Ulysses über seinen Tod.

Der Flamme größ'res Horn ** begonnte nun
Mit Murmeln sich zu neigen und zu schwingen,
So wie vom Wind geschürte Flammen thun.
Es wägte sich die Zunge hin und her,
Aus der vernehmlich diese Worte kamen,
Als ob's die Zunge eines Menschen wär':
Kaum daß mich Circe's Macht nicht länger bannte,
Die mich ein Jahr lang bey Cajeta hielt,
Eh noch Aeneas so den Ort benannte: ***
So konnte nicht das Sehnen nach dem Sohn,
Des alten Vaters Gram, die stete Liebe
Penelope's und ihr verdienter Lohn,
In mir die heisse Leidenschaft besiegen,

* Virg. Aen. II, 163—168. Auch Ovidius konnte ihm diese Vorstellung leihen.

At sua Tydides mecum communicat acta;
Me probat et socio semper confidit Ulixe.

** Die Spitze, welche dem Schatten des Ulysses zugehörte.

*** Von seiner Amme, die daselbst gestorben war. Es stimmt mit der Chronologie der Mythen (wenn anders diese Begriffe neben einander gestellt werden dürfen) überein, daß Ulysses die dortigen Gegenden früher verließ, als Aeneas dahin kam. Man vergleiche nur die Odyssee und Aeneide.

Des Menschen Thun und Dichten zu erschaun,
Und alle Länder forschend zu durchfliegen;
So daß ich kühn ins weite Meer mich trieb,
Mit Einem Schiff und kleiner Zahl Gefährten,
Die mir, allein aus vielen, treu verblieb.
Nun fuhr ich an des Mittelmeers Gestaden
Bis Spanien und bis Marokko hin,
Und wo die Fluten Sardo's Insel baden.
Ich und mein Volk, wir waren alt und grau,
Eh wir die Enge * sahn, wo Herkul's Hände
Ein Denkmahl aufgestellt zu ew'ger Schau,
Daß Menschen nie sich fürder wagen möchten. —
Zur linken Hand blieb Ceuta schon zurück;
Jetzt liessen wir Sevilla uns zur Rechten.
„O Brüder!" sagt' ich, „die zum fernen West
„Sich hingekämpft durch tausend Abentheuer!
„Weil das Geschick so wen'ge Tag' euch läßt,
„Auf! leidet nicht, daß sie vergebens fliehen!
„Gönnt eurem Geist die Lust, der Sonne nach
„Zum unbewohnten Theil der Welt ** zu ziehen!
„Seyd eingedenk, zu welchem End' ihr lebt!
„Das sondert euch von unvernünft'gen Thieren,
„Wenn ihr nach Tugend und Erkenntniß strebt." ***

* Die Straße von Gibraltar.

** Er meynt entweder die heisse Zone, die nach den Vorstellungen der Alten nicht bewohnt werden konnte, oder die uns westlich liegende Hemisphäre, die er sich ganz vom Ozean eingenommen dachte.

*** Die Seelengröße des Ulysses, der in der Aeneide fast im-

Ich spornte so zur Reise die Genossen
Durch diesen kurzen Ruf: hätt' ich nachher
Auch nicht gewollt, sie blieben doch entschlossen.
Das Steuer ward dem Osten zugewandt;
Dann schwangen wir zum tollen Flug die Ruder,
Doch lenkten wir ihn stets zur linken Hand. *
Ich sah bey Nacht des andern Pols Gestirne
Schon insgesamt, und unser Angelstern **
Enthob dem Ozean nicht mehr die Stirne.
Nun war des Mondes untre Scheib *** in Schatten
Fünfmahl erloschen, fünfmahl neu entglüht,
Seit wir die große Fahrt begonnen hatten.
Da schien sich fern am blauen Rand der See
Ein dämmernd grauer Berg empor zu thürmen;
Von solcher Höhe sahn wir keinen je.
Wir jubelten, doch Wehe folgte bald.
Ein Wirbelwind blies von dem neuen Lande,
Und traf das Schiff mit brausender Gewalt.
Er trieb es dreymahl um mit allen Wogen.
Da schlug es über sich; sein Schnabel schoß
Tief in den Grund, von höh'rer Macht gezogen,
Bis über uns das Meer sich wieder schloß.

mer nur sulerum inventor und fandi fictor heißt, hat Dante vielleicht aus dem Horatius geschöpft:

aspera multa
Pertulit, adversis rerum immersabilis undis.

* Also südwestlich, und zwar bis jenseit des Aequator.

** Der nördliche.

*** Die nach der Erde zugekehrte Seite. Eine astronomische Genauigkeit!

Vermuthlich ist es mehr eine beabsichtete Ergänzung der alten Fabel, die Dante aus einigen Römischen Dichtern nicht vollständig lernen konnte, als eine wissentliche Abweichung von ihr, daß er den Helden von Ithaka nicht heimkehren, sondern auf dem Ozean den Tod eines Weltumseglers finden läßt. Er kannte Homers Gedichte nicht; dieser kurze Abriß einer Odyssee ist von seiner eigenen Erfindung gleichsam eine Weißagung von den Unternehmungen künftiger Seefahrer. Wenn Colombo sie jemahls las, so mochte er daraus für sich dasjenige nehmen, wozu ihn sein Bewußtseyn berechtigte: den hohen Muth, die Standhaftigkeit, die edlen Triebfedern jenes fabelhaften Helden. Sollte die Katastrofe ihn geschreckt haben?

Die Erzählung steht im Zusammenhange mit andern Dichtungen der göttlichen Komödie, für die sie vorbereitende Winke giebt; denn die Szene des ganzen zweyten Theils liegt eben auf dieser unzugänglichen Insel, auf dieser Atlantis, vor welcher Ulysses durch eine Anstalt der Vorsehung Schiffbruch litt, damit nicht die Scheidewand zwischen Lebenden und Todten eingerissen, und die Wohnung frommer, sich reinigender Seelen von einem Sterblichen erforscht würde. *

Noch bleiben uns die zwey letzten Abtheilungen des Kreises zu durchlaufen übrig. Eine davon ist den Zwietrachtstiftern, besonders auch den Schismatikern, bestimmt, unter denen (seltsame Klassifikazion!) Mahomet vor allen bemerkt wird. Wie sie lebend die Gesinnungen andrer

* Iupiter illa piae secrevit litora genti.
Horat.

Menschen zu trennen und zu zerreißen gesucht haben, so wird in der Hölle ihr Leib von grausamen Wunden aller Art, die stets wieder zuheilen, unaufhörlich zerfleischt. Die andre Vertiefung gleicht einem Siechhause, einem Sammelplatze der ärgsten Krankheiten und Plagen, mit denen die Verfälscher behaftet sind; ein Nahme, welchen der Dichter braucht, um sehr ungleichartige Verbrecher: falsche Münzer, Alchemisten (angebliche), und solche Betrüger, die eine fremde Person gespielt, zusammenzuordnen. Dante hat, auch in der Darstellung so widriger Gegenstände, seinen Charakter nicht verläugnet. Nur zu oft giebt er dem Leser Gelegenheit, die ergreifende Wahrheit, die unwiderstehliche Kraft, wodurch er anderswo entzückt, hier wegzuwünschen.

Jetzt lassen die Reisenden das innwendige Ufer der letzten Vertiefung hinter sich, und durchwandern den noch zum achten Kreise gehörigen Raum von da bis an den senkrechten Abhang des engsten und tiefsten Abgrundes der Hölle.

Hier war ein Zwielicht, weder Tag noch Nacht,
So daß nicht weit mein Auge tragen konnte;
Doch plötzlich scholl ein Horn mit großer Macht.
Deß Klang, vor welchem Donner würden schweigen,
Trieb mich alsbald, den angespannten Blick
Des Weges, wo er herkam, hinzuneigen.
An jenem Schreckenstag', als Karl dem großen
Die heil'ge Fahrt mislang, * hat Roland einst
So furchtbar laut nicht in sein Horn gestoßen.

* When Charlemain whit all his peerage fell
By Fontarabbia. —

Das Haupt empor gewendet, schritt ich fort;
Da schien mir's bald, ich säh viel hoher Thürme,
Und sprach: O Meister! welche Stadt liegt dort?

Die vermeynten Thürme sind Riesen, die auf dem Boden des neunten Kreises, und zwar in bestimmten Entfernungen von einander stehen, und nur mit dem Oberleibe über den Rand des achten hinausragen. Hier sehen die beyden Dichter, neben den Giganten der Fabelwelt, den Nimrod mit einem grossen von der Schulter herabhängenden Horne, wohl demselben, welches eben ihre Ankunft verkündigt hat. Gelegentlich läßt er sie eine kleine Probe von der Babylonischen Verwirrung der Sprachen hören; * doch unterhalten sie sich nicht sonderlich mit ihm: „Denn," sagt Virgil, „es ergeht „ihm mit den Sprachen Andrer, wie Andern mit der „seinigen, welche kein Mensch versteht." Dante sieht mit Entsetzen den Ephialtes seine Ketten schütteln, die ihm, zur Strafe dafür, daß er einst den Himmel zu erstürmen versucht, Brust und Arme fünffach umwinden. Anteus, weniger wild, versteht sich auf Virgils ziemlich schmeichelhafte Anrede zu der verlangten Dienstleistung. Dieser schließt also seinen Freund in die Arme, der

Die Vergleichung könnte uns weit hergehohlt scheinen; Dante's Zeitgenossen gewiß nicht. Sie spielte auf ein allgemein gelesenes Buch an.

* Rafel mai amech zabi almi.

Es sind Worte ohne Sinn: der Dichter scheint nur den Klang des Hebräischen, als der ältesten Sprache des Menschengeschlechts, nachgeahmt zu haben. Indessen hat auch dieser Vers seine Ausleger gefunden.

Riese faßt beyde mit den Händen, und setzt sie unversehrt zu seinen Füßen nieder, obgleich Dante unterwegs eine andre Art zu reisen wohl vorgezogen hätte.

Der Boden, worauf er nunmehr steht, ist ein mit Eis bedeckter oder ganz daraus bestehender See, Cocytus genannt, der zwar eine ununterbrochene Fläche ausmacht, aber doch nach den Unterarten von Verbrechern, welche verschiedne Theile desselben einnehmen, vier verschiedne Nahmen trägt. Beym Eintritt in diese kalte Region, in die Tiefen der Tiefen, wo man nur Heulen und Zähnklappern vernimmt, befällt den Dichter ein ungewohnter Schauder: denn der Anblick der hier vor ihm liegenden Qual, ist grade der einzige erdenkliche, welcher ihm nach allem, was er schon gesehen, noch neu und unerhört scheinen kann. Der äußerste Raum, von Verräthern ihrer Verwandten bewohnt, heißt nach dem Nahmen des ersten Brudermörders Caina. Darauf folgt nach innen zu Antenora, wo die Verräther des Vaterlandes ihre Strafe finden: Antenor soll nehmlich treulos an Troja gehandelt haben. Beyde Ordnungen von Verdammten sind mit dem ganzen Rumpfe im Eise festgefroren. Nur die Köpfe erheben sich über die Fläche des Sees; ihre Blicke sind gesenkt; die Thränen, welche sie vergießen, gefrieren ihnen zwischen den Wimpern. Die meisten Verbrecher des zweyten Bezirkes, welche Dante bemerkt, gehören in die Geschichte der Fehden zwischen Guelfen und Gibellinen: sehr natürlich, weil ja eben die damalige Partheyenwuth politische Verrätherreyen so häufig in der Wirklichkeit veranlaßte, oder in der Meynung erschuf. Dieß gilt auch Ugolino und Ruggieri.

Die Fortsetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Fortsetzung.

Man muß Ihren Prokurator loben, sagte die Baronesse, er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle diejenigen seyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsre Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beyfall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie mehr moralische Erzählungen wünschen, denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehn mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luise. Sie sollten sich doch endlich diese Paradoxen

abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie sich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Bessern, selbst gegen seine Neigung, zu handeln. Dieses lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann was anders lehren.

Luise. Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luise. Auch wenn sie gut ist?

Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur in so fern sie etwas gutes wirkt.

Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So soll man sich verbiethen, wohlthätig zu seyn, sobald man sieht, daß man sein eigen Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

Luise. Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte.

Der Alte. Dafür ist bey den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bey ihnen niemals zum Triebe

werden kann. Doch gesetzt auch, so würde der zu schätzen seyn, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.

Luise. So könnte es denn also doch unzählige moralische Geschichten geben.

Der Alte. In diesem Sinne, ja; doch würden sie alle nichts weiter sagen, als was mein Prokurator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen, denn darin haben Sie recht, der Stoff kann sehr verschieden seyn.

Luise. Hätten Sie sich eigentlicher ausgedruckt, so hätten wir nicht gestritten.

Der Alte. Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luise. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig seyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens andere rettet, ist das keine moralische Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken nicht. Wenn aber ein furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.

Die Baroneß. Ich wollte, lieber Freund, Sie

gäben uns noch einige Beyspiele, und verglichen sich gelegentlich mit Luisen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber schöneres ist nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet. Haben Sie noch eine Geschichte dieser Art, so wünschen wir sie zu hören. Ich liebe mir sehr Parallelgeschichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören, vorbringen, denn ich habe auf diese Eigenschaften des menschlichen Geistes besonders acht gegeben.

Luise. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geschichten nicht liebe, die unsre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien geschehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus versetzen, um unsre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen willfahrt werden. Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben

fast alle Verhälnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ichs wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas ähnliches bekannt ist, und die nur durch eine genaue Darstellung dessen was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenschaften zu haben scheinen, und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beyder Eltern auf eine besondere und verwundenrswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beyde Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb den Augenblick zu genießen und eine gewisse leidenschaftliche Art bey manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft sich für andere aufzuopfern, und man sieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwey Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherley Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die

seinen ganzen Charakter ins Licht setzt, und in seinem Leben eine entschiedene Epoke machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen, denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten geziemt, und wenn der Vater in Gesellschaften, beym Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war ausgab, so wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemal ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabey war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beyhülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beyspiel dessen, der am meisten zu leben und zu geniessen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sichs wohl seyn läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben, und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistens nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurück bleiben, er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beyspiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabey von jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode seyn wollte. So wuchs er heran und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz ausser Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reissen. Unglücklicherweise war in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeussere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, verflochten in grössere Gesellschaft, sich andern nicht allein gleich zu stellen, sondern vor andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, die Mutter in ihrer Haushaltung ge-

drängter als jemals, und anstatt seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen gewachsen; er war mit allem, was ihn umgab, zusammen gewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spatziergänge und Lustparthien zerreissen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselsweise auf die Ketten stolz zu seyn, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sey.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdi-

nanden mehr Aufwand als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherley Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieser Seite keine Hülfe zu sehen, den lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabey von jedermann für wohlhabend und freygebig angesehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, verschwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden daurender und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem was jeder hätte entbehren können. Da

glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft ja eine regelmässige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr als wenn man ihn einschränkt, darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer, und auf niemand sind Untergebene aufmerksamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beyspiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf die, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich etwas willkührlich kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, indem sie sich mit Genuß allerley Art überfüllen, indem sie blos nach Willkühr ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genusse ausschliessen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist! Und mit welchem Rechte thun sie es? Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde mir es nicht am Nothwendigen fehlen lassen; denn ist

uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und gebohren sind? der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte, und so hat vielleicht blos der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit diesen und andern Sophistereyen über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sey im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustparthie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte. Denn schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß, vertrödelt und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verschloß sich und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm überall im Wege zu stehen schien.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Casse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur willkührlich in das Geld hinein griff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsart traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durch zu sehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Casse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken oder zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkührlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er druckte den Schreibtisch wieder

zu und versuchte den Seitenstoß, der Deckel flog jedesmal auf und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges ja beynahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Jemehr ihm seine innere Empfindung widersprach, destomehr häufte Ferdinand künstliche Argumente an einander und desto muthiger und freyer schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerley Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke

und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hinein gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äusserst da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke, die sie erhalten hatte, von Ferdinanden kamen; sie setzte ihn darüber zu Rede und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwur sie ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet seyn würde. Sie liebte ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reitzten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die

Casse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bey ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereyen über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Guth und wie die Rubriken alle heißen mochten, bey sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth machen, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein anderer sie entweder umgehen, oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen eh diese wahren und guten Begriffe bey ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah. Sie untersuchten beyde das

Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenuzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammlen und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an aufs genauste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war zu sparen. Freylich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte, indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Contoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesezt und ihm vorgeschrieben

damit auszukommen; es war reichlich und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie. Denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttinn, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Capital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Anlegung von Maschinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah alles mit größrer Aufmerksamkeit, weil er

alles schon als das seinige ansah. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowohl als die Gegenstände interessirten ihn aufs höchste, sie waren Labsal und Heilung für sein verwundetes Herz, denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnsinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu seyn schien.

Ein Freund seines Hauses, ein wackrer aber kränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt, und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu seyn schien, und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für

ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beygeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bey seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schliessen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstat-

ten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreyen könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine ausserordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beyhülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegelds bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen, mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich gedenken. Denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und los macht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preiß verdient, und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bey seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associe sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, ausser daß unglücklicherweise darunter ein Paquet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermißte er und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein was ihn äusserst beunruhigte war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtisch sonsten durch einen Stoß aufgegangen war, er sah als gewiß an, daß er beraubt sey, und gerieth darüber in die äusserste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen, niemand blieb von seinem Argwohn frey. Die gute Frau that ihr möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde, daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen, daß bey einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts heraus käme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen

bewog sie ihn endlich ruhig zu bleiben, und durch stille Nachforschungen der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abentheuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meynung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erschrack, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Parthie halte, und daß es nicht unmöglich sey, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzu-

klären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe? Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt: er müsse sie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte nein! zeigte die Preiße genau an und sagte dabey: man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen, sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären, und fürchtete das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für sein Geschäft erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreyen gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beyfall auf, wie er hofte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrieß-

lich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblick zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen, und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreissen, als die Mutter ihn bey Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine andere Laster zu diesem jemals gesellt hätten. Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsetzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Ersparniß auf der Reise und durch eine glückliche Speculation sich im Stande sehe, alles wieder zu ersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sey, denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie

verwieß ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß sie gar wohl wisse, wer des einen fähig sey, sey auch des übrigen alles fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahrscheinlich sey der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähn't haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstossung, doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und zwischen Ottilien sey eben zur Sprache gekommen. Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bey der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem dem, was er seyn konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet,

gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schiksal verdient hatte, so ward er durch diese aufs innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens seyn sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beystand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Innhalts: der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hülfe, derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beystand des Vaters im Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß seine Thüre sich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, sagte sie, daß ich dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Gold hat sich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Cassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt deine Angabe ziemlich zusammen,

die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und versprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche.

Ferdinand ging sogleich zur größten Freude über. Er eilte sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, was er wußte, daß bloß durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernsthafte Wirkung bey ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen, er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beystand versprechen könne, den er so eben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV

Die Dichtkunst.

Nicht schämet euch zu singen,
Ob Dünkel höhnt und grollt!
Noch goldner ist, als Gold,
Gesang von edlen Dingen!
Gesang ward anvertraut,
Den starren Geist zu lindern
Uns armen Menschenkindern
Ein holder Ammenlaut.

Wer wars, der dich, Hellene,
Zur Menschlichkeit so hoch
Vom Wildling auferzog?
Des Mäoniden Töne!
Wer schuf dich, Römer, fein?
Wer weckte Wälsch' und Franken
Und Angeln zu Gedanken?
Des Liedes Mus' allein!

Durch fremder Lieder Halle
Entwacht' in Deutschland kaum
Ein Häuflein dumpfem Traum:
Tief träumen noch fast alle.

Der wähnt vom Mutterschoos
Sich edler, der verengelt;
Der lallt und spielt gegängelt,
Der kaum der Windeln los.

Wo späht ein freier Späher?
Gefeßelt lahmt Vernunft
Durch Machtgebot und Zunft
Der Herscherling' und Seher.
Was Ehre sei, was gut,
Was schön und herzerhebend:
Der Ausspruch hänget schwebend
An Wahn und Uebermut.

O Dichter, lehrt die Menge,
Verachtend Groll und Hohn,
Durch süßen Ammenton
Begeisterter Gesänge!
Bald flieht von Herz und Ohr
Des Ungefühles Nebel;
Der hoch' und niedre Pöbel
Vernimmt, und staunt empor.

V
Der Dorfkirchhof.

Nie goß das Abendroth den Purpurschein
Auf eine Aehrenflur mit solcher Milde,
Nie sank die Nacht auf einen Blütenhain
So lieblich, wie auf diese Schneegefilde.

Wie zauberisch sich Dämmerung und Licht
Um die Natur im Winterkleide streiten,
Und zum Gesträuch, wo kaum ein Lüftchen spricht,
Die Schatten sanft ergrauend niedergleiten:

Wo magischer als je der Elfen Chor
Im Tanz dahin auf glatter Erde säuselt,
Und geistiger als je ein Nebelflor,
Wie ihre Tänze gehn, sich folgsam kräuselt.

Sie hören nicht, wie dumpf die nahe Nacht
Vom weißen Thurm der Glocken Klang verkündet,
Indeß ihr Blick von leichter Freude lacht,
Und sich ihr Reihentanz um Gräber windet.

Sie schauen nicht das längst bemooste Mahl,
Das dort gebückt den Schnee vor sich verdüstert,
Vernehmen nicht, wie hier im Abendstral
Ein Band der Jungfraun Todtenkreuz umflüstert.

O stille Pracht! hier schlummert die Natur
Auf Grüften sanft bei frommer Menschen Seelen,
Die ferne von der Leidenschaften Spur
Sich hier verloren in die düstern Höhlen.

Sie schlummern tief im kalten Erdengrund,
Wie sonst am Winterabend in der Hütte
Beim Heerde, wo der Hinterlaßnen Bund
Jetzt ihrer denkt, die Flamm' in seiner Mitte.

Zum wohlbekannten lenkt sich ihr Gespräch,
Dem dennoch alles lauscht mit stillen Zähren,
Wie jener Greis auf herbstlich ödem Weg,
Und diese Jungfrau starb zur Zeit der Aehren:

Wie jenen Mann der schwarze Leichenzug
Beim Nachtigallenlied in Blütengängen,
Und seine Frau durch Schnee zum Kirchhof trug,
Begleitet von der Schule Grabgesängen.

Und mancher Zug aus ihrem Leben zeigt,
Wie oft der Genius den Aetherflügel
Zu Hütten senkt, von Dörfern aufwärts steigt,
Hinan der Phantasie besonnte Hügel.

Wie Mancher, der hier schläft, erblickt' im Hain
Cytherens Heiligthum, der Musen Tänze,
Wie mancher, unverführt vom irren Schein,
Fand unbewußt sich an des Wissens Gränze.

Die Glücklichen! sie fühlten nur die Lust
Vom Hauch des Genius! kein Ehrgeitz störte
Der Harmonieen Spiel in ihrer Brust,
Fern war der Neid, der ihr Gefühl verheerte.

Jetzt ruhn sie, wie in langer Winternacht,
Als wenn des Sonntags Licht sie wecken würde,
Daß mit dem Liederbuch sie froh erwacht
Zur Kirche gehn, voll Demuth und voll Würde.

Sie hören in der Gruft der Orgel Klang,
Der rauschend in des Himmels blauen Räumen
Sich fortwälzt, sie vernehmen den Gesang
Der Engel unter Edens Lebensbäumen,

Und ihres Heilands Ruf: erwacht, erwacht
Des Dorfes Kinder, kommt zur Himmelspforte!
Ihr hättet mich gespeist, wär' in der Tracht
Des Pilgers ich gesehn an euerm Orte.

VI
Lethe.

Du rollst, o Bach, mit stillem Stolz die Flut,
Und düsterngrün umhüllen dich Gesträuche;
In deiner Well' erstirbt die Rosenglut,
Die lieblich glänzt vom fernen Geisterreiche.

Dir bietet nie die Gunst der Gegenwart
Den Blütenduft, des Zephyrs kühles Säuseln,
Kein Glück, das in der Zukunft Schleier harrt,
Wird deine Wog' in holden Spielen kräuseln:

Erbebend schaut es die Vergangenheit,
Wann deine Flut der Schatten Heer' umweben,
Wie die Gebilde der entflohnen Zeit
Zum öden Nichts auf deiner Well' entschweben.

Du wallest stolz! des Helden Lorbeerkranz,
Die Myrte, durch Cytherens Hand erzogen,
Der Tugend Palm' in des Olympus Glanz
Verlieren sich in deine düstern Wogen:

Entführt durch sie, dahin wo Zeit und Raum
Verschwinden, wo in trüber Nebelferne
Dein dumpfer Fall ertönt, dein weißer Schaum
Im Chaos stralt statt lichtbegabter Sterne.

Hinweg von dir! die blütenreiche Luft,
Der Zauber in Elysiums Gefilden
Verführt mich nicht, der rosenfarbne Duft
Mag sich umsonst an jenem Ufer bilden.

Vergebens weht hier magisch süß ein Ton
Zu mir herab aus seel'ger Geister Chören:
Erschiene selbst Latonens großer Sohn,
Zu Lethens Thau würd' er mich nicht bethören.

Für Seeligkeit, die ich noch nie genoß,
Sollt' ich in Lethe meine Lust versenken?
Und Schmerzen, die ich lang' in mir verschloß,
Für unbekannte Freuden hier verschenken?

Nein, jegliches Gefühl zur Qual und Lust
Vom Hauch der Erdenluft in mir geboren,
Des Lasters Spur, bekämpft in dieser Brust,
Der Tugend Stolz sei stets mir unverloren.

Was hilft es mir, wenn eine fremde Macht
Mir Gottheit giebt? sie giebt mir keine Würde!
Mit höherm Stolz, als wie in solcher Pracht,
Erschein' ich unter meiner Erdenbürde.

Kann ich die Seeligkeit auf jener Flur
Nur durch den Tod von diesem Ich erringen,
So führe fern von ihrer Zauberspur
Mich die Erinnerung auf zarten Schwingen.

Ich trag' im Busen mein Elysium,
Und dieses blühe mir auf Blumenmatten
Elysischer Gefild'! ich bringe stumm
Es sonst zum Styx zu ungeweihten Schatten.

Dich aber fleh' ich dann, Erinnerung:
O Göttinn, die den Gram um Freuden tauschet,
Und wie im Lilienduft mit leisem Schwung
Durch der Verzweiflung Nacht zum Troste rauschet,

Nimm deinen Wunderstab und schlage kühn
Der stolzen Lethe Flut, daß ihre Wellen
Zum Reich des Nichts auf ewig bebend fliehn
Und vor Elysium nicht spottend schwellen.

Die Schatten jauchzen dann! ein Götterglanz
Umschwebt nun hehr selbst ihrer Schwächen Bürde;
Wo Lethe floß, erscheinen nun im Kranz
Der Ewigkeit die Anmuth und die Würde!

VII

Saladin und der Sklave.

Zur Zeit des großen Saladin
Empörte die verworfne Rotte
Der Rudersklaven seiner Flotte
Sich in der Stille gegen ihn.
Die Meuter, welche meist Corsaren,
Banditen oder Zöllner waren,
Vereinten sich und hatten schon
Die schweren Ketten durchgefeilet;
Schon wurden zur Rebellion
Die Heldenrollen ausgetheilet;
Als einer vor der frevlen Schaar,
Der ohne Schuld in Banden war,
Sich wegstahl und den Streich entdeckte.
Wie kam es, daß nur dich allein,
Sprach der Monarch, die Unthat schreckte?
Verachtest du die Freyheit? Nein;
Doch lieber will ich stets sie missen,
Als frey mit Bösewichtern seyn,
Die sie nicht zu gebrauchen wissen.
Du bist, versetzte Saladin,
Der Freyheit werth. Fahr hin im Frieden!
Die Meuter soll mein Heer umziehn
Und in noch härtre Feßeln schmieden.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen sind erschienen:

Die Familie Seldorf.

Eine Geschichte von L. F. Huber. Erster Theil, 8. mit einem Titelkupfer und Vignette. 20 gr.

Bruchstücke dieser höchst interessanten Geschichte hat das Publikum in der Monatschrift: Flora, gelesen, aber es bedarf keiner Proben, um die Lesewelt zu überzeugen, daß das, was Herr Huber schreibt, immer mit unter die wenigen Schriften gehört, die bestimmt sind, unser Zeitalter zu überleben.

Der Gang der Geschichte ist folgender: Seldorf, vormals Officier bey der französischen Marine, mußte den Dienst wegen einer Verwundung verlassen, die er im Englisch-Americanisch-Französischen Kriege erhalten hatte. Er kaufte sich ein adeliches Gut in der Nähe von Naumur, das heißt in einer Provinz, die nachher der Schauplatz eines 18monatlichen Krieges wurde, der Frankreich mehr Geld und Menschen kostete, als alle diejenigen Kriege zusammengenommen, welche es seit mehreren Jahren gegen die Hälfte des übrigen Europa führt.

Seldorf ist ein Mann von einem höchst rechtschaffenen Charakter, aber von einer bittern Laune gegen alle Menschen, die man ihm zu verzeihen genöthigt ist, wenn man seine Schicksale erfährt.

Ein Freund von ihm hatte heimlich sich mit einem Mädchen verheirathet; sie kommt in Umstände, in welchen sich diese Verbindung nicht mehr verhehlen läßt. Ihr Geliebter wird in einem Duell tödtlich verwundet; läßt Seldorf zu sich bitten, aber ehe er diesem Freunde seine Lage entdecken kann, so entdeckt die Zwischenkunft des Mädchens selbst alles. Der Verwundete wird gleichsam nur durch die Unruhe über das Schicksal seines Weibes im Leben zurückgehalten. Er faßt Seldorfs Hand, legt sie in die Hand seiner Geliebten, und sein letzter Hauch ist Segen über das Band, das von Freundschaft und Noth in diesem Augenblicke geknüpft war. Diese Gattinn, sollte man glauben, hätte den Mann anbeten müssen, dem sie die Erhaltung ihrer Ehre, d. h. alles zu danken hatte, was für feinfühlende Seelen einen Werth hat. Aber, entweder war sie zu stumpf, um die Grösse von Seldorfs Aufopferung zu fühlen, oder diese war ihr zu groß, und das Gewicht ihrer Verbindlichkeit zu drückend — kurz sie vergalt so viele Liebe mit — Untreue, weil ihr deuchte, sie könnte es nicht mit Liebe vergelten. Seldorf kam aus America zurück, wo er für die Sache der Freyheit gefochten, und seine Gesundheit aufgeopfert hatte, und fand — seine Frau in den Armen eines Feigen, der jetzt begann, den zu verfolgen, von dem er keine Verzeihung hoffen konnte. Endlich starb Seldorfs Gemahlin, in diesem Zeitpunkt kommt Seldorf in der Nähe von Saumur an. Von seinen drey Kindern stirbt das jüngste bald, das älteste, sein Sohn Theodor, ein junger Mensch von hochfliegendem Geiste, ist nicht sobald herangewachsen, als er

(es war gerade um die Zeit, da die französische Revolution begann, und die Freunde der Freyheit, wie der Monarchie, ihre Maschinen spielen zu lassen anfiengen) nach Paris entfloh und sich an die Royalisten anschloß. Die Tochter, ein Mädchen von interessantem Charakter, weißt die Bewerbungen eines braven, schlichten, jungen Landmanns, der für die Freyheit lebt und webt, ab, und läßt durch die Schmeicheleyen eines äusserst feinen Edelmanns L..... sich bestricken. Wie weit dieser seine Plane treibt, ob sie ihm gelingen, ob er mehr Verderber oder Retter der Seldorfischen Familie seyn wird, das wird aus dem, bald zu erscheinenden zweyten Bändchen klar werden.

Wir schliessen mit einer Stelle aus der Vorrede, welche Herrn Hubers Gesichtspunkt näher bezeichnet.

„Dieses Gemälde von unauslöschlichem Unglück könnte vielleicht manchen Lesern unmoralisch, oder wenigstens zweckwidrig vorkommen. Jenes geschähe, weil aus Fehltritten, Verbrechen, unsinnigen Handlungen von Menschen, mit deren Moralität dieses alles in Widerspruch zu liegen schiene, keine Lehre zu ziehen wäre, weil also dadurch das Herz fruchtlos betrübt, die Einbildungskraft fruchtlos mit schwarzen Bildern gefüllt würde. Aber Ihr beurtheilt Seldorf und seine Kinder, Ihr beurtheilt selbst die unglückliche Sara sehr falsch, wenn Ihr nur Kummer aus ihrer Geschichte schöpft, wenn Ihr nicht erkennt, wie Lebensgenuß und Moralität in ihren Schicksalen gleichen Schritt hielten, wenn Ihr nicht mit Sara die Wohlthat der Freundschaft, die Schönheit der Natur geniesset, bis zu dem fürchterlichen Zeitpunkt, wo das Verbrechen den undurchdringlichen Nebel der Erinnerung zwischen sie und jede Freude niedersenkte. Und könnt Ihr nur Schmerz finden in Seldorfs Leben, der seinen verlornen Frieden mit Wohlthun zu ersetzen suchte? Könnt Ihr glauben, daß Roger auf seinen rauhen Pfaden, unter Gefahr, Kampf und Entsagung nur unglücklich war? So müsset Ihr die Tugend für sehr ohnmächtig, und jeden Unglücklichen für einen geweihten Märtirer halten! Nein, die Menschen, über die Ihr vielleicht hier weinen werdet, genossen tausendfaches Glück, und die Last, welche ihr Herz drückte, führte es lange nur zu der einfachen Menschheit zurück. Aber der Augenblick gehäßiger Leidenschaft kam, und tödtete auf immer die Fähigkeit zum Genuß. Ich erzählte, was ich in der Wirklichkeit wahrnahm; Beyspiele aufzustellen war meine Absicht nicht, wohl aber Duldung und Mitleid gegen die Unglücklichen zu erwecken, die bey dem edelsten Herzen durch den Drang der Umstände zu unerhörten Thaten hingerissen werden. Weinet dann über Sara, und wenn Ihr ein Mädchen findet, die ausgeartet ist wie sie, so weinet auch über sie, anstatt sie zu richten; denn sie kann wie Sara, mit edlem Herzen, weichem Sinn und reinen Sitten ihrem Geschlecht entsagt haben."

„Der andere Vorwurf könnte von einer Klasse von Lesern erwartet werden, die ein Buch unzweckmäßig finden, weil es ihnen Kummer statt Zeitvertreib macht. Diesen beantworte ich mit grösserer Zuversicht, so unbekannt mir auch seit fünf Jahren diese sorglose Menschengattung geworden ist, die in meinem ernsten Va-

terland fremd seyn sollte. Wenn ich das Land um mich her, das mit Leichen gedüngt ist, wenn ich die Hütten, vor deren einsamen Thüren schon Gras zu wachsen beginnt, wenn ich L**'s hohe Trümmer sehe, die wie riesenmäßige Gespenster in der stillen Mondnacht dort durch den niedergebrannten Wald herwinken, möchte ich die Weichlinge auf jenen Hügel führen, möchte sie den Duft der Verwesung athmen lassen, der aus dem unermeßlichen Kirchhof umher zu ihnen aufsteigen würde, und sie fragen: Wollt Ihr, die Ihr im ruhigen Vaterland, im Schoos Eurer Familie die namenlosen Qualen keines der Tausende, die hier schlafen, zu lindern versuchtet, noch wenn Ihr es versucht, zu lindern vermocht hättet, wollt Ihr, deren Ohr nie von dem Aechzen, von den Flüchen ihrer verzweifelnden Zurükgelaßnen zerrissen ward, wollt Ihr nicht den wenigen aus der zahllosen Menge, nicht Seldorf, nicht seiner verwaisten Sara, eine Thräne schenken? Fällt Euch diese Thräne zur Last, so ist Euer Herz auch für wahre Freude verschlossen, so lebt Ihr im beschränkten Kraise der Selbstsucht, und die sanfte Menschlichkeit, die sich über ihre Unfähigkeit zu helfen mit Mitleidsthränen tröstet, ist Euch ewig fremd. — —"

Adele von Senanges

aus dem Fr. von L. Huber.

Dieser Roman zieht nicht sowohl durch auffallende Begebenheiten, als vielmehr durch eine höchst getreue Zeichnung des menschlichen Herzens an, ob wohl auch die Geschichte, wie einfach sie seye, höchst interessant ist. Aber weder diese, noch die Sentiments sind eines Auszugs fähig. Diese nicht, denn, einen Auszug der Geschichte zu geben, hiesse die Leser um den Genuß der äusserst unerwarteten Entwicklung bringen; jene nicht weil jeder einzelne Brief von vorzüglichem Werthe ist, und das Merkwürdigste in nichts weniger als dem Ganzen besteht. Also begnügen wir uns bloß, die Lesewelt auf diesen gewiß höchst interessanten Roman aufmerksam gemacht zu haben.

VI. Oestreich und Grosbritannien.
Convention zwischen Kaiser Franz II und König Georg III vom 4 Mai 1795.

VII. Teutscher Reichstag.
Kaiserl. HofDecret an die allgemeine ReichsVersammlung zu Regensburg, vom 19 Mai 1795. Die Einleitung zu einem allgemeinen Frieden betreffend.

VIII. Kriegsgeschichte.
Sambre- und MaasArmee (zur Erklärung der diesem Hefte beigefügten 2 Tafeln.)
§. 1. 1 Tafel. CentralArmee. Feldzug in Champagne, vom Jahr 1792.
§. 2. 2 Tafel. ArdennenArmee, im zweiten Feldzuge, 1793 Sambre- und MaasArmee, im dritten Feldzuge, 1794.

Das JuliusHeft der Flora ist erschienen und enthält folgendes:

Der Mann aus Cairo. — Die Visite. — Die Mutter. — Die beiden Obstbäume. — Der Philosoph. — Denkwürdigkeiten eines Geächteten, ein Auszug aus Louvets Begebenheiten vornemlich aus dem historischen Theil derselben.

Das Titelkupfer stellt eine Mutter vor der Wiege ihres schlafenden Kindes dar, nach einer vorzüglichen Zeichnung gestochen, und wozu die Leserinnen der Flora in jenem Aufsaz: die Mutter — den Commentar finden werden, der ihr das Vergnügen noch erhöhen wird, welches sie bei Betrachtung dieses schönen Kupfers empfinden werden.

Ankündigung einer Lebensbeschreibung E. F. Graf von Herzbergs von Hrn. D. Posselt.

Da dieser grose Mann mich seiner vorzüglichen Gewogenheit und eines 9jährigen vertrauten Briefwechsels gewürdiget hat; da ich dadurch mehr, als andre, in Stand gesezt worden bin, seine feste, nach grosen, einfachen Grundsäzen handelnde Politik, seine ausgeführten und nicht ausgeführten Plane, und das geheime Triebwerk mancher überraschenden Begebenheiten unsrer Tage näher kennen zu lernen: so glaub' ich, daß es dem Publikum nicht ganz gleichgiltig seyn wird, wenn ich hiermit anzeige, daß ich seine Biographie, welche, als Beilage, eine Sammlung seiner wichtigern Briefe an mich enthalten wird, im Verlage der J. G. Cottaischen Buchhandlung in Tübingen, herausgeben werde. D. Posselt.

Ankündigung einer Sammlung von Predigt-Auszügen von dem Hr. Oberhof-Prediger D. Reinhardt in Dresden auf das Jahr 1795.

Nach einer in dem 52 Stück des Reichsanzeigers und im 97 Stück eben dieses Anzeigers von dem Hr. D. Reinhardt beantworteten Aufforderung, machet hiermit Endes unterschriebene Verlagshandlung, einem geehrten Publiko, und besonders denen Freunden und Verehrern des Hr. D. Reinhardts bekannt, daß eine Sammlung weitläufiger Predigtauszüge seiner in diesem Jahre bey dem Hofgottesdienst in Dresden gehaltenen Kanzelvorträge in meinem Verlag auf Median Octav mit aller typographischen Schönheit herauskommen sollen. Bestellungen hierauf nehme ich als Verleger, so wie der Buchhändler Hr. Gerlach in Dresden und Hr. Buchhändler Reinicke in Leipzig an. In Zeit von 4. höchstens 5. Wochen sollen nach meiner gemachten Anordnung schon die ersten Bogen dieses Werks ins Publikum treten, und mit dem Abdruck ohne auszusetzen fortgefahren werden. Papiere, Druck und Correctheit werden dem Innern vollkommen würdig entsprechen. Ein mehrerers besagt ein weitläuftigerers hierüber gedrucktes Avertissement, welches in einigen Tagen in allen Buchhandgen Deutschlands für Theilnehmer zu haben und den vorzüglichsten gelehrten und politischen Zeitungen und Journalen in extenso beygelegt werden soll. Meissen d. 8. Juni. 1795.

Karl Friedrich Wilhelm Erbstein
Buchhändler in Meissen.

Von der mit größtem Beifall aufgenommenen Uebersetzung von Marmontel's prosaischen Werken durch Herrn Hofrath Schütz ist in dieser Ostermesse der 2te Band, welcher den 2ten Theil der moralischen Erzählungen enthält, erschienen und für ein 1 Rthlr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Dieser Theil enthält folgende Erzählungen: 1) Zwei Freunddinnen im Unglück. 2) Alles oder Nichts. 3) Der Philosoph von eigner Mache. 4) Die Schäferinnen auf den Alpen. 5) Die böse Mutter. 6) Die gute Mutter. 7) Die Väterschule. 8) Der Kenner.

Es haben mehrere Lehrer der französischen Sprache an Schulen und Gymnasien, welche den Nutzen einer klassischen Uebersezung eines so vortreflichen Autors beim Unterricht in der französischen Sprache sehr wohl einsehn, bei uns angefragt, ob man nicht die Uebersetzung der Erzählungen, als welche ihnen zu diesem Behufe vorzüglich brauchbar ist, besonders haben könne? Hierauf zeigen wir, zur Ersparung mehrerer Briefe, an: daß des Herrn Hofr. Schütz Uebersetzung der Erzählungen von Marmontel, welche die fünf ersten Bände der sämmtlichen prosaischen Werke ausmachen, allerdings besonders und separat von den

übrigen Theilen zu haben sind, daher auch ein eigener Haupttitel dazu:

Marmontel's moralische Erzählungen,
Uebersetzt von C. G. Schütz,

bei jedem Bande befindlich ist.

Leipzig, im Juni 1795.

Voß und Comp.

Verlagsbücher der Breitkopfischen Buchhandlung in Leipzig, von der Ostermesse 1795.

Apodemik, oder die Kunst zu reisen, ein systematischer Versuch zum Gebrauche junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt, und angehenden Gelehrten und Künstler insbesondere. Erster Theil. 8. 2 Thlr.

Bergsträßer, J. A. B., Uebersichten und Erweiterungen der Signal-Ordre- und Zielschreiberey in die Ferne, mit neuen Syntematographen und Telegraphen in Kupfern. Mit 16 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Günther's, C. C. praktische Bemerkungen über Pacht- und Kauf-Anschläge, Abnahme, Uebergabe, und Verwaltung der Domainen, Aemter, und Rittergüter. gr. 8. 10 gr.

Hugo Trevor; sein Leben und Schicksal von Holcroft. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Koch's, J. G. Vergleichungen mineralogischer Benennungen der Deutschen mit arabischen Wörtern. 3 gr.

Kuppermann's, Heinrich, Versuch eines praktischen Handbuchs für Notarien, Sachwalter, und Gerichtsaktuarien, &c. Dritten Theils, dritter und letzter Band, welcher Muster zu dem minderförmlichen und peinlichen Prozesse enthält. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr.
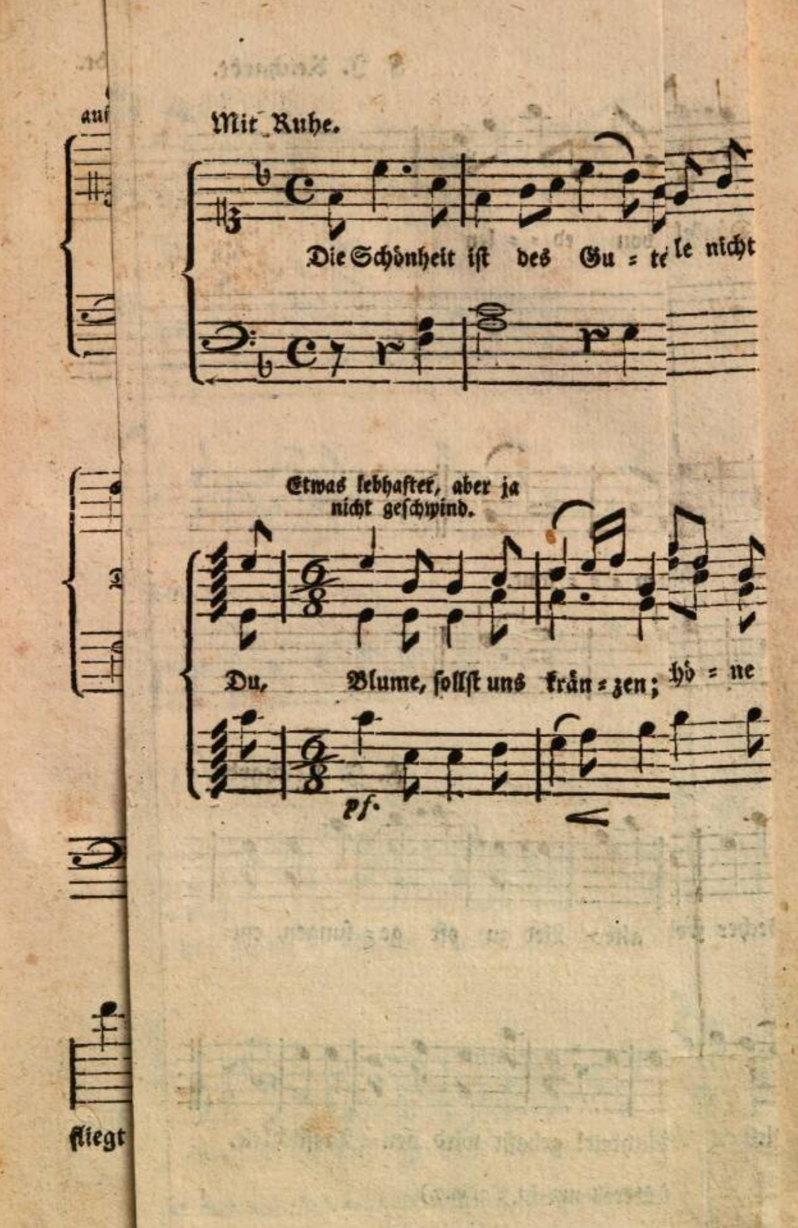
Pölitz, K. H. L., Beytrag zur Kritik der Religionsphilosophie und Exegese unsers Zeitalters. 8. 1 Thlr.
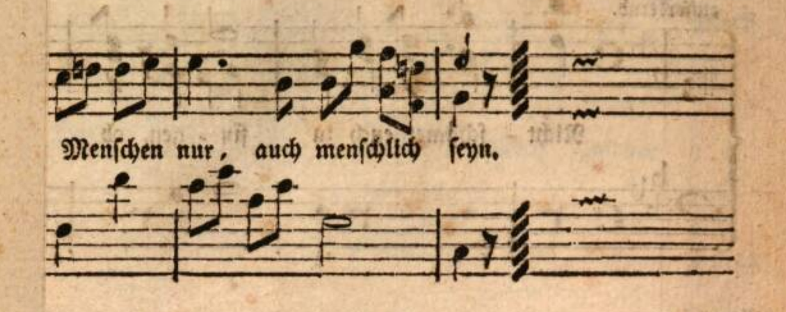
— über den nothwendigen Zusammenhang der Philosophie mit der Geschichte der Menschheit. gr. 8. 3 gr.
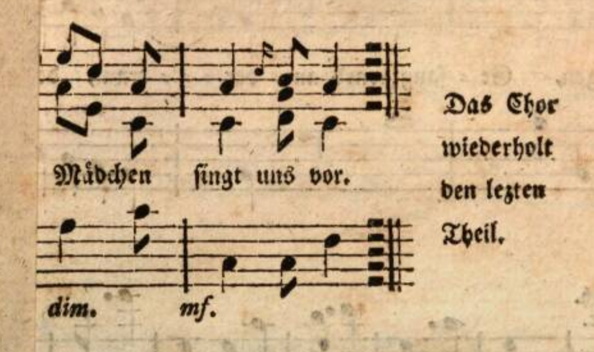
Sims, Dr., Versuch über Natur und Wesen des Menschen, zur Beantwortung einer Preißfrage über die Unsterblichkeit der Seele. 8. 8 gr.

Smets von Erenstein, die Straf- und Polizey-Gesetze des 18ten Jahrhunderts, juristisch, philosophisch, und politisch betrachtet. Nebst Bemerkungen über die Gesetzgebung im Allgemeinen, vorzüglich in Rücksicht auf Teutschland. gr. 8. 16 gr.

Wichmann, Chr. Aug., über die natürlichsten Mittel, die Frohndienste bey Kammer- und Ritter-Gütern ohne Nachtheil der Grundherren aufzuheben. Nebst Bemerkungen über und gegen einige Sätze in des Herrn J. F. von Münchhausen bekannten Werke vom Lehnherrn und Dienstmann. gr. 8. 1 Thlr.


Mit Ruhe.
Die Schönheit ist des Gu = te
le nicht
Etwas lebhafter, aber ja nicht geschwind.
Du, Blume, sollst uns krän = zen;
hö = ne
pf.
auf
fliegt





Das Chor wiederholt den lezten Theil.

Die Horen

Jahrgang 1795

Achtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795



Innhalt des achten Stücks.

I Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde. Seite 1

II Ugolino und Ruggieri. Fortsetzung von Dantes Hölle. — 35

III Ueber die Idee der Alten vom Schicksal. — 75

IV Ueber griechische und gothische Baukunst. — 87



Die Horen.

Erster Jahrgang. Achtes Stück.

I

Zufällige Ergießungen
eines einsamen Denkers
in Briefen an vertraute Freunde.

Erster Brief.
an Ernestine F***

*** den 21sten Februar 1793.

Seit Montag vor acht Tagen, liebste Ernestine, da ich deinen köstlichen Brief vom fünften erhielt, bin ich wie mit der Feder in der Hand herum gegangen um dir zu antworten, ohne sie ansetzen zu können. Unvermögender den eigenen Willen zu vollbringen, als ich es in hundert Fällen bin, giebt es wenige andre Menschen, und vielleicht keinen unter diesen wenigen, der es so schmerzlich gewahr wird, es mit so tiefem Gram empfindet. Es haben in meiner innern Verfassung Volk und Stände eine solche übermäßige Gewalt in Händen, daß ihnen das Monarchische Ich beständig nach den Augen sehen, und zu allerhand Mitteln sich verstehen muß, um sie auf seine Seite zu bringen. Dennoch möchte ich meine Verfassung weder in eine reine Aristokratie noch Demokratie, um des Ungehorsams und der Widerspenstigkeiten weniger

gewahr zu werden, umgeschaffen sehen, und muß also fortfahren, mich durchzuquälen, wie ich kann.

Zuerst von deiner Trauer über König Ludwig. Ich finde dich darin so ganz nach meinem Herzen; Am mehrsten hat mich das gerührt, als treffend, groß und wahr, und ist tief in mich gedrungen, was du von seinem entblößten Haupte sagst, von dem Glanz, der sich auf seiner Stirne unerwartet sehen ließ, nachdem die goldene Königskrone weggenommen war. Ich pflegte ihn vor diesem Zeitpunkt Lear zu nennen; aber Lear den Unschuldigen, der keine Cordelia verstieß, keinen edlen Kent verbannte. Nun ist er mir der im heiligen Wetter zum Grabe hinabsteigende, sich verklärende Oedipus geworden.

Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem ich sein erstes Verhör las. Er war mir noch Lear, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geister Gonerills und Regans, vornehmlich Edmunds zur Legion gewordener Dämon wider ihn zu Gericht saßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal seine Gestalt sich so verwandeln würde. Auch seine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige, und mit mir selbst. Nie war ich erschüttert, zerrissen, und bewegt! Lears Worte: „Wer kann mir hier sagen wer ich bin?" — „Ich gab Euch alles!" — „Ein so gütiger Vater!" ... sie mußten in Ludwigs Herzen seyn diese nagenden Worte, mußten sein Herz ihm um und um gewendet haben im Busen — wie oft, und seit wie lange schon! Dennoch war dies Herz milde geblieben; Wehmuth er-

griff den Mann, und seine Festigkeit schien einen Augenblick zu wanken, da man ihm Verrätherey darum anschuldigte, weil er ein so gütiger Vater gewesen, und man ihn fragen durfte: In welcher Absicht das?

Lies es einmal wieder, ich bitte dich, Shakespears grosses Meisterwerk, diesen Lear! Ich rede mit jedem, der zu mir kommt, davon, lese jedem, der mich hören will, daraus vor. Alles was in diesen Tagen vor unseren Augen geschehen ist findest du hier, als schon vor Jahrhunderten begegnet, wieder dargestellt in Gesichten voll Weißagung für alle Zeiten. Dein Gedächtniß, da ich dich erinnert habe, wird dem Lesen zuvor eilen und die Hauptzüge des Drama dir vor die Seele bringen.

Armer Lear! für eine Liebe, die über alles gehen sollte, verschenktest du dein Königreich, und fodertest nur Lebensunterhalt für dich und hundert Ritter, deine Freunde! das schien den Königinnen bald zu viel. Gonerill, die Eine Tochter, hieß dich fünfzig deiner Begleiter abdanken; von den fünfzig übrigen wollte Regan die Hälfte dir noch einmal nehmen — Und wozu hast du nur die Uebrigen, die fünf und zwanzig, nöthig? Wozu nur zwölfe? Wozu nur Einen? — Endlich: wozu athmest du, wozu lebst du noch, Thor, Wahnsinniger, Aufrührer, und Verräther? — „Ich gab Euch alles!" sprach der Unglückliche. Darauf ward ihm zur Antwort: „Und es war hohe Zeit, daß du es gabst!" — Tödlich gekränkt, mit zerbrochenem Herzen stürzt der Greis hinaus bey tobendem Ungewitter. — „Laßt ihn gehen, schreien die Töchter,

„er läßt sich ja nicht bedeuten; es ist seine „Schuld, daß er keine Ruhe hat, er mag die „Folgen seiner Thorheit fühlen." — Zuletzt gefangen mit Cordelia; gefesselt; in der Gewalt des scheuslichen Edmunds, der ihn vor Gericht stellen soll! ... Vor dasselbe Gericht, mit dem man vorhin den treuen Gloster schon bedroht hatte, da es hieß: „Bindet ihn wie einen Dieb und bringt ihn vor uns; wir können ihm zwar ohne gerichtliche Form das Leben nicht absprechen; indeß soll unsre Gewalt unserem Zorn willfahren, den man zwar tadeln, aber nicht verhindern kann.'

Wie auffallend jeder Zug! wie so ganz getroffen, nachgewiesen alles bis zum Sitze der kleinsten Bewegungen im Minenspiel!

Aber was am mehrsten ergreift: Alles steht zugleich auch wieder da, nur wie Allegorie und Gleichniß. Nicht was Einmal geschah, und Einmal wieder geschieht; sondern was immer da ist und vorgeht erblicken wir. Der Geist wird weggezogen unvermerkt vom Einzelnen zum Allgemeinen; jede zufällige Beziehung verschwindet, wird vergessen; und es steht allein der fürchterliche Umriß einer allgemeinen Welt- und Menschengeschichte da. Welch ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, leblose und belebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgethürmte Wolken durcheinander wogend, hierhin und dorthin, über sich, unter sich, sich entformend und formend, kaum noch schwebend: eine schwarze, schwere, stumme Nacht; und nur hie und da ein Wetterleuchten Gottes; Blitze der Vorsehung, welche das Gewölk zerreissen ... Siehest du das?

Unter einem Haufen von Ungeheuern und Scheusalen, den wüsten Werkzeugen eines wüsten Schicksals, glänzt eine Cordelia, erhebt sich ein Kent, wird man einen Edgar gewahr. Hier ist Wohlthun! Es waltet ein guter Geist! Hier hat ein Gott geschaffen! Ein Gott, dem Natur und Schicksal müssen unterworfen seyn. — Edler Kent! „In deiner Verhüllung, wenn du deinen Feind, „den herumirrenden Lear, der als König dich verbannt „hatte, unerkannt begleitest, und ihm Dienste thust, wozu „sich kaum ein Sclav verstanden hätte, weil er etwas „in seinen Minen hatte, was du gern deinen „Herrn nennen mochtest;" du erscheinst als ein Bote des Himmels! In deinen Augen sind Winke, die uns mit Zuversicht, Geduld und Muth erfüllen; wir verzagen nicht mehr, murren nicht mehr; wir entdecken Züge, Minen, ein Etwas im Angesicht der Schöpfung, das wir gern unsren Herrn nennen, dem wir gern durch die Nächte des Schicksals mit Ergebung folgen mögen.

Der mir Lear gewesen, sagte ich vorhin, wäre mir der im Wetter zum Grabe hinab steigende, sich verklärende Oedipus geworden.

Vor Jahren sprach ich einmal mit dir von einer Aehnlichkeit des Eindrucks, den der Lear des Brittischen, und der Oedipus des Griechischen Sehers jedesmal in mir zurückließen. Du verstandest mich nicht gleich, und ich wollte mich auf keine Zergliederung bey einer Sache, die nicht dafür gemacht war, einlassen. Hierin hatte ich recht, und will darum auch heute dies

allein dir noch darüber zu Gemüth führen: daß Shákespear nur Einen Lear; Sofokles aber zwey Oedipus gedichtet hat: und daß die zwey Gedichte des Griechen zusammen gehören, wie Anfang und Ende; beyde sich gegenseitig bedürfen, wie die beyden Schwingen des Adlers. So betrachtet, in dieser Vereinigung zweyer Begebenheiten zu Einer großen Offenbarung, flößt mir das Werk des Griechen eine Ehrfurcht ein, die mir die Kniee beugt. Dem Britten waren die Gesichte, die er hatte, selbst zum Theil noch dunkel; der Grieche hingegen offenbarte in Gleichnissen, was er selbst ganz durchschaut hatte:

Zeus, Allherrscher des ewig,
Ewig dauernden Reichs!
Blicke herab! schon welkt des Götterspruches
Ehre, der Layos drohte! Ach schon sinket
Fóbos Ruhm, und im Staube
Liegt die Religion!

Dies ist das Thema des ersten Oedipus, des Königs. — Hörte der Mensch nur sich selbst, schaute er — das Auge nicht mehr empor gerichtet — nur auf Lebendiges der Erde: „wo bliebe die Unschuld? wo das unablässige Bestreben, rein zu seyn in jedem Wort, in jeder That?" — Feste Zusage, heilige Treue, wo bliebest du, wenn die Olimpier nicht mehr walteten, nicht mehr, als Leiter der Schiksale, der Tugend Gewähr leisteten für ihre Frucht, wenn auch nicht für ihren Lohn? Wenn nun jeder Mensch sich an Zeus Stelle drängen, eine Vorsehung einsetzen, und der Weisere seyn müßte mit Gewalt? — Ty-

rannen würde die Menschheit vertilgen, das Gewissen sich selbst zerstören; Friede und Vertrauen würden ohne Stätte seyn.

Darum mußte Oedipus „ein Zeugniß zeugen für der Götter Wort," das durch Mark und Gebein dränge allen die es vernähmen.

Schon waren die frevelnden Worte an Jokasta aus des Königs Munde gegangen:

Und uns gebürte noch zu achten auf
Den Schicksalehrenden Altar, o Weib!
— — — — — Mein Vater
Liegt im Grab, und hat mit sich den Götterspruch
Genommen, der nicht werth der Achtung ist.

Triumphirend hatte Jokasta ausgerufen:

— — — — — O, du Götterspruch;
Wo bist du? — — — — — — —
Was soll der Mensch wohl fürchten? Zufall
Nur beherrscht die Welt!

Da tritt plötzlich Erfüllung, allen andern noch unsichtbar, der Schmähenden ins Angesicht. Sie bebt, sie verstummt — sie ist verschwunden.

Oedipus weilt. Der Ungestümme muß, hartnäckig forschend, noch verziehen, damit Alles Allen offenbar werde; damit er das lauteste Zeugniß zeuge vor

seinem Volk — einst vor allen Völkern! — für der Götter Wort.

Unglückseligster der Menschen!
Du, dessen Pfeil der Ziele höchstes überflog,
Du, der du schöpftest aus der vollen Quelle des Glücks!
Ach, wer ist nun wie du
Unglückselig und jammervertieft;
Wie du, ein Genosse des Racheflachs?

Auf ihn, den Schuldlosen, kam von seinen Vätern her der Fluch und das Weh. Allen Menschen und sich selbst ein Gräuel stand er da — mit reinem Herzen! Wuth, Verzweiflung, Wahnsinn mußten, über sein Verhängniß, ihn ergreiffen... Er beraubt, grausam, sich auf immer des Lichts; wünscht, „alle Thore seines Lebens eben so auf immer verschließen zu können"...

Da neigen die Himmlischen sich zu ihm, ziehen ihn in ihren Rath:

Gott, der ihn niederschlug, hebt ihn empor —
— — Ihn lohnet Gott, der Gerechte.

Eine Majestät, wie kein Thron sie gewährt, umgiebt den blinden Bettler; Seherkraft erfüllt den Geweihten, Apollons Gesandten, den keine Menschenhand verletzen darf. Drohend und verheißend schwebt der Götter Macht auf seinen Lippen. Aus Delphi war ein Spruch, daß ihm die Eumeniden, die Allschauenden, Rächerinnen, Helferinnen werden sollten. Herumirrend an der from-

men Antigone Hand gelangt er, auf unbekanntem Pfade, in der furchtbaren Göttinnen Hain zu Kolonos, setzt sich, unwissend wo er war, um auszuruhn, auf einen Stein, ruht und erquickt sich, wo sonst schaudernd jeder Fus zurück bebt. Da er den Nahmen des Orts vernimmt, erhebt er froh die Stimme:

Nun weiß ich, daß kein Ungefähr mich führt,
Daß ich nicht ohne Gottes Hand mich Euch,
Ihr Reinen, Keuschen! nahte, selber keusch
Und nüchtern, und mich hier auf euren Sitz,
Den heiligen, kunstlosen, lagerte.

Hier war ihm das Ende seiner Wanderung, die letzte Entwickelung seines wundervollen Schicksals verheißen; hier sollte der Fluch, der ihn getroffen, sich in Heil und Segen ihm verwandeln: er war am Ziel!

Um den verbannten Laios Sohn versammeln sich nun bald Kolonos Greise, und mit König Theseus, dem edelsten der Menschen, Volk und Krieger aus Athen. Theseus, um ein unterbrochnes Opfer zu vollenden, entfernt sich. — Es tobt in der Luft.

Gewaltig, gewaltig ertönt
  Zeus Geschoß, mit des Schreckens Schall!
  Blitze des Himmels, o seht! Flammen umher!
Und wieder! — Was kündet uns an
  Diese Stunde des Grauns? Sie stürmt
  Nicht umsonst! — — — —
Wehe! Wehe! wieder umhallt

Uns des Donners schrecklicher Ruf!
Schiltst du im Zorn die Erd, unsre Mutter, Gott?
O erbarme unser dich!

Oedipus allein steht da mit ungebeugtem Geist; ihm winkt ein Bote des Himmels. — Er sendet nach Theseus; Theseus erscheint.

Keines Führers bedarf der Augenlose mehr. Er geht voran und zeigt dem Könige den Weg zum heiligen Ort, zum Sieges-Hügel, wo auf ihn Verklärung wartet.

„Meine Töchter, folgt!
Ihr war't des Vaters Leiterinnen, nun
Bin euer Führer ich! — — — — —
Dorthin! Dorthin geht! dorthin treibet mich
Hermäs, der Schattenführer, und der Gruft
Schutzgöttinn! — O wo warst, wo warst du
Vordem, o du der blinden Augen Licht,
Das nun im Tode meinen Leib bestrahlt?"

Angelangt am heiligen Hügel, umarmt er mit Inbrunst seine Töchter, Antigone und Ismene, segnet sie mit heißem Dank.

Plötzlich scholl eine Stimme, rufte laut
Ihm; alle bebten, aller Haare stand hoch
Vor Graun empor; und abermal erscholl
Die Stimme, Gottes Stimme, und abermal
Sie rufte: Komm!

Oedipus gebietet den Jungfrauen, sich mit ihren Begleitern zu entfernen; Theseus muß ihm schwören, daß er sie beschützen will. Dieser allein darf bleiben: ein Zeuge dessen, was geschehen soll.

Mit lautem Angstgeschrey und Thränengüssen gehen — werden weggeführt die Töchter. Einer der Begleiter, ein Bote nach Athen, erzählt:

Wir sahn
Nach kurzer Zeit uns um; verschwunden war
Der Greis! Der König stand, und schirmte mit
Der Hand das Aug', und stüzte sich das Haupt,
Als ob ein Schauder ihn ergriff', und er
Aus Furcht nicht wagen durft emporzuschaun.
Bald drauf erblickten wir, daß in den Staub
Gesenkt, mit eifrigen Gebeten er
Anbetete die Erd' und Gottes Himmel. —
Durch welchen Tod er starb? — der Sterblichen
Verkündets, ausser Theseus, keiner Euch.
Nicht Gottes Blitzgeschoß hat ihn verbrannt,
Kein Meersturm — keiner saus'te! — ihn entführt,
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!

Gewiß steht, wenn du dieses liesest, mit glänzendem Angesicht, der Bote Gottes an Oedipus vor dir, wie er vor mir in diesem Augenblike steht. — Du begehrst nicht, daß ich heute weiter schreibe. Ich lege meine Feder nieder auf dieses Blatt, wo ich sie morgen wieder finden werde.

Sonntag den 22sten Februar.

Ich glaubte mich weit weg von der Beantwortung deines Briefes verlohren zu haben, und finde jetzt, daß ich mir nur einen Uebergang gemacht habe, dahin, wo du von Ehrenburg sprichst, und mich in seinem Nahmen auffoderst, mit ihm zu eifern wider jenen verderblichen Eifer, der der Geist unserer Tage ist, und im Menschen alles Menschliche vertilgen — einen neuen Himmel, eine neue Erde schaffen will — durch die Kraft seines wohlgespaltenen beredten Gänsekiels.

Ich gebe dem edeln Manne in seinen Gesinnungen vollkommen recht; spreche von ganzem Herzen ihm die Worte nach: „Nicht Gold, nicht Silber: unsre Gefühle, „Tugend, Religion vor den Feinden des Menschlichen Ge„schlechts zu retten ist Gefahr! Laßt uns hiemit ins in„nere Heiligthum unserer Seele flüchten!" — Aber, liebe Ernestine! lieber Ehrenburg! Wohin sollen diejenigen flüchten, welche jenes innere Heiligthum schon lange zu einem offenen Tempel für die Gottheiten des neuen Himmels und der neuen Erde verwandelt haben? diese Gottheiten vertragen, wie Ihr wißt, kein inneres Heiligthum; ihren Priestern und Profeten ist dieser bloße Nahme schon ein Gräuel, wegen der Götzen, die, nach ihrer Meynung, zu allen Zeiten sich darin verborgen haben. Zu wem sollen wir denn reden? Sollen wir uns an jene Priester und Profeten selbst, dort an jenen Prediger auf den Dächern wenden? Oder nur an ihre liebe Andacht auf den Gaßen? O, laßt sie reden und hören! Jene, so lange bis sie ausgeredet sind; diese, bis der Hunger in ihren Ohren Eckel geworden ist.

Ich wundre mich über Ehrenburg, über dich, und über mich selbst, daß wir zugleich so einig und so uneinig miteinander seyn können. „Für ein Wesen", sagt Ihr, „das nicht weiß woher es kommt, noch wohin es geht, „ist Glaube das größte Bedürfniß." Dieses fühlt Ihr jezt mehr, stärker, inniger als jemals; seht es jezt weniger als jemals andre fühlen, und ruft deswegen aus: „Wer keine Religion hat, der schaffe sich „jezt eine!"

Ja, Freunde, wenn das angienge! wenn es nur einer Ermahnung dazu bedürfte! denn könnte Euer Zuruf wenigstens bei denen fruchten, welche sich in diesen trüben Zeiten ihren verlohrnen Glauben zurück wünschen, um sich daran aufzurichten. Leider kommt Religion am schwersten da wieder auf wo ihre größte Nothdurft entstanden ist; am schwersten gerade in solchen Zeiten wie die unsrigen; und am schwersten gerade bey denen, welche die Grösse des Uebels nun am klaresten einsehen, am lebhaftesten empfinden. Die Ursache davon ist, weil das Vermögen des Menschen Religion zu haben, genau wie sein Vermögen ist, von einer weisen und gütigen Regierung der Welt durch ein höchstes Wesen, von einer allgemeinen und besondern Vorsehung gewiß zu werden. Weder die alltägliche Erfahrung, denke ich, noch ihre Annalen, können uns zu einer solchen Gewißheit leicht verhelfen, wir brauchen, däucht mich, in dieser Absicht vielmehr eines Gegenmittels wider die alltägliche Erfahrung, wider ihre Geschichte, und wider die Resultate des ernstlichern Nachdenkens über beyde. Könnt Ihr nun dem bekannten alten Gegenmittel seine volle Wirkung wieder geben; positive Religion in ihrer

ganzen lebendigen Kraft bey Euern Zeitgenossen wieder herstellen, so ist die Sache Euers Eifers werth. Könnt Ihr dieses nicht: Was wollt Ihr können? Besänftiget Euch! der Schaden sitzt gewiß da nicht wo Ihr ihn seht, und wo Ihr helfen — schneiden oder brennen möchtet. Sittlichkeit und Religion stehen und fallen mit keinem philosophischen System, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorstellungsarten und herrschende Systeme — überall weniger Ursache als Wirkung des Geistes der Zeit, den sie jedesmal nur offenbaren, darstellen; freylich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiste der Wahrheit, den sie weder leiten noch verführen können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieses Geistes merken, und nicht hadern. Beßerer Rath, sagt ein altes deutsches Sprichwort, Beßerer Rath kommt über Nacht!

Ein religiöser und zugleich sehr aufgeklärter Mann — ich darf ihn nennen: Mein Freund Kleuker, schrieb mir vor einiger Zeit: „Eine gewisse Zuversicht des Her„zens ist allerdings die nothwendigste Bedingung zum „Glauben an Dinge einer andern Welt. Sie selbst aber „ist keine Sache, die man sich geben kann, wenn man „will. Sympathie mit gewissen Nichtglaubenden ist mir „eben so natürlich, als Antipathie und tiefe Verach„tung gegen die Schwätzer und Radoteurs, die uns nach „der Seichtheit ihres eigenen Bewußtseyns weis machen „wollen, man bedürfe dieser oder jener Stütze nicht, weil „man alles aus sich selbst haben, selbst seinen Gott sich „machen, ganz sein eigner Gott seyn könne."

Dies, liebe Ernestine, sind meine eigensten Gesinnungen! Aber wie groß auch meine Antipathie gegen die selbstgenügsamen Schwätzer ist, so heißt mich doch mein Gewissen Sanftmuth gegen sie üben, und, immer demüthiger, so lange zu schweigen, bis ich etwas zu sagen habe, das mehr als nur ein Geschwätz anderer Art sey.

Ich muß dir bekennen, beste Freundinn, und du magst es Ehrenburgen wieder sagen, daß ich überhaupt zwischen seiner und meiner Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Dinge eine Verschiedenheit je mehr und mehr gewahr werde, die es nicht zulassen wird, daß wir uns auf dieselbe Weise in Absicht dieses Zustandes, offensiv und defensiv, verhalten. Er sieht lauter widernatürliche Ereignisse, Wechselbälge, Ungeheuer, Geburten der abscheulichsten Lüsternheit und Willkür. Ich sehe die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Natur. Gesetzmässige Kinder der Zeit stehen in der Geburt, drängen sich zur Geburt, wie es scheint, in sehr verkehrten Lagen; wie sie zur Welt kommen werden, ist ungewiß. Aber die Mutter ist unsterblich.

Ueberall ist es schwer das Nothwendige von dem Zufälligen in den Dingen die geschehen abzusondern; am allerschwersten aber in denen Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen. Dieses oder jenes unveränderliche Naturgesetz mag uns noch so bekannt seyn, wir mögen was noch nach ihm erfolgen muß noch so deutlich im Begriffe vor uns haben; in der wirklichen Erscheinung übersehen wir es darum nicht weniger, und bleiben mit unsern Gedanken am Zufälligen und Veränderlichen hängen,

Es scheint unmöglich und ist doch wahr, daß wir beständig fortdauernde Erscheinungen in dem sie charakterisierenden Verhältnisse von Ursache und Wirkung, und wie sie von jeher eben so verknüpft gewesen, im allgemeinen wahrnehmen, und dieser Wahrnehmung uns dergestalt bewußt seyn können, daß wir sie unaufhörlich anführen; und denn doch in jedem besondern Falle, wenn sich Eine dieser Erscheinungen als gegenwärtig auffallender ankündigt, uns einzubilden vermögen, und beinah unfehlbar uns einbilden, daß hier nicht jene längst ausgemachte Verknüpfung von Ursache und Wirkung, sondern eine ganz andre statt finde; also von dem allgemeinen Satz der uns erleuchtet niemals, weder im Urtheilen noch im Handeln, Gebrauch machen, und seine Wahrheit in der eigenen gegenwärtigen Erfahrung nie erfahren.

Zur Erläuterung und zum Beweise kann ein Beyspiel dienen, welches wir beständig vor uns haben, und mir das auffallendste von allen zu seyn scheint: Der theoretisch allgemeine Glaube, und practisch allgemeine Unglaube der Menschen an die Gewalt der Meynung.

Die Meynung, sagen wir, beherrscht als Königinn die Welt; jedem Menschen ist die seine lieber als sein Leben; man lehnt sich wider die unbegränzte Gewalt dieser Herrscherinn vergebens auf; sie fodert und gebietet mit einem Nachdrucke, der allen Widerstand vereitelt:

Coutume, opinion, reines de notre sort,
Vous reglez des mortels, et la vie, et la mort!

Und zugleich mit allen diesen Sprüchen im Munde

maßen wir uns doch alles nur ersinnliche an wider eben diese Herrscherinn; hoffen, bald durch List, bald durch Gewalt sie uns zu unterwerfen, und sehen Unternehmungen dieser Art für das eigentliche Geschäft der Weißheit an.

Dieser Widerspruch wäre unmöglich, wenn wir ihn, indem wir ihn entstehen lassen, gewahr würden; wir werden ihn aber nicht gewahr, weil wir von dem Dinge, welches wir die Gewalt der Meynung nennen, nur eine höchst verworrene Erkenntniß aus nie untersuchten Beyspielen haben. Zufolge dieser verworrenen Erkenntniß sind wir geneigt die Gewalt der Meynung aus der Menge der Meynenden zu erklären, die Meynung selbst aber als etwas an sich leeres und unkräftiges zu verachten. Der oft schnelle Wechsel der Meynungen, und der sonderbare Umstand, daß sich die gedankenlosesten gewöhnlich als die hartnäckigsten, die zufälligsten, als die heftigsten beweisen, scheint diese Verachtung und das Urtheil, welches die Meynungen überhaupt in die Classe der Gespenster oder Zauberwesen setzt, zu rechtfertigen. Für sich selbst sind diese Wesen, sind Gespenster, nichts; aber der Wahn, der Aberglaube, die Schwärmerey, die sie zu Etwas für Andre machen — von diesen giebt man zu, daß sie die größte Aufmerksamkeit verdienen.

Einigen Grund hat diese Ansicht allerdings. Aber es ist weit gefehlt daß alle Meynungen die gewaltig wurden Gespenster waren, und nicht Eine davon ist bloßes Gespenst gewesen. Die ursprüngliche Energie der Meynung ist die Energie des Lebens selbst; ihre Gewalt die Gewalt der Wahrheit, die, in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich die Zeiten regiert.

Ich hatte das Blatt weggeschoben, liebe Ernestine, das bedeutet dieser Strich. Ich wurde gewahr daß ich daran war eine Theorie der Wirksamkeit der Meynungen auszuspinnen, und erschrak über die Versuchung. Dies begegnete mir vorgestern, und gestern den ganzen Tag habe ich mich besonnen, wie ich, ohne dies unermeßliche Vorgebürge zu umschiffen, zu der Stelle mit dir käme, wo ich so gern dich hätte. Laß uns einen Versuch mit Fliegen machen; mit Fliegen und Laufen. Wir steigen auf wo wir anschwammen, da ich die Segel plötzlich einzog.

Alle Meynungen wurden im Schoosse der Wahrheit empfangen; alle Wahrheiten im Schoosse der Meynung. Vor den Begriffen sind die Vorstellungen und Empfindungen; vor den Beweisen die Urtheile. Die wichtigsten Lehrsätze hatten lange gegolten, ehe Philosophie sie nachbuchstabierte, und die Gründe, warum sie gelten mußten, gewahr wurde. Die höchsten Grundsätze, worauf sich alle Beweise stützen, sind, unverkleidet, blosse Machtsprüche, denen wir — blindlings? Wie dem Gefühl unseres Daseyns! — glauben. Man könnte sie, ungeschikt und verkehrt genug, aber doch nicht ganz unphilosophisch, ursprüngliche, allgemeine, unüberwindliche Vorurtheile nennen: als solche wären sie das reine Licht der Wahrheit, oder gäben vielmehr der Wahrheit das Gesetz.

Daß Begriffe, Urtheile und Regeln, die wir durch Beweis empfangen, wenn sie wirksam in uns seyn, sich als eine Kraft in uns beweisen sollen, erst die Natur

des Vorurtheils annehmen oder wieder erhalten, eine persönliche Meynung oder Fertigkeit in uns werden müssen, ist eine alte Bemerkung. — Weiter!

„Von dem was Allen scheint, behaupten wir, daß „es ist" — lehrt Aristoteles; denn: der Mensch ist das Maaß aller Dinge. Was seine Vorstellungen von den Dingen enthalten, schreibt er ihnen zu; das sind die Dinge ihm. Was sie ausser dem seyn mögen, kann er nicht erfahren; er kann aus seinen Empfindungen, Wahrnehmungen und Urtheilen nicht herausgehen, und die Gegenstände prüfen ausserhalb seinem Verstande, sich selbst ausserhalb sich selbst berichtigen, sich erleuchten mit einer Wahrheit, die er nicht verstehen würde. Darum ist überhaupt jedem Menschen seine Meynung, mit Recht, die Wahrheit; und er behauptet sie mit Recht, weil die Wahrheit jedes Menschen sein Leben ist.

Hierin: daß jeder Mensch in dem was ihm Wahrheit ist sein Leben hat, hat die Gewalt der Meynung ihren Ursprung.

Durch Anregung von außen gelangt die schon vorhandene Seele in sich erst zum Leben, zum Bewußtseyn. Die bloße leere Form des Lebens hätte keinen Werth, aus Mangel der Empfindung. Man könnte sagen, sie wäre das Leben selbst und hätte doch kein Leben. Damit Genuß des Lebens entstehn, muß es zu etwas angewendet, muß es gebraucht werden, einen Inhalt bekommen. Durch Anwendung, Inhalt und Gebrauch, wird das Leben erst lebendig; es entwickelt sich in ihm ein Daseyn; es entsteht eine Person.

Gehe nur gerade in dich selbst zurück; entäussere dich in Gedanken für einen Augenblick aller deiner sinnlichen Vorstellungen, aller der Erfahrungen, Empfindungen, Urtheile und Neigungen, die auf jene Vorstellungen sich beziehen: — Was bleibt dir nach einer solchen Ausleerung von deinem Wesen übrig? Nichts als eine ganz unbestimmte Vorstellung eines reinen Lebensprincips, ohne Eigenheit, ohne Individualität, ohne irgend ein Merkmal des Wesens, von dem du gegenwärtig die Empfindung hast, daß es deine Person, daß es Ernestine ist.

Was dir also deine Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Neigungen sichert, das sichert dir dein persönliches, dein eigentliches Daseyn; und was sie in Gefahr bringt, bringt dein Daseyn in Gefahr, rührt dich mit dem Tode an.

Persönliches Bewußtseyn ist ein aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammengesetzter Begriff. Indem wir diesen Begriff erzeugen, erzeugen wir uns selbst; indem wir ihn festhalten und fortsetzen, erhalten wir uns. Von einem nicht also bedingtem, nicht zeitlichem Leben; von einem Leben ohne Erinnerung, das ist, ohne Besinnung; von einem Leben ohne Dichten und Trachten, haben wir keine Vorstellung. Auch das blos thierische Bewußtseyn erfodert diese Verknüpfung, obgleich das Thier sich damit nie bis zur Persönlichkeit erheben kann, weil ihm die Gabe allgemeiner Vorstellungen und sie besonders zu betrachten, weil ihm Vernunft, und mit ihr das Vermögen der Sprache mangelt.

So wie Vernunft bey dem sinnlichen Wesen eintritt,

übermannt die sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen — Gedanke; er verwandelt, er verschlingt sie. Triebe und Leidenschaften nahmen ihre Richtung nach Begriffen, mit denen über alles geurtheilt, nach denen alles bestimmt wird. Da aber Begriffe nur vermittelst der, mit ihnen verknüpften, Zeichen festgehalten, fortgeleitet, ausgebreitet werden können; so sind die Zeichen von Natur im Besitz eines gefährlichen Einflusses, der sich vermehrt, so wie sie selbst sich vermehren, und immer willkührlicher werden. Allmählich gewinnen sie die Oberhand; Worte gelten für Begriffe, es entsteht eine Fertigkeit zu denken ohne zu verstehen, und eben so zu wünschen und zu wollen; eine Fertigkeit der willkührlichsten Verknüpfungen im ganzen Gebiete des Denkens und Begehrens.

Eine Regierungskunst der Zeichen und Worte, würde die gröste und wichtigste der Künste seyn; denn alle Empfindungen, Urtheile, Meynungen und Leidenschaften der Menschen, ihr Haß und ihre Liebe hangen nothwendig an diesen Fäden, werden damit zusammen, auseinander, dann wieder anders zusammen gezogen auf eine unendlich mannigfaltige Weise. Wem ist es unbekannt, daß Menschen an Zeichen, an äusserlichen Gebräuchen, an einem Worte, wie an ihrem Leben hangen?

Jedes Zeichen aber bezieht sich nothwendig doch auf etwas bezeichnetes; jeder Gebrauch muß einen von ihm selbst verschiedenen Ursprung haben; jedes Wort irgend einen Sinn. Ein ganz leeres Wort ist ein Unding; nicht einmal ein ganz leerer Schall ist möglich. Offenbar also entspringt die Gewalt der Worte und Zeichen jedes-

mal, näher oder entfernter, aus einem Begriffe; ihre Kraft ist die Kraft des Begriffes. Der Begriff selbst hingegen kann seine Kraft unmittelbar nicht äussern; er muß sie einem Zeichen oder Worte anvertrauen. Ueberhaupt ist in dieser sinnlichen Welt keine Wirksamkeit der Geister ohne Körper möglich; jede Seele bedarf eines Leibes; und jeder Leib hat nothwendig eine gewisse Einrichtung und Gestalt, steht nothwendig mit andern Körpern in einem mannigfaltigen Zusammenhange.

Die Energie der Begriffe, haben wir bemerkt, ist die Energie der Seele selbst. Unser persönliches Bewußtseyn ist ein lebendiges Echo, unser Ich ein Wesen das sich selbst erzeugt und im Daseyn erhält durch Verknüpfung von Empfindungen und Vorstellungen. Diesen Faden zerschneiden, heißt unser Leben selbst zerschneiden. Wie also der individuelle Zusammenhang unserer Vorstellungen auch beschaffen seyn mag, so ist der ganze Nachdruck des menschlichen Instinkts für die Erhaltung und Erweiterung dieses Zusammenhanges: er macht unser gegenwärtiges Leben aus.

Minder oder mehr zufällig ist die Verknüpfung der Vorstellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menschen, weswegen auch nie ein Mensch durchaus einerley Meynung mit einem andern Menschen werden kann. Die stärkste dieser Verknüpfungen ist diejenige, welche aus früher und langer Angewöhnung entstanden ist. Eine auf diese Weise eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteste von der Welt seyn, und darum nicht im geringsten weniger Nachdrucke und Festigkeit beweisen. Wahr oder falsch, der Nachdruck ist derselbe, wenn die Mey-

nung nur lebendig ist; denn in unserer Meynung, sie sey welche sie wolle, erkennen wir uns allein, sie allein macht uns unser Daseyn wahr und wirklich.

Da wir nun keine grössere Gewißheit haben als die Gewißheit unseres Daseyns, unserer Identität und Personalität, so wägen wir mit dieser Grundwahrheit alle andre Erkenntniß. Was uns wahr macht daß wir sind, davon sagen wir daß es ist, empfinden es als offenbar gewiß; was uns unwahr machen würde daß wir sind, das läugnen wir, das empfinden wir als ungereimt.

Wohl hat dieser Gedanke etwas sehr niederschlagendes; daß durch eine blos angewöhnte, zufällige, fast durchaus schon Gedankenlos gewordene Verknüpfung von Vorstellungen, Urtheilen und Empfindungen, das Wahrheitsgefühl des Menschen gleichsam von seiner Stelle gerückt, sich selbst untreu werden und falsches Zeugniß geben kann; der Gedanke, daß wir nie die Wahrheit selbst, sondern immer nur unser Leben lieb haben; nie recht erfahren können, was nur Wahrheit ist. — Sie ist verborgen in unserm Leben; Geheimes in noch Geheimerem. Doch schimmert hier ein Licht der Hoffnung. Es ist ein Gedanke hoher Ahnung, daß nur Entwickelung des Lebens, Enwickelung der Wahrheit ist; beyde, Wahrheit und Leben, Eins und Dasselbe.

Jener gewissen Erfahrung indessen: daß Begriffe, Urtheile, Meynungen und Leidenschaften zu denen wir, wie zu unserer Muttersprache, die unseren Verstand uns allmählig einflößte, gekommen sind, durch bloße Autorität und Angewöhnung auf unseren Beyfall mächtiger als die

bündigsten Schlüsse, als die auffallendsten Beweise wirken, steht eine andre gleich gewisse Erfahrung zur Seite; die Erfahrung, daß eben diese Meynungen dennoch der Vernunft nicht unüberwindlich sind.

Stärker und kräftiger ist der implicite Glaube, der sich seiner Gründe nicht bewußt ist, immer, als der explicite, der kein Glaube im eigentlichen Verstande ist, und auch keine Stärke, die ihm für diese oder jene besondre Sache eigen wäre, gar keine Kraft für sich selbst im Grunde hat. Der implicite Glaube aber, wenn er nur auf zufälligen und willkührlichen Verknüpfungen beruhte, verschwindet, sobald er sich selbst zu verstehen anfängt; die Zergliederung vernichtet ihn. Derjenige implicite Glaube hingegen, dem keine blos zufällige und willkührliche, sondern eine der Natur der Dinge gemäße Verknüpfung zum Grunde liegt, kann die Zergliederung aushalten, und nach derselben seine eigenthümliche Kraft und Stärke wieder annehmen.

Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus sinnlose Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meynung oder Maxime sind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie unsinnig, wie verkehrt er in der Folge auch erscheinen mag, ist bey seinem Ursprunge ein wahrer Glaube, eine richtige Erkenntniß, das ist, ein nothwendiges Resultat der Verhältnisse gewesen, worinn jene Menschen, bey denen er entstand, sich gegen Gott, Welt und Mitmenschen befanden. Aber rückwärts die Spur wieder aufzufinden bis dahin, wo eine jetzt ungereimte Meynung, Gewohnheit oder Maxime wahr und vernünftig gewesen, möchte in den mehrsten Fällen beynah eben so unmöglich

seyn, als aus irgend einer Sprache die wir reden ihren ersten Anfang, und die Gründe ihrer Eigenheiten zu entwickeln, dennoch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß jede künstliche, minder oder mehr willkührliche Bezeichnung durch Worte, Schriftzüge und Gebärden, aus einer natürlichen und unwillkührlichen hat entspringen müssen. Man mußte sich unmittelbar und von selbst verstehen, sich gegenseitig schon verstanden haben, ehe man sich untereinander auf irgend eine andre Weise zu verstehen — lernen, lehren, übereinkommen konnte. Auch wird diese Zunge Gottes unter allen Sprachverwirrungen sich erhalten, und in jeder Mundart sich als das beweisen, was das Wort zum Worte, zur mächtigsten der Energien macht.

Wie mit dem Worte, so mit der Wahrheit. Sie ist der Odem Gottes, Gottes ausgesandter Geist. Ganz und rein kann der Mensch die Wahrheit nicht empfangen; er sieht sie nur im Bilde, in einem Bilde das ihm gleich ist. Wie die Gottheit selbst, ist die Wahrheit überall nirgend; Alles, und Nichts von allem. Laßt uns keine ihrer Erscheinungen verachten! Aber auch keine so verehren, als wär sie in eigener Gestalt die Wahrheit, die hier ganz und Ein für allemal erschienen wäre. Das kann sie nicht, und aller Bilderdienst womit man sie zu ehren meynt, ist ihr ein Gräuel.

Siehe da, liebe Ernestine, die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths. Eine Form und Gestalt müssen alle Dinge haben, und einem Dinge alle Gestalt nehmen, hieße so viel als es vernichten. Doch ist es nicht die Gestalt was die Sache hervorbringt, sondern es ist allemal die Sache, die irgend eine Gestalt nur

annimmt. Freilich irgend Eine auch nothwendig annehmen muß, und zwar eine ihr angemessene, eine, worin sie sich darstellen kann: dadurch wird die Gestalt, Gestalt der Sache, überhaupt Gestalt. Alle die verschiedenen Sprachen, welche Menschen geredet haben und reden, Indische, Griechische, Lateinische, Gallische, Deutsche, sind so viele zufällige Formen und Gestalten einer und derselben Menschensprache. Jede dieser besondren Sprachen kann untergehen; Menschensprache wird nie untergehen.

Diese oder jene einzelne, besondre, laß mich sagen positive und formelle Menschensprache, kann geschickter als die andre seyn, den Geist des Menschen ausser ihm darzustellen, ihm als Werkzeug zu dienen, ihn zu vertreten; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß sie — nun in und durch sich selbst lebendig, an und für sich selbst verständlich — das todte und tödtende des Buchstabens nicht mehr an sich hätte. Dieser ist und bleibt, wie alles Körperliche, in sich finster und leblos. Schrift und Sprache, getrennt vom Leben der Menschen, sind nicht Schrift, nicht Sprache mehr, sind nur formlose Züge, sinnlose Laute.

Und wenn es sich nun mit dem Worte, dieser unmittelbarsten, nothwendigsten, geistigsten und innigsten der Formen und Einsetzungen so verhält; wie nicht eben so mit allen andern? wie nicht auch mit den Formen und Einsetzungen positiver Religionen und Gesetzgebungen?

Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung miteinander gemein, und sie

unterscheiden sich in ihren Zufälligkeiten von einander, wie sich die verschiedenen Sprachen und Mundarten voneinander unterscheiden. Stelle dir vor, du wüßtest von keiner andern als deiner Muttersprache, und nun brächte dir jemand eine ganz wörtliche Uebersetzung, z. B. der Canzone: In quella parte, des Petrarca. Du würdest nicht wissen, was man dir zu lesen gäbe, nicht begreifen können, daß dies eine menschliche Sprache sey. Hie und da witterst du einigen Sinn: Aber so, würdest du sagen, kann nur ein Tollhäusler sich ausdrüken! — Wie anders, wenn du die Sprache verstehen lernst, mit ihrem Geiste vertraut wirst!

Es ist mir noch ganz gegenwärtig, wie ich mich als Knabe über die Franzosen, die ich sah, ärgerte, daß sie kein Deutsch verstehen wollten. Daß sie es nicht aussprechen könnten ließ ich gelten. Aber nicht verstehen? Mußten sie nicht, wenn sie pain sagen wollten, zuvor denken: Brod? Hernach, als Jüngling, spottete ich des albernen Kindes, und hätte nicht spotten sollen; denn mein Unverstand war mit den Jahren nur anders, weitläufiger und grösser geworden. Jede Vorstellungsart, die mir, wie meine Muttersprache, geläufig worden war, hielt ich für die Wahrheit, die alle Menschen fühlen, sehen, greifen müßten; jede fremde mir ganz ungewohnte Vorstellungsart, für den offenbarsten Unsinn. Ich war genau in dem Falle, den ich bey dir mit dem italiänischen Canzone angenommen habe. Was geradezu wider meinen Syntax anstieß, kam aus dem Tollhaus. Endlich, langsam und allmählig lernte ich ein wenig übersetzen: Eine Meynung, Denkungsart, Gewohnheit in die Andre; immer weniger konnte das

Wörtliche mich irre machen, hier mich abschrecken, dort mich verführen; immer leichter wurde mir es Sinn zu wittern, und aus den verschiedensten Redensarten den Verstand, den sie gemein hatten, heraus zu winden. So lerne ich noch immer, werde zu lernen haben bis an mein Lebensende; denn niemand, wie ernst es ihm auch darum sey, kann sich von den Folgen jenes Schlangenbetrugs im Paradiese ganz befreyen; es sitzt die Doppelzüngige noch immer auf dem Baume der Erkenntniß, und täuscht, minder oder mehr, mit förmlicher Wahrheit und wirklichem Irrthum alle Söhne Adams.

Liebe Ernestine, ich muß noch einmal sagen: Siehe da die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths! Höre mich, versuche es: Von jenen fürchterlichen Gestalten, vor denen du erschrocken zurück bebst; ergreiffe kühn die nächste, halte sie fest, noch fester, laß sie nicht entfliehn: es ist Proteus, der Wahrsager! Dränge ihn, er wird dir erscheinen, die in ihm verborgene Weißheit dir enthüllen.

Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Um- und Ein-Bildungen für das wesentliche Wahre, und das wesentliche Gute selbst zu halten; weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da seyn werden; je aufhören werden Geist zu seyn, um lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: Diese Weißheit und diesen Verstand — O, daß wir ein-

mal alle davon erfüllt seyn möchten! Aufmerksam auf den Geist jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich, die Zeiten regiert.

Unwiderstehlich sie regiert! ... Ich muß abbrechen, liebe Ernestine, ganz abbrechen, ein Ende machen, denn ein zu weites Feld der Betrachtung eröffnet sich hier. Aengstlich habe ich schon jeden vorhergegangenen Absatz geschrieben, weil ich immer verkürzen, zusammen ziehen, nur weiter streben mußte, nicht sah wie ich durchkommen würde. Mehrmals habe ich die Feder weggeworfen, und ich weiß nicht durch welche Gewalt gezwungen, sie doch immer wieder ergriffen.

Diese Winke noch.

Kein Buch besteht aus lauter Varianten, und kein Buch kann weniger blos aus Varianten, blos aus Lesarten bestehen, als das Buch der Natur.

Aus unmittelbaren Eingebungen der Natur geht alles Dichten und Trachten der Menschen hervor. Sie gab ihnen lebendige Hände, und sie erfinden Maschienen, Werkzeuge, gleichsam todte Hände, die nun mehr als die lebendigen vermögen. Sie gab ihnen Triebe, und sie ersinnen Gesetze, die sich über die Triebe erheben, und Angewöhnungen, Fertigkeiten, künstliche Leidenschaften und Vorurtheile an die Stelle setzen. Entziehe der todten Hand die lebendige, und sie hört auf zu wirken.

Entziehe dem Gesetze, der Angewöhnung, dem Vorurtheile das Leben, das sie von dem Triebe, der sich so gestaltet hatte, nahmen, und sie werden Schatten und verschwinden. Die lebendige Hand entzieht sich der todten, die sie nicht mehr braucht; der Trieb dem Gesetze, das seiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß ist. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit ist wie die Macht der Triebe, sie ist ihre todte Hand, und ist stark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann sich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anstalt gegen lebendige Angriffe bestehen.

Blicke umher, was siehst du? Lauter Gestalten, aus denen der Bildungstrieb, der sie hervorbrachte, entwichen ist. Sie bewegen sich noch, aber sie athmen nicht mehr. Anderswo ist die Seele, die ehmals sie belebte, und wirkt neue Gestalten. Werden jene hohlen Masken der Entflohenen nachjagen, sie einholen, sie wieder erobern können? Sie vermissen sie ja nicht einmal!

Mir fällt diesen Augenblick ein, daß du der prachtvollen Krönung Kaisers Leopolds zu Frankfurt beygewohnt hast. Ich habe keine Krönung gesehen, aber in derselben Stadt eine andre berühmte Feierlichkeit: die Einholung des Geleits zur Messe. Zu den Zeiten des Faustrechts hatten mehrere Städte und Fürsten sich vereinigt, für die Sicherheit der Kaufleute, die nach Frankfurt auf die Messe ziehen wollten, zu sorgen? Mit dieser Anstalt waren mancherley Gebräuche verknüpft, die man noch immer fortsetzt, ob man gleich von einem Theil derselben nicht einmal mehr weiß, was sie ehmals bedeu-

tet haben. Vormittags wird Gericht gehalten, und dies Gericht heißt das Pfeifergericht, weil sich die Abgeordneten mehrerer Geleitgeber während Gericht gehalten wird am Rathssaale melden, und mit klingendem Spiele herein ziehen. Jetzt halten die Pfeifer inne, damit Antrag und Antwort vernommen werde. Wenn die eine Gesandschaft wieder mit klingendem Spiele abgezogen ist, wird das Gericht fortgesetzt, bis die Zweyte erscheint; und so fort bis alle da gewesen sind. Nachmittags wird das mit Prunk ankommende Geleit an der Gränze stattlich in Empfang genommen; die ganze Stadt ist vor den Thoren: damit endigt dieses Schauspiel. Das einzige Reelle bey der Sache ist ein Zoll, den die Geleitgeber während der Messe auf den Landstraßen erheben. Die bewaffnete Mannschaft, die sie senden, dient dazu, die Erhebung dieses Gefälls zu sichern.

Ich habe nur ein Gleichniß geben wollen, liebe Ernestine. Die Frankfurter können ohne Bedenken das Spiel am Geleitstage alle Jahre einmal wiederholen. Wenn aber ihre ganze Verfassung nur ein solches Spiel wäre, das in einem fortgespielt, und durch das Fortspielen immer sinnloser würde — Wie dann? Würde eine dumpfe Erinnerung an Bedürfnisse und Zwecke, die nicht mehr sind, die Oberhand behaupten können, über gegenwärtige Bedürfnisse und Zwecke, die sich unaufhörlich regen, weil sie wirklich leben, und, da ihr Leben beständig zunimmt, wohl vordringen müssen? Unmöglich!

Was unmöglich Nicht geschehen kann, darüber sollten wir uns, wenn es geschieht, nicht wundern; das sollten wir noch weniger, jetzt erst, da es schon geschehen,

die eigentliche Begebenheit schon da ist, noch am Geschehen hindern wollen. „Wenn ein großes Rad eine „Anhöhe hinunter läuft, sagt Lears Narr, so halte es „nicht auf, oder es bricht dir den Hals, wenn du dich „dran hängst; das Große aber, was bergan läuft, laß „dich hinter drein ziehen." Er sagt auch: „Alle, die ih„ren Nasen folg'en, werden von ihren Augen geleitet, die „Blinden ausgenommen."

Unter dem Bergan laufenden großen Rade verstehe ich die mit dem Laufe der Zeiten sich bildende, eine Epoche der Menschheit bezeichnende Meynung, welcher die Natur den Nachdruck giebt, und die sie durchsetzt. Unter dem herabrollenden Rade die Meynung, die schon nicht mehr ist, nicht mehr seyn kann, weil die Wahrheit, die in ihr war, von ihr gewichen ist, und lauter Lüge sie erhalten müßte.

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andre Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? Es wäre ungereimt es nur zu wollen. — Leider, eine sehr blutig gewordene Schwärmerey unseres Zeitalters! — Zuverlässig aber ist dies Eine: daß der Mensch überhaupt nur in dem, was er für wahr hält, leben, und mit dem, was ihm gerecht scheint, sich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widersteht ihm weniger als das auffallende Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas ausser ihm, äusserliche Zerstöhrung; Jenes will ihn in ihm selbst, im Innersten des Lebens tödten.

Dies mag jeder, der auf die Meynungen seiner Zeit-

genossen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerst diese Meynungen ganz verstehen, welches sehr schwer ist. Hernach fasse er den Muth, der Meynung, womit er sich befassen will, wie gefährlich sie ihm auch scheinen möge, in allem, was sie gegründetes hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir müssen denen, wobey wir uns, um sie zurecht zu weisen, Gehör verschaffen wollen, vor allen Dingen erst beweisen, daß wir uns ganz in sie hinein zu denken und zu fühlen wissen. Können wir dieses nicht, oder vernachlässigen wir es, so erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen übel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerksamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir sie in ihren Meynungen und Anliegen, nicht allein vollkommen verstehen, sondern noch mehr als sie selbst dafür zu sagen wissen. Sie werden alsdenn geneigt, sich mit uns noch weiter eines Besseren zu besinnen; und das ist genug, ja alles Mögliche. Eine einmal erworbene klare Einsicht aufzugeben, darf und soll man keinem Menschen zumuthen; wohl aber daß er sich die Mühe nehme, seine Einsichten noch mehr zu erweitern, seine Begriffe vollständiger und überall zusammenhangend zu machen.

Ich weiß nicht, liebe Ernestine, ob ich den Lohn meiner Mühe erndten, und dich und Ehrenburgen zufriedener mit mir geschrieben haben werde. Ich will Euch gern noch einmal Rede stehen, wenn ihr es verlangt. Ueber den Hauptgegenstand Eurer Besorgnisse behalte ich noch vieles auf dem Herzen. Einige abgebrochene Gedanken mögen hier den Beschluß machen.

Kein Mensch hat Gott je gesehen; weder Ihn selbst, noch Seine Handlungen. Unsre Bekanntschaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äusserliches mit Wahrheit dargestellt werden. Dennoch kann sie gelehrt werden: der besseren Seele, durch die Bessere; nicht der Thierischen; nicht wie die mechanischen Künste dem, der auch ohne allen Geist der Erfindung ist, und nur Erwerb zur Absicht hat; sondern, wie die freye Kunst, dem allein, der Genie hat — dem Geisterseher.

Lehre den Unbegeisterten in Raphaels Gemälden, in Phidias Bildern die Bedeutung dieser Kunstwerke, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, seine Seele, den Geist des Schöpfers, seine Macht und seine Liebe entdecken und ergreiffen. Lehre ihn wie edle Seelen sich finden, sich unbedingt vertrauen ..... Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit. Der Saame dieser Begeisterung ist in allen Herzen. Wo er unter Menschen nicht mehr aufgienge, ganz erstürbe, würde alles wüst werden, lauter Tod seyn. Das kann nie geschehen. Lebe wohl.

Die Fortsetzung folgt.

II

Ugolino und Ruggieri.

Fortsetzung von Dante's Hölle.

Mit Recht hat man oft bemerkt, daß der Eindruck einer poetisch dargestellten Handlung von ihrer historischen Wahrheit ganz unabhängig ist: nur was in die Geschichte hineingelegt, nicht was ihr abgeborgt ist, kann für künstlerisches Verdienst gelten. Die Art des Unterrichts, die man von einem Gedichte nicht verlangt, will man auch zu seinem Genusse nicht bedürfen. Macht also die erzählte oder dramatisirte Begebenheit ein Ganzes, ein für sich bestehendes Werk aus, so muß sie dem Wesentlichen nach aus sich selbst erklärbar seyn, und es wäre innre Unvollständigkeit, wenn sie erst vermittelst einer historischen Einleitung Theilnahme erregen könnte. Wird sie hingegen nur episodisch erwähnt, wie hier das tragische Ende Ugolino's, so ist der Dichter berechtigt, zu übergehen, was er als allgemein bekannt bey seinen Zeit- und Landgenossen voraussetzen kann; eben durch dieses Mittel erreicht er die nachdrücklichste Kürze, indem auch das wirket, was er nicht sagt. Er verdient keinen Tadel, wenn hieraus in der Folge der Zeiten Dunkelheit und scheinbare Lücken entstehen: denn wiewohl er seine Werke für die Unsterblichkeit und für sein ganzes Geschlecht bestimmt, so wendet er sich doch unmittelbar an einen enger um ihn her gezogenen Kreis von Lesern. Warum sollte er sich nicht in Allem, was zufällig ist, nach diesem be-

quemen? Warum nicht Gegenstände, die ihnen im wirklichen Leben nahe liegen, für die Darstellung herbeyziehen? Warum ein Lokal- und Nationalinteresse verwerfen, wenn es ein allgemein menschliches in sich schließt? Er darf von zukünftigen oder entfernten Lesern fodern, daß sie sich, so viel möglich, in jenes zu versetzen, und sich die Kenntnisse und Ideen des ihm bekannten Publikums geläufig zu machen suchen, grade wie der Mahler dem Betrachter seines Werks einen gewissen Stand vorschreibt. Einem Gemählde, welches nicht auf einen einzigen genau bestimmten Gesichtspunkt berechnet wurde, muß es für alle möglichen Lagen des Auges an Täuschung fehlen; und ein Gedicht, welches seinem Zeitalter und Vaterlande nicht gleichsam zugeeignet ist, wird allen Jahrhunderten und Nationen fremd bleiben.

Dante's Muse ist weit entfernt, der Geschichte dienstbar nachzuschleichen: sie macht es sich gern zum Geschäft, zu offenbaren, was jene verschweigt; und dann und wann wirft sie durch ihre abgerißnen Sprüche auf die dunkelsten Stellen derselben ein furchtbares Licht. Ugolino's Erzählung hebt da erst an, wo die Geschichte endigt: den Umfang seiner Leiden in dem Kerker, aus welchem er nie wieder unter die Lebenden kam, hat noch kein Geschichtschreiber ermessen. Auch wird sie nie aufhören allgemein verständlich zu seyn, so lange es Menschenherzen giebt. Allein um jenen Eindruck wieder herzustellen, den Dante's Anmahnung zur Theilnahme, wie die eines öffentlichen Sprechers der Gerechtigkeit und Wahrheit, früher als ein Menschenalter * nach der, selbst in einer

* Ugolino's Tod fällt in das Jahr 1289, also nur eilf Jahre

Periode wüster Greuel unerhörten, Begebenheit auf seine Zeitgenossen machen mußte, ist es nöthig, diese historisch im Zusammenhange der Zeiten zu betrachten, und den unglücklichen Mann, den sie betraf, seine politischen Verhältnisse, seine Thaten, seinen Charakter näher zu kennen.

Schwierig allerdings, aber nicht unmöglich ist es, zwischen den Widersprüchen der Zeugnisse über den letzten einen sichern Weg auszufinden, wenn man nur auf die leidenschaftlichen Einflüsse achtet, wodurch sie erzeugt wurden, und die Thatsachen von den darein verwebten Auslegungen scheidet. Jene bestehen, wie mannichfaltig auch diese abweichen mögen. Die Florentinischen und Genuesischen Geschichtschreiber verrathen hier unstreitig Partheylichkeit gegen Pisa, die Nebenbuhlerin oder Feindin ihrer Vaterstädte: Doch umsonst wenden die Pisanischen alles an, um zu zeigen, die am Ugolino und seiner Familie verübte Grausamkeit, beispiellos wie sie war, sey nur gerechte Vergeltung gewesen. Einer von ihnen übergeht die wichtige Aussage Dante's mit Stillschweigen, wiewohl er an andern Stellen seine historische Glaubwürdigkeit anerkennt. * Mit der Heftigkeit eines Sachwalters, nicht mit der ruhigen Stimmung des Forschers bestreitet sie ein Andrer. ** Ugolino war wohl eben so

vor die Epoche der göttlichen Komödie. Freylich erschien sie viel später.

* Paolo Tronci Memorie istoriche della città di Pisa, in den Jahren 1283—1289, verglichen mit dem Jahre 1300.

** Flaminio del Borgo dissertazioni sopra l'istoria Pisana. Diese Untersuchung, in welche der scharfsinnige Geschichtforscher

wenig ein unmenschlicher Tyrann als ein tadelloser Märtirer seiner Vaterlandsliebe. Herrschbegierde und Härte

einen großen Theil von Dante's Leben hineingezogen hat, nimmt den ganzen ersten Band ein. Um zu zeigen, daß er bey seinem Reichthum an nützlichen Aufklärungen dennoch in der Hauptsache Unrecht hat, würde fast ein eben so weitläuftiges Werk nöthig seyn. Ich kann hier nur einige der wichtigsten Gründe, wodurch er Dante's historisches Ansehen herabzuwürdigen sucht, mit einem kurzen Winke begleiten. 1. Der menschenfeindliche Charakter des Dichters und sein Hang zur Satyre. Hat dieser ihn je zu verläumderischen Erdichtungen verleitet? Er sagt viele bittre Wahrheiten, aber Wahrheiten. Haß der Boßheit ist Menschenliebe. 2. Seine Privatfeindschaft gegen die Pisaner, welche daraus entsprungen seyn soll, daß Dante nach seiner Verbannung sich vergeblich bemüht, sie für die Parthey der Weißen zu gewinnen. Dieß ist nach des Verfassers Eingeständniß bloß Pisanische Sage. 3. Die Länge des zwischen jener Begebenheit und ihrer poetischen Aufzeichnung verfloßnen Zeitraumes, indem die göttliche Komödie im Jahr 1318 noch nicht vollendet gewesen seyn soll. Ein unbedeutender Umstand. Dante erfuhr die denkwürdige Geschichte gewiß nicht erst damahls, als er sie besang; sie fällt in sein vier und zwanzigstes Lebensjahr; und wie hätten so tiefe und einzige Eindrücke je wieder in ihm verlöschen können? Auch mußte er immer noch die Widerlegung der Zeitgenossen von gleichem Alter mit ihm scheuen, wenn er die Wahrheit verletzte. In den Ritratti d'uomini illustri di Toscana, T. III. im Leben Ugolino's,

entstellen nur zu oft die Anlage des Gemüths zu großen Thaten, können aber ihren Werth nicht aufheben; und in Zeiten wilder, rastloser Verwirrung ist die Sittlichkeit eines öffentlichen Lebens fast immer zweydeutig. *

Graf Ugolino stammte aus dem alten und mächtigen Geschlecht della Gherardesca, welches gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der Republik Pisa ihren ersten Podesta gegeben hatte. ** Die Erwartungen von ihm, wozu dieß seine Mitbürger, die Ansprüche, wozu es ihn berechtigte, wurden zum ersten Mahle in einem Kriege gegen Genua (1256.) befriedigt. Der Ausgang war glücklich: Cagliari, zuvor ein Pisanisches Lehen, wie die drey übrigen Distrikte Sardiniens, wurde wieder erobert; und da der Staat die dabey geleisteten

wird gegen den Ritter del Borgo unsres Dichters Zeugniß als das merkwürdigste und ächteste in dieser Sache behauptet.

* Ein Bildniß aus Cimabur's Zeitalter kann schwerlich eine schmeichelhafte Aehnlichkeit darbieten: Doch nehmen Ugolino's Gesichtszüge nach dem Kupferstiche in den Ritr. d'uom. ill. di Tosc. nicht gegen ihn ein. Sie verrathen nichts unedles noch gemeines: nur wird ihr männlicher Ausdruck von Stolz und düsterm Ernste wie überwölkt.

** Tronci Memoire istor. di Pisa, unter dem Jahre 1190. Auf diesen Annalisten verweise ich auch im Folgenden, so oft von der einheimischen Geschichte Pisa's die Rede ist. Wo sie in die Florentinische und Genuesische eingreift, habe ich hauptsächlich Giovanni Villani und Uberto Folietä gebraucht.

Dienste mit dem Gegenstande des Streites belohnte, empfingen die Brüder Gherardo und Ugolino ein Drittheil jenes Landstriches. Es beweist einen schnellen Gang des Glückes oder der Thätigkeit, daß der letzte schon neun Jahre nachher, als zu mächtiger Bürger eines Freystaats, und als Partheyhaupt der Guelfen vom Volke verbannt wurde. Gibellinismus war von Alters her einheimisch zu Pisa; Demokratie war erst um die Mitte des Jahrhunderts aufgekommen: und, was zu verwundern ist, die neue Verfassung hatte den Eifer für eine Parthey, die sich eigentlich mit ihrem Geiste nicht vertrug, durchaus nicht geschwächt. Die übrigen um diese Zeit Guelfischen Städte Toscana's, hauptsächlich Florenz, nahmen die Verwiesenen, den Grafen mit seinem Anhange, auf, und unterstützten sie zur Fehde gegen ihre Vaterstadt, einer damals gewöhnlichen That. Nach dem unbedeutenden Erfolge des ersten Feldzuges entschied der zweyte: die Pisaner, sicher, wie sie glaubten, hinter einer Verschanzungslinie, die sich weit an ihren Gränzen hinzog, flohen vor dem eindringenden Feinde, und nur unter der Bedingung, Ugolino und seine Parthey wieder in ihre Rechte und Güter einzusetzen, wurde ihnen der Friede gewährt. Wenige Jahre nachher brach ein neuer Krieg zwischen Pisa und Genua aus: wenn anders das Verhältniß dieser beyden See- und Handelsmächte je einen ächten Frieden zuließ. Durch den Besitz Sardiniens und der umherliegenden Inseln, durch Handelsverträge mit Afrikanischen und Asiatischen Fürsten blühte Pisa; durch beydes stand es den Genuesern im Wege. Die Nachbarschaft an derselben Küste, gleichsam der beständige Anblick des feindlichen Wohlstandes, setzte den Stoff zum Neide und zur Eifersucht, der so reichlich vorhanden war, in noch häu-

ſigere Gährung. Doch nicht bloß im Liguriſchen Meer-
buſen, überall im mittelländiſchen, bis in das ſchwarze
Meer ſtellten ihre flüchtigen Galeren einander nach. So
konnte ſich ein unerheblicher Zwiſt bald zum ernſtlichen
Kriege, dann zum letzten entſcheidenden Kampfe entzün-
den, wozu der lange genährte Nationalhaß ungewöhnliche
Kräfte aufbot oder verlieh. Piſa, mit ſich ſelbſt einig,
ſo oft es gegen Genua und für ſeinen Handel ſtritt, rü-
ſtete hundert Galeren, und übergab ſie der Führung
Ugolino's, dem noch ein Admiral, und der Podeſta Mo-
roſini, ein Venezianer, ich finde nicht beſtimmt angege-
ben, ob zu- oder untergeordnet wurden. Von einer Un-
ternehmung auf den Hafen von Genua, welches damahls
durch die Abweſenheit ſeiner Flotte wehrlos war, mehr
einer höhnenden Ausfoderung als einem wirkſamen An-
griffe, kehrten die Piſaner noch trotziger zurück; und als
ſie zum zweyten Mahle ausfuhren, geſchah es nicht wie
zu einer Schlacht, ſondern wie zu einem Triumph. Da
eine warnende Vorbedeutung die Einſegnung der Flotte
durch den Erzbiſchof Ruggieri unterbrach, trieben einige
der rohen Seefahrer den Uebermuth bis zur Läſterung:
möchte Gott ihnen zuwider ſeyn, wenn ſie nur Wind und
Wellen für ſich hätten. Uberto Doria, aus einem Ge-
ſchlechte von Seehelden, kam ihnen mit hundert und
dreyßig Genueſiſchen Galeren entgegen. Das Loos des
blutigen Tages fiel gegen Piſa, und die kleine Inſel Me-
loria, zuvor ein unberühmter Nahme, wurde denkwürdig
als der Fels, an welchem Piſa's Größe ſcheiterte. Der
Verluſt des Schiffes mit dem Hauptbanner erzeugte Ver-
wirrung und Flucht; fünftauſend Piſaner fielen durch das
Schwert, oder verſanken mit ihren Galeren; und die
Sieger brachten acht und zwanzig genommene Schiffe

und neuntausend Gefangne mit sich zurück, so daß nachher ein Sprichwort entstand: um Pisa zu sehen, müsse man nach Genua reisen. Ugolino rettete sich mit drey Galeeren, und war der erste Ueberbringer der Unglücksbotschaft, die von den Seinigen mit unbeschreiblicher Bestürzung angehört wurde. Rühmlicher und glücklicher für ihn wäre es zwar gewesen, die Pisanische Seemacht nicht zu überleben; allein der blinde sinnlose Ungestüm einer allgemeinen Flucht macht Feige und Tapfre einander gleich. Sein Leben konnte dem Staate noch dienen: das Opfer desselben hätte vermuthlich nichts gefruchtet. Wäre es nicht bloß Privatmeynung späterer Schriftsteller, * hätte ihn wirklich die öffentliche Stimme gleich damals beschuldigt, er habe durch seine voreilige Flucht die Niederlage verrätherisch verursacht, und die beste Blüthe seiner Mitbürger hingeopfert, um den Ueberrest desto sicherer zu unterjochen; so wären seine Verfolger nachher nicht genöthigt gewesen, sich auf weit geringere Verbrechen zu berufen. Aber das unvorsichtige Selbstvertrauen der Pisaner, die Uebermacht der Genueser, die Erfahrenheit ihres Anführers macht den Ausgang des Treffens ohne jene Behauptung sehr begreiflich; sie ist unwahrscheinlich, weil Ugolino, der schon in hohem Ansehen stand, durch ein für seine Ruhmbegierde so schmähliches Mittel alles aufs Spiel gesetzt hätte; und der Eifer für die Ehrenrettung Pisa's, der sich bey ihrem Vortrage verräth, setzt sie fast zur willkührlichen Vermuthung herab. **

* S. Tronci Memor. unter dem Jahre 1284.

** Einem gleichzeitigen Chronisten von Lucca, Fra Tolommeo, zufolge hat der Graf die Verbündeten gegen Pisa,

Der Graf versammelte den grossen Rath, und beschwor die niedergeschlagenen Gemüther, sich männlich zu fassen: jetzt sey der Augenblick gekommen, Entschlossenheit darzuthun; kein Zustand sey rettungslos, als der des unthätigen Verzagens. Das Vaterland warf sich ihm in die Arme: er wurde zum Podesta erwählt. * Unterdessen ruhten die Genueser nicht im Genuß des Sieges. Sie schlossen ein Bündniß mit Lucca und Florenz, wobey es nichts geringeres galt, als den gänzlichen Untergang ihrer Erbfeindin. Diese beiden Städte fielen auch unverzüglich in das Pisanische Gebiet, und eroberten verschiedne Burgen. Die weitere Ausführung ihrer Anschläge blieb dem nächsten Feldzuge und förmlicheren Zurüstungen vorbehalten, hätte Ugolino sie nicht verhütet. Es ist leicht zu begreifen, wie ungern er gegen eine Guelfisch gesinnte Stadt, seine ehemalige Zuflucht, Krieg führen mußte. Auch drang er im Rathe nachdrücklich darauf, man solle sich um den Frieden mit Florenz bemühen; und wenn er hiebey den Zweck hatte, die Guelfische Parthey in Pisa zur herrschenden zu erheben, so wußte er ihn wenigstens in scheinbare Gründe zu kleiden, oder vielmehr, der Vortheil des Staates traf hier wirklich mit seinem eignen zusammen. Die Pisaner, stellte er vor, müssen mit ihren Nachbarn auf dem festen Lande Freundschaft halten, um die Herrschaft zur See, den Besitz der Inseln und fremden

die ihn zur Theilnahme an ihren Entwürfen einluden, abgewiesen. S. Ritr. d'uom. ill. di Tosc. im Leben Ugolino's. Ist dieß gegründet, so wird die obige Beschuldigung vollends unglaublich.

* Es scheint also daß der Podesta Morosini bey Melpria geblieben oder gefangen genommen war.

Niederlassungen, worauf ihre Größe beruhe, ungestört behaupten zu können. Die Gefahr sey dringend, wenn es nicht etwa gelänge, den Bund durch einen besondern Friedensschluß zu lösen; und Florenz, dessen Feindschaft, nur zufällig durch Parthengeist aufgereckt, nicht aus einem unabänderlichen Verhältnisse entspringe, werde am leichtesten auszusöhnen seyn. * Der Graf, dessen dortige Privatverbindungen hiebey sehr nützlich seyn konnten, wurde zur Führung des Geschäftes bevollmächtigt, und, vermittelst des Ueberganges seiner Vaterstadt zur Guelfischen Parthey, und der Abtretung jener schon eingebüßten Burgen, brachte er es zu Stande. In der That, Pisa befand sich so sehr im Nachtheile, daß der öffentliche Preis, wofür es den Frieden erkaufte, nur durch Schleichhandel auf diese Bedingungen herabgesetzt werden konnte. Es bedurfte des Goldes, welches, in Weinkrügen versteckt, Ugolino den Häuptern der Florentinischen Regierung zusandte, um durch sie das Volk zum treulosen Bruche eines vortheilhaften Bundes zu verleiten, worüber Genua und Lucca in eben so gerechte als bittre Vorwürfe ausbrachen. Daß der Erzbischoff nachher eine in der größten Bedrängniß ausgemittelte Hülfe dem Grafen als Hochverrath auslegte, geschah wohl nur aus Unvermögen, einen gültigeren Vorwand zu ersinnen. Jene Gränzörter haben mehrern Florentinischen Geschichtschreibern nicht einmahl der Erwähnung werth geschienen; ** und wären sie auch weit beträchtlicher gewesen, die See, das eigentliche Ge-

* Siehe Leonardo Bruni im dritten Buche seiner Florentinischen Geschichte.

** Man findet sie weder bey Villani, noch beym Aretin, [illegible] Ammirato.

biet der Pisaner, konnte sie leicht für jede Einbuße auf dem festen Lande entschädigen. Noch weniger kann es ein Verbrechen scheinen, daß Ugolino den Staat, dem er vorstand, zu seiner Parthey herüberzog. Um dazu die Gelegenheit zu versäumen, hätte er die Sittenlehre und Denkart eines Zeitalters verläugnen müssen, dem Partheysucht für Patriotismus oder höher als Patriotismus galt. Ohne alle Erschütterungen konnte zwar dieser plötzliche Wechsel des Regierungssystemes nicht erfolgen: aber wenn Ugolino damahls den Häuptern der Pisanischen Gebellinen erwiederte, was er ehedem von ihnen erlitten; wenn sein Machtspruch, nicht etwa ihr eigner Verdruß, sie aus ihrer Vaterstadt vertrieb, so können doch diese Verbannungen weder zahlreich noch von langer Dauer gewesen seyn: denn bey der Verschwörung gegen ihn, nur drey Jahre später, finden wir die mächtigsten Gibellinischen Familien offenbar innerhalb der Stadt.

Indessen wurde, was der Tag bey Meloria an Muth und Macht übrig gelassen hatte, anhaltend auf den Krieg mit Genua verwandt. Unterhandlungen waren gleich im folgenden Jahre versucht, aber abgebrochen worden. Selbst den gefangnen Pisanern konnte die Sehnsucht nach der Heimath keine Einwilligung in die harten Bedingungen abdringen, die Genua vorschrieb: sie entschlossen sich aus Liebe zum Vaterlande, es noch länger zu entbehren. Als zwey Jahre darauf die Genueser sich günstiger für den Frieden erklärten, hintertrieb ihn Ugolino, indem er Pisanische Freybeuter zu neuen Feindseligkeiten anstiftete. Man behauptet, er habe, weit entfernt sich über die Entvölkerung Pisa's und die Verwaisung so vieler Familien zu bekümmern, befürchtet, die Rückkehr seiner ge-

fangnen Mitburger möchte seiner Macht gefährlich werden. Dieß würde zugleich beweisen, daß er sich ihres Misbrauchs bewußt war, und von der öffentlichen Stimme das übelste zu erwarten hatte, sobald die Herstellung auswärtiger Ruhe und häuslichen Wohlstandes sie laut werden ließ. Der Schein ist allerdings gegen ihn: und wir sind zu sehr entfernt, zu wenig unterrichtet, um die Güte der politischen Gründe, die ihn vielleicht rechtfertigen, genau zu wägen. So erschöpft war Pisa doch wohl nicht, daß die Hoffnung, sich durch muthiges Ausdauern zu einem vortheilhafteren Frieden hinzukämpfen, verwegen gewesen wäre. Krieg war immer noch besser als Abhängigkeit oder gänzliches Zurücktreten in Allem, worin Pisa mit Genua wetteifern konnte; der Vertrag der lange nach Ugolino's Tode (1299.) einen hartnäckigen, auch für die Sieger ermüdenden, Krieg beschloß, scheint nur jenes Verhältniß besiegelt zu haben. Ein friedliches Gleichgewicht konnte nicht zwischen zwey Republiken bestehen, deren gegenseitige Feindschaft Staatsmaxime war, weil jede in der Erniedrigung der andern ihre Größe zu finden glaubte. Nichts ist überhaupt unversöhnlicher als kaufmännische Eifersucht. Ein Handelstaat kann in einer entlegenen Zone empfindlicher verletzt werden, als innerhalb seiner Gränzen: selbst der Ozean ist ihm zu eng, so lange er noch die Schiffe des Nebenbuhlers trägt.

Nach Verlauf des ersten Jahres seiner Verwaltung wurde Ugolino noch auf zehn Jahre zum Podesta erwählt. Diese Würde ist unter den politischen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters eine der merkwürdigsten; * doch scheint

* Mit gedankenreicher Kürze bestimmt Gibbon das Wesen

sie mehr eine Geburt des erfinderischen Bedürfnisses gewesen zu seyn, als der vorsichtigen Staatskunde: gefährlicher für die Freyheit, als wirksam gegen innre Zwietracht und Anarchie, die unheilbaren und zuletzt tödtlichen Krankheiten der meisten damahligen Freystaaten Italiens. Schon der Nahme des Amtes deutet auf dictatorische Gewalt: aber nur auf Ein Jahr und nur einem Fremden, der seine Familienverbindungen daheim ließ, und wenig Versuchung hatte, partheyisch zu seyn, wurde das Recht anvertraut, zugleich als Heerführer und als Richter die öffentliche Sicherheit zu schützen, und ihre Störer zu bändigen oder zu bestrafen. Durch die Wahl eines mächtigen Mitbürgers, durch seine Bestätigung auf einen so langen Zeitraum hatten die Pisaner selbst sich Fesseln angelegt: und wenn auch hiebey ihre wahren Wünsche durch den Guelfischen und Florentinischen Einfluß überstimmt wurden, so gelangte der Graf doch ohne Gewaltthat, dem Aeußern nach rechtmäßig, zu einer fast unumschränkten Gewalt. Er wußte sich unter den wühlenden Bewegungen oder dem offenbaren Gegenstoß der Factionen, unerschüttert darinn zu behaupten; und ein Nebenbuhler, der aus dem Schooße seiner Familie und seiner Parthey gegen ihn aufstand, sein Neffe Nino Visconti, * wagte umsonst ihn zu stürzen.

derselben. History of the decline etc. Chapt. 69. Vol. XII. p. 89. (Ed. of Basil.)

* Er war Giudice von Gallura in Sardinien. Aus einer Stelle des Purgatorio, VIII, 53. erhellet, daß Dante ihn persönlich, und zwar genau gekannt. Giudice Nin gentil nennt er ihn.

Ugolino genoß also in stolzer Sicherheit seines Glückes. Ihn schmückte, ausser dem Glanze des Reichthums und der Herrschaft, sein Geschlecht, in Söhnen, Töchtern und Enkeln um ihn her verbreitet; und Vermählungen mit den angesehensten Häusern vermehrten noch die blühende Fülle desselben. An dem prächtigen Hochzeitfeste einer Tochter unterhielt er sich mit Marco Lombardo, einem wegen seiner Weisheit berühmten Manne,* über die seltne und auserlesene Glückseligkeit, die sein Alter kröne. Er mahlte sie mit erhöhten Farben, wies ihn gleichsam auf ihren glänzenden Anblick hin, und fragte ihn endlich: was ihm davon dünke? „Herr, ihr seyd so „beglückt," erwiederte Meister Marco, daß euch allein die Gnade Gottes fehlt. Bildlicher und schöner vielleicht, aber nicht mit mehr Wahrheit oder Nachdruck hätte ein Griechischer Weise gesagt: ehre die Nemesis! Im Taumel der Hoheit, der jene Warnung veranlaßt hatte, ging ihr tiefer Sinn verloren: der verblendete Ugolino sah die Wolken nicht, die dunkel über ihm aufzogen, und eilte selbst seinem Falle entgegen. Er hätte vielleicht durch Theilung seiner Herrschaft die Entwürfe eines unternehmenden Gegners entwaffnet, der nach ihm der mächtigste Guelfe war. Statt dessen war er mit dem Erzbischof Ruggieri Ubaldini, dem Haupte der Gibellinen, in einen Bund getreten, um Nino Visconti aus der Stadt zu verjagen, wodurch seine eigne Parthey geschwächt und zerrissen ward. Während er allzu sicher auf diese neue und trügerische Freundschaft baute, wandten grausame

* Man sehe über seinen Charakter Landini's Kommentar zum sechszehnten Gesange des Purgatorio, wo ihn Dante auftreten und mit Weisheit und Weltkenntniß reden läßt.

Thaten des Uebermuthes die Gemüther von ihm ab. Er soll den Grafen Anselmo von Capraja, dessen Popularität sein einziges Verbrechen war, heimlich haben umbringen lassen. Zornig über die Vorwürfe, welche ihm wegen seiner Verwaltung von zwey jungen Männern gemacht wurden; um so zorniger vielleicht, je gerechter sie waren, verwundete er den einen von ihnen, erschlug den andern: seine Wuth achtete es nicht, daß jener sein eigner Neffe, dieser ein Neffe des Erzbischofs war. Ruggieri stand lange stumm, als ihm die Leiche gebracht wurde; sagte zuletzt mit angenommener oder wirklicher Gleichgültigkeit: er könne sich nimmermehr überreden, daß dieß sein Neffe, und die Ermordung desselben Ugolino's That sey; und überließ sich öffentlich an eben dem Tage der lautesten Fröhlichkeit. Schwerlich hätte auch der geübteste Meister in der Verstellungskunst vermocht, im Augenblicke einer tödtlichen Beleidigung sich so gefaßt zu zeigen, wenn sie nicht etwa geheime feindselige Anschläge, wodurch er ihr längst zuvorkam, zur Reife bringen half. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der junge Ubaldini mit Vorwissen seines Oheims dem Beherrscher Pisa's Troz geboten hatte. Wie dem auch sey, der Erzbischof konnte nun um so leichter seinem eigennützigen Verrath edlere Triebfedern unterlegen, und die Gibellinischen Häuser, welche, wie er selbst, Freundschaft für den Grafen nur heuchelten, die Lanfranchi, Qualandi, Sigismondi, in eine Verschwörung gegen ihn ziehen. Wiederhohltes und vergebliches Andringen im Rath auf den Frieden mit Genua, dessen vorzüglichstes Hinderniß Ugolino schien, wurde zur Veranlassung gebraucht, die Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Alles war vorbereitet; die Glocken läuteten Sturm; ein furchtbares

Geschrey: Tod dem Tyannen! schallte durch die Straßen. Dennoch bot sich der Podesta entschlossen einem ungleichen Kampfe dar, und zog sich erst am Abend eines blutigen Tages in seine Burg zurück, welche im Umkreise der Stadt lag. Zu spät durch das nahende Ungewitter aufgeschreckt, hatte er im Stillen zu seinen auswärtigen Freunden um Hülfe gesandt; allein der schlaue oder glückliche Anführer der Verschwornen war ihm zuvorgekommen. Als die Mittel der Gegenwehr erschöpft waren, und noch kein Ersatz erschien, mußte Ugolino sein Schloß dem eindringenden Feinde und den Flammen Preis geben. Er suchte sich nach Lucca zu retten, * wurde aber nebst zwey Söhnen, Uguccione und Brigata, und zwey Enkeln, Anselmuccio und Gaddo ** unterwegs eingehohlt, und in den sogenannten Thurm der sieben Straßen geworfen. Die eroberte Burg wurde geschleift, und ewiger Verwüstung gewidmet. Man verfolgte mit Wuth seine noch nicht entflohenen Freunde und Anhänger; die, welche sich versteckt hatten, mußten auf den drohenden Befehl des Erzbischofs ausgeliefert werden. Eine treue weibliche That fodert mitten unter diesen Auftritten des Schreckens unsre Rührung: die That einer Amme, welche ihren Säugling, des Grafen Enkel, in

* Dieser von den meisten übergangne Umstand erhellt aus Dante's Erzählung Inf. XXXIII, 29. 30. Man vergleiche Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 79. u. f.

** Andre nennen Gaddo unter den Söhnen, und Brigata unter den Enkeln des Grafen. Borgo's Angabe Vol. I. p. 133. scheint mehr mit Dante übereinzustimmen, welcher Gaddo als den jüngsten und zartesten zuerst erliegen läßt. Inf. XXXIII, 68.

einen Korb voll Leinwand verbarg, und mit Lebensgefahr aus der Stadt trug. Neun Monate lang wurde jenen unglücklichen Gefangnen das Leben gefristet. Zwar brauchte Ruggieri wahrscheinlich nicht so lange Zeit, um die unmenschlichste Rache zu ersinnen; sein Geiz verzögerte sie: er erpreßte von Ugolino's Freunden grosse Geldsummen für seine gehoffte Freylassung. Endlich (im März 1289) ward das Loos der Verurtheilten unwiderruflich entschieden; die Thür ihres Kerkers schloß sich für immer; die Schlüssel wurden in den Arno versenkt; und sie erriethen, daß sie bestimmt seyen, Hungers zu sterben. Der Erzbischof gefiel sich sonderlich in der Wahl dieser Todesart: zu milde und fromm, um Menschenblut zu vergießen, habe er den Schuldigen nur die Nahrung entzogen. Ein lautes Geschrey um Erbarmen, drang durch die dicken Mauern; aber aus Furcht (denn der Haß gegen den Nahmen Gherardesca war nun doch wohl versöhnt) regte sich keiner ihrer Mitbürger. Um einen Beichtiger wenigstens flehte der Graf; allein umsonst: der Erzbischof ließ ihn (eine priesterliche Rache) ohne das Sakrament der Buße zur Hölle fahren. Man verscharrte nachher ihre abgezehrten Leichname ohne Ehrenzeichen; der Thurm, das Werkzeug ihrer Qualen, wurde durch seinen veränderten Nahmen ihr einziges Denkmahl. *

Wenn Ugolino schuldig heissen kann; und er kann es gewiß eher durch den Misbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, als durch seine angebliche Verrätherey beym Friedensschlusse mit Florenz: so war doch die Strafe

* La torre della fame stand noch zu Tronci's Zeit, aber im Umkreise des Ordenshauses von St. Stefan eingeschlossen.

selbst für den schwärzesten Missethäter zu grausam. Was aber kein Schein des Rechtes beschönigen kann; was seine Verfolger ewig zum Abscheu der Menschheit machen muß; was den Pisanern, nach der Meynung der Zeitgenossen, unmittelbar Gottes Gerichte zuzog, ist die Mitverdammung der unschuldigen Söhne und Enkel. Vergebens bemüht sich der unermüdliche aber misverstandne Patriotismus eines Pisanischen Gelehrten * zu beweisen, sie seyen nicht mehr im Knabenalter, sondern völlig erwachsen gewesen, und haben für Ugolino gefochten. Ueberwögen auch seine Gründe die Menge entgegengesetzter Zeugnisse, so waren sie doch weder Hochverräther noch Tyrannen, und konnten, auf das strengste genommen, nur Verbannung verdienen. Bloß aus grenzenloser Rachgier, oder aus Furcht, es möchte aus Ugolino's Blut ein Rächer der Unthat aufstehen, wünschte man seine ganze Nachkommenschaft zu vertilgen. Dieß mislang: zwey ältere Söhne, die Väter der mitgefangenen Enkel, waren beym Ausbruch des Aufstandes nicht zugegen gewesen; jener gerettete Säugling durfte als Mann in seine Vaterstadt zurückkehren; und noch jetzt blüht das Haus der Gherardeschi.

Diese Begebenheit zog verderbliche Folgen für die Pisaner nach sich. Der Sturz der Guelfischen Parthey verwickelte sie in einen langwierigen Krieg mit den Toskanischen Guelfen, worin diese die Oberhand behielten. Mit Genua wurde zwar bald ein Nothfriede eingegangen; doch da die Härte der Bedingungen Pisa von ihrer Erfüllung abhielt, erneuerten sich die Feindseligkeiten, und

* Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 40. u. f.

endigten erst mit der entschiednen Uebermacht des einen, und der gänzlichen Erschöpfung des andern Staates. So sank das reiche, mächtige, ruhmvolle Pisa, bis es ein Jahrhundert nachher, von den Florentinern unterjocht, zugleich mit der Freyheit sein historisches Daseyn einbüßte.

Indem der Dichter die Antenora durchwandert, (hier verließen wir seine Erzählung) stößt er unversehens mit dem Fuße an den Kopf eines Verdammten, der sich weigert ihm zu entdecken, wer er sey, worüber Dante in heftigen Zank mit ihm geräth. Es ist Bocca degli Abati, ein Florentiner, durch dessen Verrath die Niederlage bey Montaperti erfolte. Zufällig ruft ihn einer von seinen Mitgenossen bey Nahmen, und nun nennt er aus Rache diesen sowohl als die übrigen Verbrecher um ihn her. Hierauf fährt Dante fort:

Wir waren schon entfernt von dieser Brut,
Da sah ich zwey zusammen eingefroren:
Der Kopf des Einen war des Andern Hut.
Und wo der Schädel gränzet an den Nacken,
Sah ich, wie man im Hunger Brot verschlingt,
Des obern Kopfes Zahn den untern packen.
Nicht anders hat vor Wuth die Schläf und Stirn
Des Menalippus Tydeus einst zerklaubet, *
Wie der des Andern Schädel, Haut und Hirn.

* Tydeus hatte den Menalippus umgebracht, war aber dabey selbst tödtlich von ihm verwundet worden. Dante spielt hier auf eine Stelle des Statius an.

„O du," rief ich, deß viehische Geberden
Haß gegen den beweisen, den du nagst,
Sag mir den Grund davon; ich will auf Erden
Dein Schicksal kund thun, wenn du Wahrheit sagst;
Will rächen deinen Ruf an jenem dort,
Wofern du ihn mit Fug und Recht verklagst,
Wenn die, womit ich spreche, * nicht verdorrt.

Drey und dreyßigster Gesang.

Da hob vom angefreßnen Hinterkopfe
Der grause Sünder seinen Mund empor,
Und wischt' ihn ab in seines Feindes Schopfe.
Dann fing er an: Soll ich den grimmen Schmerz
Erneuern? Eh ich noch davon erzähle,
Zermalmt das Angedenken schon mein Herz.
Doch sollen meine Worte diesem schnöden
Verräther eine Saat der Schande seyn,
So wirst zugleich mich weinen sehn und reden.
Ich weiß nicht, wer du bist, noch wie du hier
Herabgestiegen; doch ein Florentiner,
Wenn ich dich reden höre, ** scheinst du mir.
Ich war Graf Ugolino, mußt du wissen,
Und Erzbischof Ruggieri dieser da.
Nun hör', warum ich so sein Hirn zerbissen.

* Die Zunge.

** Nehmlich nach dem Dialekte zu urtheilen.

Wie er, derweil er seine Treu mir bot,
Mit arger Feindestücke mich gefangen,
Dann umgebracht, ist nicht zu sagen Noth. *
Doch das, was niemand droben dir erzählet,
Wie grimm mein Tod gewesen, höre nun;
Dann wirst du wissen, wie er mich gequälet.
Ich hatt' aus einer engen Luk' im Erker
Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
Und der für viele dienen wird zum Kerker,
Verschiedner Monden Wechsel schon erkannt,
Als einst im Schlaf der Zukunft Schleyer rissen,
Und mein Geschick vor meinen Augen stand.
Es schien mir, der da jagt' als Herr und Haupt
Den Wolf und seine Wölflein ** zu dem Berge, ***
Der den Pisanern Lucca's Anblick raubt.
Mit magern, auf den Fang erpichten Hunden
Hetzt' er sie fort; es liefen vor ihm her
Gualande mit Lanfranken und Sismunden. ****

* Weil es allgemein bekannt ist.

** Ich kann nicht sagen, ob hierin vielleicht eine heraldische Anspielung liegt, dergleichen häufig in der göttlichen Komödie vorkommen. Sonst wäre das Bild eines schädlichen Raubthiers nicht günstig für Ugolino gewählt.

*** Monte de San Giuliano, auch der Pisanische Berg genannt.

**** Die mächtigsten Gibellinischgesinnten Familien. Durch die Hunde wird der Pöbel bezeichnet.

Nach kurzem Laufe sah ich kraftlos keichen
Den Vater und die Söhne, sah ich bald
Von scharfen Hauern bluten ihre Weichen.
Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
Da hört' ich um mich her die Söhne * weinen,
Und flehn um Brot in ihrem bangen Traum.
Denk, was mein ahnend Herz begann zu wähnen!
Wohl grausam bist du, wenn dich das nicht rührt,
Und weinst du hier nicht, was entlockt dir Thränen?
Schon tagt' es; unser Schlummer war dahin,
Die Stunde nahte, Speise zu empfangen,
Und jedem lag sein Traum noch schwer im Sinn.
Und riegeln hört' ich unter uns die Pforte
Des grausenvollen Thurms; drob schaut' ich starr
Ins Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.
Ich weinte nicht, also versteint' ich mich.
Sie aber weinten; mein Anselmo sagte:
Du blickst so, Vater lieb! was hast du? sprich!
Doch weint' ich nicht, und sagt' auch nichts zu ihnen,
Den ganzen Tag noch auch die Nacht darauf,
Bis wiederum der Welt die Sonn' erschienen.
Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht
Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederhohlt
Sah ich mein Leid auf jedem Angesicht.
Da biß ich beyde Hände mir vor Wehe.
Sie glaubten, daß mich Gier nach Speise trieb,
Und fuhren schnell vom Lager in die Höhe,

* Im unbestimmteren Sinne für Söhne und Enkel.

Und sagten: Minder wird es weh uns thun
 Wenn du von uns dich nährst; du gabst uns, Vater,
 Dieß arme Fleisch und Bein: nimm's wieder nun!
Um sie zu schonen, ward ich still hierauf;
 Stumm blieben wir den Tag und dann noch Einen.
 O Erde? warum thatst du dich nicht auf?
Gekommen war des vierten Tages Licht,
 Als Gaddo mir sich vor die Füße streckte,
 Und rief: Mein Vater! warum hilfst mir nicht?
Daselbst verschied er; von den Andern allen
 Sah ich je Einen, wie du hier mich siehst,
 Am fünften und am sechsten Tage fallen.
Ich rief die Todten noch drey Tage lang,
 Und tappte, blind schon, über jeder Leiche,
 Dann that der Hunger, was dem Schmerz mislang. * —
Mit scheelen Augen, als er so gesprochen,
 Biß er den Unglücksschädel wieder an,
 Zermürsend, wie ein Hund, die harten Knochen.
O Pisa! Pisa! Schande der Bewohner
 Des schönen Landes, wo das Si ertönt, **
 Sind deine Nachbarn nicht des Gräuels Lohner,
So komme bis vor deines Arno Kehlen
 Capraja und Gorgona *** hergerückt,
 Daß du ertrinken mögst mit allen Seelen.

* Nehmlich meinem Leben ein Ende zu machen.

** Eine sonderbare aber damahls gebräuchliche Bezeichnungs-art der Länder und Sprachen nach dem Wörtlein der Bejahung; z. B. Lanque d'oc, Langue d'oyl.

*** Zwey Inseln im Tyrrhanischen Meere, nicht weit von der Mündung des Arno entfernt.

Denn, ward Graf Ugolino auch verklagt
Er hab' um deine Burgen dich verrathen;
Warum hast du die Söhne todt geplagt?
Sag', neue Thebe! * welche Bosheit kannte
Des Ugo ** und Brigata zartes Herz,
Und Jener, *** die mein Lied schon oben nannte? —

Meine Uebersetzung dieser Stelle bitte ich dem Schatten Dante's ab; aber ich möchte seine Vergebung nicht auch für die Schuld bedürfen, ihrem unwiderstehlichen Gange durch mattere Umschreibungen Schritt vor Schritt zu folgen. Die fürchterliche oder rührende Wahrheit einer Darstellung macht eher stumm als beredt, weil man wieder zu ihren eignen Worten seine Zuflucht nehmen müßte, um den empfangenen Eindruck in seiner ganzen Kraft zurückzugeben; und die einfachste Größe versagt sich allen Bemühungen sie zu zergliedern. Jeden Zug beseelt hier tiefes inniges Mitgefühl: keiner gehört der Absicht oder selbstgefälligen Kunst. Welch ein beglaubigendes Gepräge drückt nicht die Einfalt, womit Ugolino anhebt, seiner ganzen Erzählung auf! Kaum scheint sich der Dichter bewußt zu werden, daß er ihn redend

* Thebe ist wegen der vielen im Hause des Oedipus verübten Unthaten in der alten Fabel berüchtigt.

** Im Original Uguccione. Eben so habe ich auch weiter oben, des Sylbenmaaßes wegen, Anselmuccio in Anselmo abgeändert. Dante hat, selbst in solchen Kleinigkeiten, die historische Treue beobachtet.

*** Anselmo und Gaddo.

einführt: für die Beschreibung dieser Sache hat er nur die Sache selbst; er spricht die Laute des Schmerzes nach, wie sie von den Lippen des Jammernden fallen, und legt sie an unser erstauntes Herz. Wer hier untheilnehmend vorüberginge, müßte seine Natur verläugnen oder vergessen. Ist es nicht, als stünde vor dem Anfange der Geschichte von einer unsichtbaren Hand geschrieben: an die Menschheit? Wenn sich auch das zartere Gefühl, durch den grausenvollen Anblick empört, anfangs von dem Dichter, der es zu diesen Auftritten hinzieht, fast wie von den beyden Sündern selbst, wegwendet, so wird doch die Regung, welche jenen beseelt, es bald wieder aussöhnen. Diese Schrecknisse gehören nicht ihm; er hat sie nicht erdacht: er fodert nur auf, über eine That zu richten und zu zittern, die von einem Menschen an Menschen verübt wurde. Eben da, wo er sich nicht scheut, den ausgeartetsten Misbrauch der willkührlichen Gewalt ohne alle Schonung zu schildern, wird sein eignes schuldloses Gemüth, und seine unverrückte Menschlichkeit offenbar. Der Nachruf, in den er unwillkührlich ausbricht, verräth was ihn drängte, mit einem nicht verhärteten, aber mit Schmerzen vertrauten und darin stark gewordnen Herzen der Geschichtschreiber solcher Leiden zu werden. Nur zu oft muß sich der Glaube an eine über die menschlichen Handlungen waltende Gerechtigkeit, um nicht zu ersterben, in ein künftiges Leben hinüberretten. Diese letzte Zuflucht der hülflos Unterdrückten genügt dem entbrannten Eifer Dante's nicht. Noch auf Erden, vor den Augen des Menschengeschlechts, auf dem Schauplatze der Missethat selbst wünscht er das Schicksal von dem Verdachte gereinigt zu sehen, als begünstige es die Anschläge der Bösen.

So verworren sind die Tiefen, in die wir genöthigt werden, hier hinabzuschauen, daß wir über die menschliche Natur verzagen möchten, daß unser Geist sich sträubt zu begreifen, was sie alles zu thun fähig und zu erdulden bestimmt sey. Es giebt kein Elend, welches die Menschheit nicht erfahren, keine Qual, die ein Mensch dem andern nicht bereitet hätte. Dieses Geschöpf kennt keinen ärgern Feind, als seine eigne Gattung. Allein neben der furchtbaren Wahrheit liegt auch der tröstende Ersatz. Wir ahnen in uns eine unzerstörbare Kraft, durch die wir über jede äußre Gewalt erhaben, noch im Erliegen überwinden können. So wenig dürfen wir also sagen, es ruhe ein nicht zu lösender Fluch auf unserm Daseyn, daß auch die schrecklichste Erscheinung noch wohlthätig und für unsre Veredlung wirksam werden kann. Böte uns Ugolino's Geschichte nichts anders dar, als die ungeheure Frevelthat eines herzlosen Unmenschen, so möchte ein nie weggezogner Schleyer sie decken, und ihr Andenken nur in den Jahrbüchern der Hölle aufbewahrt werden. Aber unter der todten Steinmasse, die ihn und seine Familie lebend begräbt, werden noch Tugenden, Heldenmuth und zärtliche Selbstverläugnung, bewähret. Auf das Entsetzen folgt Bewunderung; die Wunden, welche ein zerreissendes Mitleid schlug, werden durch die Art geheilt, wie man uns dazu auffodert; und wir endigen mit einer Stimmung, die das schmerzlich aufgehobne Gleichgewicht in unsrer Seele wieder herstellt.

Indessen gilt alles dieses wohl am wenigsten von der ersten Eröffnung des Auftrittes, die doch ganz vorzüglich dem Dichter zugehört, weil er sie, ohne einige Veranlassung in der Geschichte, allein aus seinem eignen Geiste

geschöpft hat. In der kannibalischen Beschäftigung Ugolino's liegt nichts, was dem menschlichen Sinne nicht auf alle Weise widrig seyn müßte. Wessen Einbildungskraft weit genug ausreichte, um hiebey verweilen zu können, den möchte nachher die folgende Erzählung gestählt finden, wo sie ihn erweichen sollte. Mit körperlichen Leiden können wir uns in der Darstellung aussöhnen, mit den Wunden Philoktets und Laokoons Todesqual. Wir können das Bild selbst dieses Hungertodes ertragen, vielleicht mit deswegen, weil wir den Thäter nicht dabey vor Augen haben. Aber ein fortgesetztes, physisch grausames Handeln erfüllt uns mit Ekel und Abscheu, und gewährt keinen Ersatz für die Nothwendigkeit, es mit anzusehn. Im ersten Augenblicke der lange entbehrten Befriedigung kann sogar die entsetzlichste Rache durch die Größe der erlittnen Beleidigung entschuldigt werden. Allein so wie der Sturm der Leidenschaft sich legt, wird sie gehäßiger; gegen eine Rache wie diese, welche in alle Ewigkeit hin gleich unersättlich bleibt, würde sich jedes Gefühl in uns empören, wenn sich nicht schon zuvor der Begriff gegen ihre Möglichkeit auflehnte. Eben in dieser Unerklärlichkeit aus den Gesetzen, wonach menschliche Leidenschaften wirken, liegt aber der Aufschluß und des Dichters Rechtfertigung. Ugolino wird nicht durch eine freye Handlung der Prometheusgeyer seines Feindes, denn bey Verdammten findet weder Wahl noch Wechsel der Gesinnungen Statt. Er ist bloß ein Werkzeug der vergeltenden Macht, die für eine ganz einzige That auch eine außerordentliche Strafe ersonnen hat. Sein Loos wird dadurch nicht erschwert: vielmehr scheint ihm gleichsam zur Entschädigung für die im Leben ausgestandnen Leiden (ich schaudre mich weiter in diese

Vorstellungen zu vertiefen) ein Labsal der Hölle angewiesen zu seyn. Dante's Einrichtung, die Art der Verdammniß nach dem allgemeinen Namen der Schuld, nicht nach dem Grade der Ausartung, welchen sie in einem einzelnen Falle voraussetzt, zu bestimmen, hat den Nachtheil, daß sie oft sehr verschiedne Dinge mit demselben Maaße mißt, und also eine unsrer Hauptfoderungen an die strafende Gerechtigkeit nur unvollständig befriedigt. Hier mußte er ihr daher durch eine kühne Abweichung zu Hülfe kommen. Welch ein auffallendes Misverhältniß wäre es, wenn Ruggieri nicht mehr Strafe litte, als Ugolino, weil beyde Verräther heißen; besonders da man sie dicht neben einander sieht! Und doch scheint diese Zusammenstellung so viel Reiz für den Dichter gehabt zu haben, daß er sich, vermuthlich ihr zu Gefallen, ein etwas eigenmächtiges Verfahren erlaubt hat, so groß auch sonst seine Gewissenhaftigkeit in diesem Stücke ist. Ugolino büßt unter den Verräthern des Vaterlandes; Ruggieri's Verbrechen war die Verschwörung gegen seinen Freund; die Geschichte legt ihm keinen Hochverrath an Pisa zur Last: er hätte folglich erst in der Tolommea (so heißt der nächste Bezirk) seine Stelle finden sollen.

Wie dem auch sey, es ist gewiß, daß das Atreische Gastmahl, wobey die Wanderer den Unglücklichen antreffen, der Theilnahme an seinen vorhergegangnen Schicksalen nicht den geringsten Eintrag thut. Dieß ist nicht Ugolino selbst, sondern nur sein verworfner Schatte. Erst mit der Erinnerung an die Leiden seines Todes kehrt die ganze Menschheit in seinen Busen zurück, und verläßt ihn wieder, sobald er sie in Gedanken noch einmahl durchgelitten hat. Die Uebelthat, deren er durch seinen

Platz im untersten Höllenkreise für schuldig erkannt wird, kömmt bey jener Katastrophe, welche die Schrecken der Verdammniß so weit überwiegt, vollends in keine Betrachtung. War auch zwischen ihr und seinem Falle einiger Zusammenhang, so wird doch dieser hier unsern Augen gänzlich entzogen. Der Schauplatz der Begebenheit ist von der Erde geschieden, ob er gleich noch auf ihr liegt. Mit dem letzten Schließen der Pforte, welches die Gemeinschaft der Bewohner des Thurmes mit den Lebendigen aufhebt, wird auch jeder Rückblick auf das vergangne Leben gehemmt; und wenn wir noch des glücklich herrschenden Ugolino gedenken, so muß dieß eher den Eindruck verstärken. Je heftiger dieser Mann war, je feuriger er die Plane seiner Ehrsucht verfolgte, um so fürchterlicher ist es nun, ihn in dem engen Kerker eingeschlossen zu sehen, wo seine Kraft an den Mauern ohne Ausgang sich bricht, und zu schweigender Verzweifelung erstarrt. Während des unermeßlichen Leidens scheint er den Urheber desselben vergessen zu haben. Er flucht dem Ruggieri nicht, an dem er doch nicht hoffen kann, sich zu rächen: die Erde fleht er um das Erbarmen an, sich unter ihm zu öffnen. Der Jammer über seine Kinder verschlingt die Wuth, die sich seiner Seele bemeistern würde, wenn er allein unter der Bosheit des Feindes litte. Die väterliche Wehmuth, das sich selbst vergessende Mitgefühl verdoppeln und adeln seinen Schmerz. Warum sollte er solcher Regungen nicht fähig seyn, wenn ihn die Ehrsucht auch zum Verbrecher gemacht hatte? Diese Leidenschaft erweitert sich wenigstens in ihrem Egoismus; sie konnte ihm für seine Familie, seine Kinder einen Grad der Vorliebe und Zärtlichkeit mehr gegeben haben. Er hatte für ihren Glanz wie für den seinigen gearbeitet.

Gewiß hatte er sie geliebt: diese Empfindung ist ihm nicht neu. Liebten sie ihn nicht? Die Kleinen boten sich ja selbst zu seiner Nahrung an.

Erwähnt wird das zarte Alter der Söhne und Enkel erst am Ende; aber es mahlt sich rührend in der kindlichen Unschuld ihrer Reden. Die Aufzählung ihrer Nahmen und die Zurückweisung auf die vorher erwähnten in der letzten Terzine beleidigt unfehlbar einen verzärtelten Geschmack; selbst einer männlicheren Beurtheilung könnte sie von dem emphatischen Schwunge der Nachrede herabzusinken scheinen. Nach meinem Gefühl ist sie völlig in dem Wahrheit-zeugenden Geiste, der überall und vorzüglich hier des Dichters ernste und unbestechliche Muse war: sie giebt dem Beschlusse gleichsam ein urkundliches Ansehen.

So wie Ugolino, während er noch mit dem Hungertode kämpfte, das Andenken an Ruggieri verlohren zu haben schien, so übergehen ihn Dante's Verwünschungen. Alle ersinnlichen wären zu schwach. Dagegen sieht er einen Thäter der gräßlichen That in jedem, der nicht aufstand ihr zu wehren, und wendet sich daher an die Stadt, deren Bewohner zu fühllos oder zu feig dazu waren.

Ehe wir diese Stelle verlassen, sey es mir erlaubt, einige andre Behandlungen derselben Geschichte zu erwähnen, und nur mit wenigen Winken Gesichtspunkte anzudeuten, aus welchen sich dem denkenden Betrachter des Schönen und Erhabnen weite Aussichten öffnen. Denn zwischen Werken, die verschiednen Künsten oder

auch nur verschiednen Gattungen in Einer Kunst angehören, eine eigentliche ins Einzelne gehende Vergleichung anstellen; in diesem Stücke dem einen Künstler, in jenem dem andern den Vorzug zusprechen; dieß ist vielleicht immer ein gewagtes Unternehmen. Da die Gesetze jeder Form und jedes Mediums der Darstellung aus der besondern Eigenthümlichkeit desselben entspringen, so giebt es kaum einen gemeinschaftlichen Maaßstab für alle. Daß zwey Schöpfungen des Geistes einerley Stoff bearbeiten, richtiger gesprochen, daß sie denselben Nahmen tragen, ist nur eine zufällige Uebereinkunft. Das Wesentliche eines Kunstwerkes ist die Form, nicht der Inhalt; und wenn unter diesem, wie billig, nicht der nackte Begriff des Gegenstandes verstanden wird, sondern das Gewebe von Vorstellungen, welche ein bestimmtes Individuum aus ihm gezogen, und durch die untheilbare, oft unwillkührliche Wirksamkeit seiner Seelenkräfte und seiner innern Organisation so oder anders gebildet hat, so fehlt ihm nur mehr Entwickelung um eins mit der Form zu seyn, deren Embryo er ist. In diesem Sinne kann man sagen, daß niemahls mehrere Kunstwerke ihren Stoff mit einander gemein haben.

Man sollte sich von der belebenden Kraft des Dialogs, auf so tragische Auftritte angewandt, eine erhöhte und ganz unwiderstehliche Wirkung versprechen. Doch eine nähere Betrachtung entdeckt in der Natur dieser Geschichte mancherley Unbequemlichkeiten für die dramatische Form, welche sie mehr für die erzählende Gattung zu bestimmen scheinen; und das bekannte Trauerspiel von Gerstenberg widerlegt, ungeachtet seines Reichthums an kühnen und originellen Zügen, diesen Gedanken nicht. Gleich vom

Anfange an ist das Schicksal aller auftretenden Personen unwiderruflich entschieden: also findet eigentlich weder Verwickelung noch Auflösung Statt; was nur Katastrophe hätte seyn sollen, ist zum dramatischen Ganzen ausgedehnt. Mit aller Erfindung und aller Kunst, die der Dichter aufgewandt hat, um die Einförmigkeit hoffnungslosen Elendes zu unterbrechen, und einen Schein von Handlung hervorzubringen, war es dennoch unmöglich zu verbergen, daß seine Personen nur leiden. Sie ergiessen sich entweder in unnütze Klagen, oder ihre Seele bestrebt sich, mit ihrer ganzen, in sich gesammelten, Willenskraft, nicht zu erliegen. Solch eine Verfassung des Gemüths hemmt aber die Mittheilung, und drängt jeden Strom des Gefühls zu seiner innern Quelle zurück; sie kann also nicht mit vollkommner Wahrheit in Gesprächen und noch weniger in Monologen ausgedrückt werden. Keine Rede kann so erhaben seyn als das Verstummen Ugolino's, das sich freylich nicht auf die Bühne übertragen ließ. Dem neuern Dichter fehlte das Hülfsmittel des Chorgesanges, wodurch Aeschylus die Zuschauer beschäftigte, während seine verhüllte Niobe schweigend und unbeweglich da saß; *

* Euripides klagt ihn in den Fröschen des Aristofanes (Ed. Brunk. p. 191. 192) heftig darüber an. „Er setzte," sagt er, „irgend einen Achilles oder eine Niobe auf das Thea„ter, und hüllte sie ein, so daß man nicht einmahl ihr „Angesicht sehen konnte. Sie dienten ihm nur, seiner „Tragödie einen prächtigen Rahmen zu geben, denn sie „ließen nicht den geringsten Laut vernehmen. Der Chor „reihte unterdessen seine Gesänge ununterbrochen an einan„der und der Zuschauer saß und wartete, wann doch

und, gesetzt, er hätte der alten Sitte folgen wollen: wie wäre hier ein Chor anzubringen gewesen? Wollte er hingegen den ganz entgegengesetzten Weg wählen, und den Kreis seiner Darstellung von der Einfachheit des Griechischen Drama bis zum historischen Schauspiele erweitern, so brauchte nur ein Theil der Handlung im Kerker vorzugehen; Ugolino's Leben bot reichen Stoff zu Sitten- und Charaktergemählden dar, den der Schöpfer der Minona gewiß zu benutzen gewußt hätte. Es ist ein unterhaltendes Spiel für die Einbildungskraft, sich vorzustellen, was etwa Shakespeare, wenn ihm die Geschichte in irgend einer Chronik vorgekommen wäre, und seinen Geist getroffen hätte, daraus gebildet haben möchte.

Ein Künstler, der, wie Dante, eine allumfassende Phantasie forschendem Tiefsinne unterwarf, Michelangelo Buonarotti, konnte die Größe dieses Dichters ganz verstehn. Auch bewunderte er ihn vor allen Andern, und

„wohl die Niobe einmahl sprechen würde. Wann er ihn „nun lange genug zum Besten gehabt hatte, und das Stück „schon zur Hälfte vorüber war, so stieß die Heldin ein „Dutzend Riesenworte hervor, Worte mit finstern Augen„braunen, mit Helmbüschen und fürchterlichen Angesich„tern, welche keiner von den Zuhörern kannte." — Es ist Schade, daß wir diese Niobe nicht mehr haben, um zu wissen, ob sie auf dem Theater versteinert worden, wie man beinah vermuthen muß. Hätte der überweise Euripides das Trauerspiel Ugolino beurtheilt, so möchte er dem Teutschen Dichter auch wohl einige ἱπποκρημνα vorgeworfen haben.

belebte seine fest gezeichneten Gruppen gern von neuem durch flüchtige Entwürfe der Feder, * oder durch ausgeführte Werke des Pinsels und Meißels. Eine erhobene Arbeit von ihm, welche den Ugolino mit seinen Söhnen vorstellt, ist weniger bekannt, als sie es zu seyn verdiente. Selbst Vasari erwähnt ihrer nicht. Dennoch läßt sich an der Aechtheit des Werkes nicht zweifeln, weil es den Beweis derselben unverkennbar an sich trägt. **

Dieses Basrelief enthält sieben Figuren, wovon fünf, welche die Hauptgruppe bilden, historisch, die beyden übrigen allegorisch sind. Ungeachtet seiner Verehrung für

* Michelangelo besaß einen Abdruck der göttlichen Komödie mit einem breiten Rande, den er dazu gebrauchte, die für die Zeichnung günstigen Stellen des Gedichts (sie sind in grosser Anzahl) mit Skizzen zu begleiten. Dieser Schatz für die Kunst soll bey einer Versendung auf dem Meere untergegangen seyn. Es ist mir entfallen, wo ich diese Nachricht gefunden.

** Es ist ein viereckiges Basrelief ausgebrannter Erde. In den Ritr. d'uom. illustri di Tosc. wo man hinter Ugolino's Lebensbeschreibung eine Abbildung davon findet, wird gesagt, die Familie Gherardesca sey im Besitz desselben. Die Genauigkeit der Zeichnung von Trabalesi, und die Eleganz des Stiches von Fauci läßt mich hoffen, daß die folgende Beschreibung, welche darnach ohne eigne Ansicht des Originals entworfen ist, keine Irrthümer enthalten wird. Ich folge dabey einem Italiänischen Aufsatze, welchen ich der Freundschaft eines einsichtsvollen und gelehrten Künstlers, des Herrn Fiorillo zu Göttingen, verdanke.

Dante verlor Michelangelo doch die Betrachtung nicht aus den Augen, daß die bildenden Künste Schwestern, nicht Dienerinnen der Poesie sind, und stellte nach dem Beyspiele jener Rhodischen Bildner des Laokoon seine Personen unbekleidet dar.

Zur Rechten des Anschauers sitzt Ugolino, der, als die Hauptfigur, am meisten erhoben ist, mit der Linken auf den Stein gestützt, der ihm zum Size dient, die Rechte fest auf die Gegend des Herzens gedrückt. Er scheint stumm bey den Drangsalen, die ihn umgaben, und gefaßt auf alle, die ihn noch treffen möchten. Edler Trotz ist in seiner Miene; die ganze Gestalt verräth seinen innern Schmerz. Wenn gleich der Ausdruck der Leidenschaft weniger heftig ist als beym Laokoon, so hatte doch Michelangelo diesen gewiß dabey vor Augen. Aus der rechten Hand fällt ein Tuch, worauf er sitzt, und welches nur der Anständigkeit wegen da zu seyn scheint. Doch könnte der Künstler auch die Absicht gehabt haben, ihm etwas zum Druck in die Hand zu geben, weil dieß eine dem Zorne und verbißnen Schmerze natürliche Handlung ist.

Ihm zur Rechten, und zum Theil durch den Schenkel des Vaters bedeckt, liegt einer der Söhne, mit dem rechten Arme sich auf sein linkes Knie stützend. Er wendet sich nach seinem Vater, und haucht seine Qual in laute Klagen aus. Er ist unter den Söhnen derjenige, in dessen Geberden und Gesicht sich noch das stärkste Leben offenbart.

Die Mitte des Basreliefs nimmt ein andrer Sohn

ein, der schon todt oder im Sterben, das Haupt gegen die linke Seite des Anschauers gekehrt, ausgestreckt daliegt. Der obere Theil des Gesichts, ungefähr bis zu den Augenbraunen, wird durch einen seiner Brüder bedeckt, der mit zurückgezognen Beinen sitzt, den gestorbnen Bruder anblickt, und dasselbe Loos zu erwarten scheint. Diese letzte Figur ist sehr erhoben.

Der vierte Sohn endlich, welcher vom Rücken her erscheint, und auf die Linke gestützt, den Vater ansieht, beschließt die Gruppe. Er ist wie sein zuerst beschriebener Bruder nur flach gehalten.

Obgleich Michelangelo den Ausdruck in den Bewegungen hier sehr zu mäßigen gesucht hat, so giebt doch seine Gewohnheit, das Spiel der Muskeln stark zu beleben, diesen Figuren einen gewissen Reichthum. Sie haben unter ihren Leiden die Schönheit der Formen nicht verloren, und scheinen nach der Kraft der Muskeln zu urtheilen, in der Blüthe ihrer Jahre, nicht krank noch erschöpft. An dem Vater allein erkennt man, auch ohne Hülfe des ehrwürdigen Bartes, das Alter eines Greises, und solche Formen, wie man sie dem Saturnus geben würde.

In allem bisher Beschriebnen ist zwar Michelangelo's Hand und Geist sehr sichtbar, doch hat ihn die Geschichte einigermaaßen gefesselt. In der Bildung des Flusses Arno hingegen, der unten zur rechten Hand sich auf seine Urne lehnt, und die vorderste Fläche einnimmt, konnte er seiner Einbildungskraft einen ungehemmten Flug erlauben. Sie hat einen Flußgott erschaffen, der den schönsten der Alten

nicht nachsieht. Daß er ihm nur dieselbe Größe gegeben wie den übrigen Figuren, ob diese gleich entfernter sind, ist gewiß in der Absicht geschehen, der des Ugolino nichts von ihrer Großheit zu entziehen.

Ueber dem Ganzen schwebt ein weibliches Bild des Hungers mit hangenden Brüsten. Ihr verzerrtes Gesicht ist auf Ugolino hingewandt; sie weist mit ausgestrecktem Arm auf die andre Seite: eine Geberde, deren Bedeutung nicht ganz deutlich ist. Dieses Ungeheuer scheint für die Schönheit des Werkes eher nachtheilig als vortheilhaft, ist aber auch durch die sehr flache Arbeit bloß zum Nebenwerke bestimmt. Es ist eine häßliche Hieroglyphe, die indessen, außer daß sie jeden Irrthum bey Auslegung des Werkes verhütet, den Künstler der Nothwendigkeit überhoben hat, an den zur Gruppe gehörigen Körpern selbst den Hungerstod, der ihnen bevorsteht, zu bezeichnen.

Die Sculptur erkauft die Vollkommenheit ihrer Zeichensprache durch die Eingeschränktheit derselben. Will der Bildner daher ihrem Wesen getreu bleiben, so wird er, mit Hinweglassung alles Zufälligen, nur die wesentlichen Verhältnisse zu ergründen und auszudrücken suchen. Täuschung kann nie seine Absicht seyn: er übergiebt seine Werke der stillen und nüchternen Betrachtung. Was nur jene hervorzuzaubern dient, was uns die Gegenstände näher rückt, ohne sie eigentlich an sich selbst zu erhöhen: Ausführlichkeit in den individuell bezeichnenden Umständen der Handlung, Kostum der Völker und Zeiten, Dekoration des Schauplatzes; alles dieses behandelt er entweder nur als Nebensache, oder übergeht es ganz,

um den einfachen Hauptgedanken jedes störenden Zierrathes zu entladen. Eben diese Wendung seiner Kunst leitet ihn auch auf das Ideale. Was er seinen Personen an besondern Beziehungen und näherem Interesse für den Anschauer nimmt, muß er ihnen an innerm Werthe, an Adel der Gestalt und der in ihr sich offenbarenden Seele wiederzugeben suchen. Es kümmert uns wenig, zu wissen wer sie sind; wir fragen nur, was sie sind. Bey vielen Griechischen Werken der Plastik und Glyphik ist zwar auch jenes, sogar ohne Hülfe der Attribute, welche meistens, mit geschmackvoller Sparsamkeit für Götter oder Helden gewählt, ihre Schönheit nicht verhüllen, dem ersten Blike kenntlich, weil diese Künste sich in einem engen mythischen Kreise, wie in ihrem Eigenthum angepflanzt haben. Michelangelo hingegen, der sich dießmahl in eine ganz fremde Gegend gewagt hatte, mußte, um mit völliger Sicherheit verstanden zu werden, auf den Dienst des Dichters als seines Auslegers rechnen. Wäre aber auch das Andenken der Begebenheit weder historisch noch poetisch aufbewahrt worden, so daß wir Ugolino's Familie in der Gruppe nicht erkennen könnten, so würde das Kunstwerk dadurch an seinem Werthe nichts einbüßen. Als das Bild eines hoffnungslosen, tödtlich ruhigen Zustandes; dem Schmerze hingegebner Jünglinge, welche vergebens von einem Greise Hülfe hoffen; des Greises, der, standhaft oder erstarrt, in verschloßner Seele für sie alle leidet; also in den wesentlichen Zügen, würde es nie zweydeutig seyn.

Ganz anders verhält es sich mit dem Mahler. Wiewohl er im Ausdrucke der Gefühle ebenfalls nach dem Edelsten und Höchsten strebt, so darf er doch in allem

Uebrigen der Wirklichkeit näher treten, auch wo sie erschütternd ist. Man verlangt von ihm Umständlichkeit der Erzählung. Er wird vielleicht das Kostum des Zeitalters, doch ohne antiquarische Genauigkeit, an der zerrißnen Kleidung der Gefangnen noch zu bezeichnen wissen. Er wird den Hunger nicht personifizirt und abgesondert, sondern auf ihren bleichen Wangen, in ihren hohlen Augen mahlen. Er wird uns in das Innre des dumpfen Kerkergewölbes führen, und die gegenwärtige Szene, worauf dort der Flußgott und einige Felsenstücke nur anspielen, furchtbar durch jenen Lichtstral beleuchten, bey welchem jeder der Unglücklichen eine vierfache Wiederhohlung seiner Qual um sich her sieht. Solche Erwartungen etwa würde ich zu Reynolds Ugolino hinzubringen, den ich nur aus Beschreibungen kenne, welchen zufolge er ihnen in hohem Grade entsprechen muß. *

Nur wenig, aber nicht das leichteste von seiner Höllenfahrt ist dem Dichter nun noch zu vollbringen übrig. Er durchwandert die Tolommea und Giudecca: in jener sind die Verdammten rücklings eingefroren; in dieser ganz unter dem durchsichtigen Eise begraben. Itzt erblickt er den Fürsten der Finsterniß, den ersten Abtrünnigen, ungeheuer von Größe, mit der Brust über die Fläche hervorragend. Von den drey Angesichtern seines Kopfes ist

* Wohl nur durch ein Versehen wird in Forsters Geschichte der Kunst in England (Ansichten 3ter Theil, S. 43.) dieses Gemählde unter West's Nahmen angeführt und gerühmt. Wenigstens findet es sich in einem Verzeichnisse der historischen Komposizionen von Reynolds im European Magazine. Febr. 1794.

das mittelste roth, eines gelblich und eines schwarz; unter jedem schwingt er ein Paar Fledermausfittige, die einen kalten Wind erregen, wodurch der ganze Cocytus gefriert: lauter häßliche und zugleich ungeschickte Allegorien. In jedem seiner Rachen zerfleischt er einen Erzverräther: Judas Ischarioth im mittelsten, auf beyden Seiten Cassius und Brutus. Es ist schwer, hier ernsthaft zu bleiben, und vielleicht sind die letzten Römer sonst nirgends in einer so abentheuerlichen Verbindung genannt worden. Nach den Begriffen des Gibellinen Dante hatten sie sich in der Person Cäsars an dem heiligsten aller irdischen Dinge, an der Majestät des Römischen Reichs, vergriffen. Virgil nimmt seinen Freund auf den Rücken, und steigt so zwischen dem haarigen Leibe des Ungeheuers und dem Eise hinab. Auf einmahl dreht er sich völlig um, so daß sein Kopf dahin gerichtet ist, wo vorher seine Füße standen, und fängt an mühsam aufwärts zu klimmen. Dante erschrickt, und glaubt noch einmahl in die Hölle zurückzukehren. Er weiß nehmlich nicht, daß er schon jenseit des allgemeinen Schwerpunktes in der andern Halbkugel ist. Endlich sieht er Satan unter sich auf den Kopf gestürzt; sich in einer vom Mittelpunkte der Erde bis zu ihrer Oberfläche reichenden Höhle; und steigt, längs einem Bache, der sich nach Art einer Wendelstiege um sie her ergießt, bis zum wohlthätigen Tageslichte hinauf.

III

Ueber die Idee der Alten vom Schicksal.

Eines der anziehendsten und belehrendsten Schauspiele, welche uns die Geschichte des menschlichen Geistes in so reichem Maase darbietet, ist die Beobachtung des ununterbrochenen Einflusses, welchen die Forderungen der praktischen Vernunft auf die Speculationen der theoretischen behaupten. Ueberall zeigen sich die Aussprüche des natürlichen moralischen Gefühls als unveränderliche Leitungsbegriffe, die bey allen Verirrungen, welche die Bahn der Wahrheit in jeder Richtung durchkreuzen, eine gänzliche Abweichung von dem Ziele, welches die Natur dem forschenden Geist aufgesteckt hat, unmöglich machen. Diesen Spuren nachzugehen, und so die widersprechendsten Systeme an der Quelle, woraus sie gemeinschaftlich abflossen, wieder zu vereinigen, ist das Geschäfte der Geschichte der Philosophie, welche sich nur auf diesem Wege von einer trockenen und wenig belehrenden Herzählung ungleichartigen Fragmente (und als Fragmente erscheinen ausser diesem Standpunkte die consequentesten Lehrgebäude so gut wie einzelne Hypothesen) zu einem Ganzen der Vernunfterkenntniß erheben, und in den ehrwürdigen Rang einer Wissenschaft eintreten kann. Nach dieser Idee bearbeitet, liefert die Geschichte der Philosophie zugleich die Belege, welche einer aus Vernunft-

gründen durchgeführten Kritik des menschlichen Vorstellungsvermögen zur Bestätigung und gleichsam zur Probe dienen. Mit Bewunderung entdeckt hier der Forscher als Resultat der tiefsinnigsten und mühsamsten Prüfung aufgestellt, was sich frühe schon dem ahnenden Wahrheitssinn aufdrang, und unvergänglich, wie ein geistiges Wesen, die verschiedenen Gestalten der Mythen und Systeme durchwanderte.

Vielleicht gibt es kein Dogma, das dem Interesse der moralischen Vernunft dem ersten Anblick nach mehr entgegen scheint, als die Lehre der Alten vom Schicksal. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit, welche mit gleicher Strenge über dem Bösen und Guten waltet, scheint eine unendliche Kluft zwischen der physischen und moralischen Welt zu eröffnen, und, indem sie auch die Handlungen der Menschen, wie jede andere Begebenheit in der Sinnenwelt, an die stetig fortlaufende Naturkette anreyht, mit der Idee von Freyheit auch den Begriff von Zurechnung und Strafe zu zernichten. Da nun gleichwohl das moralische Gefühl seine Forderungen nicht zurücknimmt, so werden wir uns kaum wundern, wenn wir finden, daß die Vernunft im Gedränge widersprechender Vorstellungsarten sich genöthigt sieht, auch diejenige Vergehungen, welche durch die Gewalt des Schicksals nothwendig gemacht werden, für strafwürdig zu erklären. Wirklich zeigt uns die Geschichte des Oedipus, daß die Griechen es keineswegs für unnatürlich und ungerecht hielten, wenn die Götter auch solche Missethaten bestraften, welche ohne Vorsatz begangen worden waren. Jener Unglückliche ermordet, ohne es zu wissen, seinen Vater, und heyrathet seine Mutter, weil eine höhere Macht, die

seine Augen blendet, ihn von Verbrechen zu Verbrechen fortreißt; und dennoch wird er von den Furien in rastloser Qual von einem Ende der Erde zum andern verfolgt. — Sollte nicht hier eine irrige Theorie zum Grunde liegen, welche, um einem Widerspruch auszuweichen, in einen weit grösern sich verwickelt, und in der Verzweiflung, zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft eine Harmonie zu stiften, das Interesse der einen an die andere verräth? — Man kann nicht sagen, daß blos die zu weit ausgedehnte Verbindung, welche die Vernunft, wie durch einen Machtspruch, zwischen Verbrechen und Strafe festsetzt, auf diese Theorie geleitet habe; denn gerade diese zu weite Ausdehnung wäre dem Zwecke der Idee selbst entgegen, weil die Vernunft entweder den Begriff von Strafwürdigkeit ganz aufgeben, oder mit eben der Nothwendigkeit, womit sie ihn überhaupt aufstellt, unvorsätzliche Handlungen davon ausnehmen muß. Es scheint vielmehr der Ursprung dieser befremdenden Vorstellungsart tiefer zu liegen, und vielleicht entdeckt sich auch hier wieder, daß unter der harten Schaale des Systems ein zarter Keim von Wahrheit verborgen lag, der zwar durch den Schutz des gemeinen und unverdorbenen Menschenverstandes vor der Zerstörung bewahrt, aber erst später durch die Pflege einer mit sich selbst einig gewordenen Philosophie zur Reife gebracht werden konnte.

Wird die Idee von Schicksal blos auf Naturbegebenheiten, ohne Rücksicht auf menschliche Handlungen, bezogen, so läßt sich ihr wohlthätiger Einfluß auf das menschliche Gemüth nicht verkennen. Soll sie nur dazu dienen, den Menschen bey den mannigfaltigen Uebeln

dieses Lebens zu beruhigen, so gebührt ihr wenigstens der Vorzug vor manchen, in neuern Zeiten beliebten Theodiceen, welche bald dadurch, daß sie alles Uebel aus der Welt wegvernünfteln, dem natürlichen Gefühle Hohn sprechen, bald durch weitaussehende Berechnungen, die sich auf den unbegreiflichen Zusammenhang des Ganzen berufen, oder auf künftige Perioden des Daseyns verweisen, eine erkünstelte Ruhe hervorzubringen streben. Die Idee von einem nothwendigen Schicksal hingegen giebt der Seele eine männliche Festigkeit, welche jedes Sträuben gegen unvermeidliche Zufälle als kindisch verschmäht, und schweigend duldet, was nicht zu ändern ist; sie mäßigt den unbegränzten Anspruch auf Glückseligkeit, und bereitet dadurch der Vernunft, welche denselben der Bedingung der Würdigkeit unterwirft, ihren Weg zum menschlichen Herzen; sie erleichtert endlich jene erhabene Denkungsart, welche die Pflicht über alles achtet, und unter jedem Wechsel des Glücks, unter allem Ungemach, womit dieß Leben umringt ist, selbst unter Gefahren, welche die Vernichtung der sinnlichen Natur drohen, unsere Persönlichkeit ungebeugt erhält.

So vortheilhaft aber diese Idee für die Gründung einer immer gleichen Zufriedenheit, welche dem Weisen ziemt, und selbst für die Bildung einer der Sittlichkeit günstigen Seelenstimmung ist, so wenig scheint sie sich gleichwohl mit dem eigentlichen Interesse der moralischen Vernunft zu vertragen. Zwar stellt diese ihr Gesetz ganz unbedingt auf; sie bedarf weder zur Anerkennung noch selbst zur Ausübung desselben irgend einen Zweck, der ausser ihr liegt, und durch jede Beymischung eines fremden Beweggrunds wird ihre selbstständige Würde beein-

trächtigt. Handelte also der Mensch wirklich als rein-moralisches Wesen, wären nicht in ihm zwey Naturen vereinigt, deren Forderungen nicht aufgehoben, sondern nur einander untergeordnet, und in einer dem Endzwecke seines Daseyns angemessene Harmonie gesetzt werden sollen, so würde jene Idee, indem sie die Uneigennützigkeit und Reinheit der Gesinnung beförderte, der Sittlichkeit selbst eher günstig als nachtheilig seyn. Aber da bey allen Handlungen, selbst auch bey solchen, deren Bestimmungsgrund von allen durch sie möglichen Zwecken unabhängig seyn soll, Rücksicht auf ihren Erfolg für ein sinnlich-vernünftiges Wesen unumgänglich nöthig ist; so würde die Vorstellung einer blinden Nothwendigkeit, auf welche sich der Weltlauf gründete, die Achtung für das Gesetz selbst, so unbedingt dieses immer gebieten mag, und mithin auch seine Wirksamkeit auf den menschlichen Willen zerstören.

Es scheint daher kaum begreiflich, wie die Alten an ein blindes Schicksal glauben konnten, ohne zugleich das Interesse der moralischen Vernunft aufzugeben. Und in der That, hätten sie sich unter dem Schicksal wirklich eine völlig verstandlose Nothwendigkeit gedacht, wie man gewöhnlich, besonders durch Ausdrücke der Dichter verleitet, glaubt, so wäre jenes Interesse gar nicht zu retten gewesen. Die Vernunft mußte unter dieser Voraussetzung zwar nicht ihr Gesetz, aber doch die Erreichbarkeit ihres Endzwecks als einen schönen Traum aufgeben, weil der bloße Mechanismus der Natur keine Hoffnung auf Uebereinstimmung mit den Ansprüchen der Freyheit übrig läßt. Aber dieser Idee strebte schon das ästhetische Gefühl entgegen; und eine Nation, welche für alles

Schöne so empfänglich war, als die Griechen, hätte, wie es scheint, wenigstens mittelbar durch den Geschmack dagegen verwahrt werden können. Der Geschmack beurtheilt nämlich das Schöne sowohl in der Natur als Kunst nur vermittelst der Zweckmäßigkeit, welche ohne bestimmten Zweck vorgestellt wird. Nun setzt aber die Zweckmäßigkeit der Natur nothwendig die Zufälligkeit ihrer Formen voraus, und durch diese wird der Mechanismus blind wirkender Kräfte ausgeschlossen. Hierauf beruht auch in der That der wichtigste Theil des Wohlgefallens an der schönen Natur, worin sich auf eine wunderbare Weise dem Gemüth eine Aussicht in eine dem sittlichen Interesse günstige Ordnung der Dinge aufschließt. Gleichwohl würde der Ausspruch eines Gefühls, das auf einem blos subjectiven Grundsatz der reflectirenden Urtheilskraft beruht, sich gegen eine aus speculativen Gründen unwiderlegbare Theorie nicht behauptet haben, wenn nicht die praktische Vernunft ins Mittel getreten wäre, und ihr Recht, über Dinge, wohin keine Erfahrung reicht, die letzte entscheidende Stimme zu haben, geltend gemacht hätte. Diß geschah durch Aufstellung des Begriffs von Strafe. Indem die Vernunft durch diesen Begriff die Begebenheiten der Welt mit den freywilligen Handlungen der Menschen als Folgen verknüpfte, mußte sie zugleich die ursprüngliche Anordnung des Weltlaufs einer Causalität anvertrauen, welche nach andern als Naturgesetzen bestimmt wird. Die Begebenheiten selbst, soweit sie dem Verstand begreiflich sind, blieben dabey immer noch der gleichen Nothwendigkeit unterworfen, aber der letzte Grund derselben, der nicht mehr erscheint, der nur gedacht, nicht begriffen werden kann, wurde der Macht des Schicksals entzogen, und so die Ver-

nunft bey den verschiedenen Aeusserungen ihrer Thätigkeit, wo sie selbst Gesetze gibt, und wo sie den Verstand blos in Anwendung der ihm gegebenen leitet, mit sich selbst in Uebereinstimmung gesetzt. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit mußte nun diejenige Bedeutung annehmen, welche allein mit dem Interesse der moralischen Vernunft verträglich ist: jene Nothwendigkeit war eine blinde, das heißt, verstandlose Nothwendigkeit, nicht in soferne sie nach ihrem letzten Grund durch keinen Verstand, sondern nur insoferne sie durch keinen menschlichen oder diesem ähnlichen möglich gedacht wurde. Die unendliche Kette, welche alle Naturwesen zusammenhält, wurde an dem Throne der Gottheit befestigt; jenseits des Mechanismus der Sinnenwelt, wodurch jede Veränderung in der Zeit mit einer frühern nothwendig zusammenhängt, eröffnete sich der gläubigen Vernunft ein mit Weißheit entworfener Plan einer ewigen Vorsehung.

Wenn nun aber auf diese Art Gott zum Urheber des Schicksals gemacht wurde, wie läßt sich damit ein anderer Grundsatz ebendesselben Systems zusammenreimen, dieser nämlich: daß Gott selbst unter dem Schicksal steht? Was nützt es der Vernunft, den letzten Grund der Natur, und damit auch den Glauben an die Erreichbarkeit ihres höchsten Zwecks in eine übersinnliche Welt hinüber zu retten, wenn auch hier dieselbe Nothwendigkeit herrscht, welcher die Sinnenwelt gehorcht? — Wäre blos von den Göttern die Rede, womit der Volksglaube und eine dichterische Mythologie den Olymp bevölkert, so liesse sich die ganze Schwierigkeit dadurch lösen, daß man jene Götter als Agenten einer höhern Macht betrachtete, welche einen ihnen selbst unbekannten Plan nach unab-

änderlichen Gesetzen auszurichten hätten. Allein nach dem Lehrgebäude der Stoiker ist das Schicksal das Werk eines ewigen, denkenden und weisen Wesens, und dieses ewige, denkende und weise Wesen ist selbst wieder dem Schicksal unterworfen. Soll dieser Satz keinen Widerspruch in sich enthalten, so kann er sich blos darauf beziehen, daß der Urheber des Schicksals die stetige Naturkette nie unterbricht, und von den Wirkungen seines ersten Entschlusses, welcher, als der beste, nur dieser und kein anderer seyn konnte, nicht abweicht. Nur führt alsdann die Nothwendigkeit der Welt wiederum auf Nothwendigkeit in ihrem Urheber, und gleichwohl sprechen die Stoiker von dem Antheile des freyen Willens der Gottheit an dem Weltbau. Aber auch hier zeigt sich eine unverkennbare Spur der nach Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst strebenden Vernunft. Die Anordnung des Schicksals ist das Werk der Freyheit, insoferne der absolute Grund der Naturnothwendigkeit nicht wieder in der Natur, sondern nur in der Freyheit enthalten seyn kann; aber diese Freyheit wird gleichfalls wieder als Nothwendigkeit gedacht, weil sie einem Wesen zukömmt, das, nach dem Ausdruck eines stoischen Weltweisen, selbst eine Nothwendigkeit ist.

Der Begriff der Strafe war es, den wir als Standpunkt annehmen, von welchem aus die Vernunft sich den Weg aus dem Gebiete der Natur in eine übersinnliche Welt eröffnete, um ihre eigene Causalität gegen die Gewalt des Schicksals sicher zu stellen. Strafe aber setzt ein Verbrechen, das heißt, eine willkührliche Uebertretung des Gesetzes voraus, und läßt sich mithin nur auf solche Handlungen anwenden, welche wirklich mit Vorsatz und

Bewußtseyn begangen worden sind. Wären auch diejenige illegale Handlungen, welche ganz von dem Einfluß eines unüberwindlichen Schicksals abhängen, der Strafe unterworfen, so würde die moralische Vernunft eine solche Einrichtung noch stärker misbilligen, als ein völlig planloses Spiel des Zufalls, worin gar keine Beziehung auf den Werth der menschlichen Handlungen zu entdecken wäre. Selbst in der dichterischen Darstellung mußte die Geschichte eines Unglücklichen, den eine unwiderstehliche Gewalt erst zum Verbrecher macht, und nachher für ebendiese Vergehungen mit schweren Strafen büssen läßt, für das sittliche Gefühl durchaus empörend seyn, wenn nicht etwa unter der Hülle der Fabel ein tieferer Sinn versteckt war, wodurch sich dem Gemüth eine für die Moralität wichtige Wahrheit in dunkler Ahnung offenbarte. In der That scheint dieser Geschichte eine Idee zum Grunde zu liegen, welche sich auf eines der schwersten Probleme für die philosophirende Vernunft bezieht, und wir finden hier vielleicht eine Auflösung desselben, die um so mehr unsrer Aufmerksamkeit würdig ist, da sie auf einem Weg unternommen wird, der gerade am weitesten vom Ziel abzuführen scheint, und gleichwohl mit derjenigen Bahn zusammentrifft, welche durch eine lange nachher entworfene Verzeichnung aller möglichen Directionen als die einzig richtige bestimmt worden ist.

Um die Natur=Nothwendigkeit mit der moralischen Freyheit in einem und ebendemselben Wesen, und sogar in einer und ebenderselben Handlung vereinigt zu denken, sieht sich die Vernunft genöthigt, in dem Menschen einen gedoppelten Charakter anzunehmen. Der eine kömmt ihm als Erscheinung zu; der andere gehört seiner höhern

Natur an, die ihn zum Bürger einer übersinnlichen Welt macht. Insoferne seine Handlungen in der Zeit geschehen, stehen sie unter dem Gesetze der sinnlichen Natur, dem jede andere Begebenheit unterworfen ist. Aus diesem Gesichtspunkt erscheinen sie als Wirkungen einer höhern Macht, eines unüberwindlichen Schicksals, das allen Antheil der Willkühr ausschließt. In jedem Augenblick, da der Mensch handelt, findet er sich schon in einer bereits angefangenen Reyhe begriffen, worinn jede Aeusserung seiner Thätigkeit durch etwas, was nicht mehr in seiner Gewalt steht, nothwendig bestimmt ist. Wäre nun sein ganzes Daseyn in den engen Kreis der Naturwirkungen beschränkt, so würde die erhabene Idee von Freyheit mit allen darauf gebauten Begriffen zum leeren Traumbild heruntersinken. Selbst das Gefühl eigener, innerer Kraft könnte ihn nicht berechtigen, sich von der Naturkette losgefesselt zu glauben: es wäre die Täuschung einer mit Bewußtseyn begabten Maschine, welche ihre Bewegung für frey hält, weil sich dabey kein Stoß oder Druck von aussen, sondern nur die Kraft des eigenen Räderwerks wirksam zeigt. Sobald aber der Mensch das, was an ihm der Erscheinung angehört, von seinem eigentlichen Selbst insoferne dieses von den Gesetzen der Erscheinung unabhängig ist, unterscheidet, so gewinnt er einen Standpunkt, auf welchem die Naturnothwendigkeit keine Macht über ihn hat. Dann erst ist es ihm möglich, seine Handlungen als nothwendig in der Zeit bestimmt, und doch zugleich als Wirkungen der Freyheit ohne Widerspruch zu denken, und die sittliche Zurechnung wird nun durch die Erklärbarkeit jeder einzelnen Handlung aus dem, was ihr vorangieng, nicht aufgehoben, weil jene sich an ein Vermögen wendet, das über

alle Zeitbedingungen erhaben und eine Reyhe von Wirkungen durch sich selbst anzufangen fähig ist.

Diese Unterscheidung des sinnlichen und übersinnlichen Charakters im Menschen findet sich auch wirklich durch die Aussprüche des moralischen Gemeinsinns bestätigt. Die klarste Einsicht in den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, wovon eine unerlaubte Handlung abhängt, vermag weder den Vorwurf des eigenen Gewissens noch die Strenge des fremden Urtheils zu mildern. Vor der richtenden Vernunft erscheint der Mensch immer als ein Wesen, dessen Existenz nicht in der Zeit bestimmbar ist, und in dieser Eigenschaft kann ihm keine Naturnothwendigkeit zu Statten kommen. Nichts anders als diese, dem sittlichen Gefühle so natürliche Vorstellungsart ist es auch, was die Geschichte des Oedipus sinnlich darstellt: die Vergehungen desselben sind in Umständen gegründet, welche nicht in seiner Gewalt stehen; dennoch wird er von den strafenden Göttern den Geisseln der Furien übergeben, nachdem ihn seine eigene Hand des Tageslichts, dessen er sich selbst für unwürdig hielt, beraubt hatte. Im Allgemeinen betrachtet, wird hier blos die Vereinbarkeit der moralischen Zurechnung mit dem nothwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten in einem concreten Falle dargestellt. Nun ist es aber ein wesentliches Erfordernis der moralischen Zurechnung, daß eine Handlung mit Bewußtseyn und mit Kenntnis ihres Verhältnisses zum Gesetz unternommen sey. Oedipus hingegen wird Verbrecher, weil er die Personen, an welchen er sündigt, nicht kennt, und insoferne muß ihn die Vernunft von Schuld und Strafe freysprechen. Allein dieser Umstand gehört blos zur dichterischen Dar-

stellung, welche einzig auf Erregung des Mitleids über das traurige Schicksal eines Unglücklichen berechnet ist; jene Vernunftidee, so wenig ihr das einzelne Beyspiel in seiner individuellen Bestimmung angemessen ist, behauptet im Allgemeinen doch ihre Realität, und ohne den geheimen Einfluß derselben würde die Geschichte nur empörend, nicht rührend seyn. Das moralische Gefühl findet sich befriedigt durch Versinnlichung des allgemeinen Satzes, daß die Freyheit des menschlichen Willens durch Naturnothwendigkeit nicht aufgehoben wird; die besondere Art, wie in dem einzelnen Falle diese Naturnothwendigkeit bestimmt ist, fällt in das Gebiet der Dichtkunst, welche auf die Empfindung zu wirken hat. Auf diese Art läßt es sich erklären, wie die Zuschauer des Griechischen Trauerspiels das schreckliche Ende des Oedipus als ein unglückliches Schicksal beweinen und doch zugleich als verdiente Strafe billigen konnten.

IV

Ueber griechische und gothische Baukunst.

Ich habe einst bei einem, ich weiß nicht welchem, französischen Schriftsteller folgende Worte gelesen: „le but de toute architecture est d'imiter la nature: mais pendant que l'architecte grec représente la nature portante, le goth nous fait voir celle, qui germe." Es liegt etwas Feines in dieser Bemerkung, ob man gleich von der Natur gar nicht sagen kann, daß sie trage. Es liegt etwas darin, denn in der That sieht jeder altgothische Thurm mit seinen Ecken und Spitzen einem Baum ähnlich, von dem sich Zweige gewaltsam abreissen, auch scheinen alle Verzierungen des Hauptgebäudes aus der Natur geschöpft zu seyn. Wenn des Griechen ganzes Augenmerk auf Sicherheit geht, wenn selbst seine Verzierungen in dem Princip der Sicherheit ihren Grund zu finden scheinen, wenn die Trygliphen unterstützen, die Hohlleisten und Wülste nur soweit hineingehen oder hervorragen müssen, als die sichere Ruhe des Ganzen es erfordert; errichtet der Gothe auf dünne Pfeiler ungeheure, bis in die Wolken reichende Gewölber, bauet er so, daß alles zu fallen scheint, und doch nicht fällt, und bringt Fenster, Spitzen und Rosen häufig zur Zierde an.*

* Un edifice grec n'a aucun ornement, qui ne serve à augmenter la beauté de l'ouvrage. Les pieces necessaires pour le soutenir ou pour le mettre à couvert, comme les co-

Dieser so auffallende Unterschied zwischen dem Griechischen und Gothischen Gebäude, leitet natürlich auf die Erörterung folgender Fragen:

1) Was beabsichtigten beyde Künstler?

2) Wie kommt es, daß bey einerley Zweck der nützlichen Bauerey, die Baukunst, als Schönheit so verschieden ausfiel? und

3) Wenn es für die Schönheit eines Kunstwerks ein regulatives Princip á priori giebt, * welches wird dasselbe für die Baukunst seyn?

lonnes et la corniche, tirent leur beauté de leur proportion: tout est simple, tout est mesuré, tout est borné à l'usage. On n'y voit ni hardiesse, ni caprice qui impose aux yeux. Les proportions sont si justes, que rien ne parait fort grand, quoique tout le soit. Au contraire l'architecte gothique elève sur des piliers très minces une voute immense, qui monte jusqu'aux nues: on croit que tout va tomber, mais tout dure pendant bien des siecles. Tout est plein de fenètres, de roses et de pointes; la pierre semble decoupée comme du carton, tout est à jour, tout est à l'air. (Lettr. de Mr. de Fenelon sur l'eloquence.)

* Ludwig XIV hatte einen Preiß für den ausgesetzt, der eine neue Säulenordnung erfinden würde. Sturms deutscher Fleiß zeigte durch die Combinationsrechnung, daß es noch eine, aber weiter keine Ordnung gäbe. Ob nun gleich Sturm von keinem Princip ausgieng, indem er blos die

Zur Beantwortung dieser Fragen, ja selbst zum bessern Verständniß derselben, glaube ich einige Betrachtungen über Kunstwerke vorausschicken zu dürfen.

Einige Kunstrichter sind der Meinung, daß ein Werk der Kunst drey Einheiten habe: Einheit des Zweckes, der Regel und des Begriffes. Bleiben wir bey unserm Gegenstande: so gäbe die Bequemlichkeit des Gebäudes die Einheit des Zweckes, dessen Symmetrie die der Regel, und die Wahl der Verzierungen die des Begriffes.

Ich weiß nicht, ob dieses so ganz richtig ist. Bequemlichkeit des Gebäudes scheint mehr die Brauchbarkeit als die Schönheit desselben zu betreffen: ein Bauernhauß kann sehr bequem eingerichtet seyn, ohne sich es je beykommen zu lassen, auf Schönheit Ansprüche zu machen; und Symmetrie ist an und für sich eine so schwankende Vorstellung, daß, wenn man ihren Grund nicht etwas tiefer sucht, man Alles und Nichts für Symmetrie halten kann. Sie besteht nicht bloß in dem Verhältniß der Gleichheit der Theile des Gebäudes zu einander; sondern in dem leicht zu übersehenden Verhältniß einer Zahl zu einer andern überhaupt. So gehört es z. B. auch zur Symmetrie, daß die Höhe der Thüren zu ihrer Breite, sich wie 5 : 2 verhalte; und da entsteht dann die Frage: welche Symmetrie ist schön? Fenster je zwey und zwey dicht nebeneinander, ohne Zwischenpfeiler, aber Paar=

Hohl = und Kehlleisten als wesentlich ansah, und darauf seinen Calcul fußte, so scheint mir doch daraus zu erhellen, daß die Säulenordnungen sich auf ein Princip zurückführen lassen müssen.

weise mit einem Zwischenraum von drey Fuß angebracht, geben eine sehr symmetrische, aber bey aller Symmetrie, eine unerträglich häßliche Façade. Diese Frage, die zu beantworten gar nicht zu meinem Plane gehört, zeigt aber, wie ich glaube, doch so viel an, daß die Einheit des Zweckes und der Symmetrie, wo nicht zur Schönheit des Gebäudes ganz ausserwesentliche, doch gewiß nur der Einheit des Begriffes untergeordnete Bedingungen sind.

Es läßt sich aber, meiner Meinung nach, zeigen, daß die Schönheit des Gebäudes, so wie aller Kunstwerke überhaupt, nur auf der Einheit des Begriffes beruhe, und die übrigen Dinge nur die Uebersicht dieser Einheit erleichtern, nicht sie selbst vergrößern.

Zu diesem Behufe aber müssen wir den Unterschied bestimmt angeben, der sich zwischen einem Werke des Künstlers und dem des Handwerkers, oder zwischen dem Künstler und Handwerker vorfindet.

Man nennt den im strengsten Sinne des Wortes einen Handwerker, dessen Erzeugnisse nur zum Gebrauche eines bestimmten Individuums verfertigt werden, und die auch nur für dasselbe vollkommen passen. Schuster, Schneider sind im strengsten Verstande Handwerker: sie arbeiten für einen bestimmten Fuß, einen bestimmten Körper, und ihre Arbeit paßt niemand anders genau, als dem Subjekt, für das sie gemacht worden.

Hingegen sind die Erzeugnisse des eigentlichen Künstlers für gar niemand bestimmt gemacht, müssen aber allen passen, die davon den Gebrauch machen, den man von

Kunstsachen machen kann. Wer sie sieht, muß von ihrer Schönheit eingenommen werden, muß die Behaglichkeit dadurch empfinden, die der Anblick des Schönen gewährt, und muß es fühlen, daß des Künstlers Hand das für den äussern Sinn schuf, wovon der innere Sinn des Kenners schon längst belebt und erfüllt war. *

Je mehr Menschen an dem Werke zu tadeln finden, je weniger man mit jedem besondern Theile zufrieden seyn kann, und je enger der Künstler sich auf eine besondere Classe von Menschen beschränkt, für die er arbeiten, denen er gefallen will, desto mehr sinkt derselbe zum Handwerker herab; und Gegenstände der Kunst können handwerksmäßig betrieben werden, wenn sie nur zu irgend einem bestimmten Gebrauche tauglich sind, aber übrigens keinem Menschen passen. Beispiele hierzu liefern die Schilder an den Gasthäusern u. s. w.

Dieser hohe Anspruch an den Künstler, daß sein Werk allen gefallen soll, ist freylich nur eine Idee. In diesem Verstande wird es nie einen Künstler gegeben haben, noch geben können: an Apelles Meisterstück fand

* In den meisten mir bekannten Sprachen geht die Stufenleiter folgender Gestalt: Handwerker, Arbeiter, Mechanicus, Künstler. Der Arbeiter ist, dem Stoff nach Künstler, der Form nach, Handwerker; der Mechanicus das Gegentheil. Der Erfinder einer jeden Sache ist stets ein Künstler; und Vulkan wird auch deshalb ein Künstler bey den Alten genannt, obgleich unsere heutigen Vulkane, selbst die Goldschmiede nur Arbeiter oder Mechanici sind.

ein Schuster etwas auszusetzen. Aber sie dient uns eben deshalb, wie jede Idee, als regulatives Princip. Der Künstler soll streben, allen zu gefallen, gelänge ihm auch dieß nie.

Dieß Streben nach allgemeinem Beyfall, das dem Künstler seinen Namen erwirbt, setzt aber voraus, daß er sich bey dem Entwurf seiner Arbeit, bey dem seiner Einbildungskraft vorschwebenden Ideal das gesammte Urtheil aller Menschen über den darzustellenden Gegenstand zur Einheit gemacht habe. Der Künstler soll allen gefallen, und er muß allen gefallen können; aber ohne diese in der Vernunft gehegte Einheit wäre es dem Künstler schlechterdings unmöglich, durch blosse Abstraktion von einzelnen Urtheilen, den Gegenstand so darzustellen, daß er wenigstens das Streben allen Menschen zu gefallen verrathe. Praktisch läßt sich ohne Einheit des Begriffs nichts bewirken; und der Künstler, der nicht von einem Begriffe ausgeht, der nicht die Absicht hat, einen Begriff dem Inhalte seiner Arbeit zum Grunde zu legen, der daher bloß gefällige Formen willkührlich zusammenträgt, in denen er und der Beobachter die Einheit hintennach hineinlegen, ein solcher Künstler wird stets — wenn er gar den Namen Künstler verdient — mehr Copist, als Originalkünstler seyn: er hat abgeschrieben, ohne zu wissen, was in der Urschrift steht. *

* Ex hac templorum definitione (nempe a verbe contemplari) colligimus, ipsa absque ullo tecto fuisse, unde cœlum facillime aspici posset. (Ciampini vetera monum. Roman. Romæ, 1690. p. 4.) Das war also die Einheit des Begriffes bey den Tempeln und wenn wir auch keinen völlig

Auf dieser Einheit des Begriffs beruht auch die Möglichkeit des Geschmacks á priori beym Kenner. So sehr nehmlich der empirische Geschmack in jedem Menschen verschieden seyn kann, und wirklich verschieden ist; so heißt doch Geschmack á priori nichts anders, als die Gabe die Einheit des Begriffes, die der Künstler aufgestellt, leicht, wenn auch nicht deutlich zu erkennen, und davon gerührt zu werden. Hat daher der Künstler keine Einheit des Begriffes zum Innhalte seiner Arbeit gewählt, wie soll sie der Kenner heraussinden können? Einzelne Theile wird er bewundern, ohne zu wissen, was er aus dem Ganzen machen soll.

Rubens fleischigte Maßen, und der Angelica Kaufmann schlanke, svelte Figuren, gefallen beyde; und so verschieden die Darstellung ähnlicher Objekte von beyden Künstlern bewirkt worden, so verschieden auch das Urtheil des Beobachters seyn mag, wenn er sich eine Freundinn nach dem Ideale Rubens oder nach dem der Angelica Kaufmann wählen sollte, so sehr kann er doch, als ein Mann von Geschmack, beyde gleich schön finden. Er sieht die Einheit des Begriffes, die beyde Künstler für Weiberschönheit festgesetzt haben, und findet die Darstellungen schön, weil sie diesem Begriffe entsprechen.

Rubens sah die Fülle des üppigen Genusses, als den höchsten Zweck für Weiberschönheit an; und von der

offnen, wie C gesehen haben will, antreffen, so läßt sich doch wenigstens erklären, warum in vielen Tempeln das Licht von oben durch die Kuppel fällt.

äusersten Fußspitze bis zur Brustwarze stellen seine Weiber diese Schönheit dem Auge des Beobachters dar. Angelica hingegen, selbst Weib, und daher die Würde ihres Geschlechts etwas höher setzend, als bloß die thierische Hälfte des Mannes zu seyn, Angelica sah die weichgeschaffene Seele des Weibes, dessen Geschmeidigkeit, dessen Stärke beym Vorsatze, dessen Schwäche in der Leidenschaft, als den vorzüglichen Charakter der Weiberschönheit an; und jede ihrer Figuren zeigt dem, nur mittelmäßig geübten Auge, diesen Charakter aufs deutlichste. Man eilt ungeduldig von Theil zu Theil des graciösen Körpers, bis zum Mund, bis zum Auge, und wünscht von jenem ein holdes Wort zu hören, in diesem einen Funken von Leidenschaft glühen zu sehen.

Mit dem Verluste der Einheit des Begriffes — die ich auch die Geschmackseinheit nenne — fängt auch der gute Geschmack an, zu sinken, und er geht entweder gänzlich zu Grabe, oder es wird eine neue Geschmackseinheit erfunden werden müssen, oder endlich wird der alte Geschmack durch vorgefundene Bilder und Muster wieder aufs neue organisirt, aber nicht eher beseelt werden können, als bis man der alten Geschmackseinheit wieder auf die Spur gekommen ist.

Daß dieß der Erfahrung gemäß sey, wird jeder einsehen, der nur im mindesten über das nachgedacht hat, was man den Verfall des Geschmacks nennt. Unsere Musik und unsere Tanzkunst, sind ganz was anders, als sie bey den Griechen gewesen. Ihre Geschmackseinheit in diesen beyden Künsten ist für uns ganz verloren gegangen, und es lag wohl eine Kluft von mehrern Jahrhunderten da-

zwischen, ehe es einer neuer Schöpferkraft gelang, beyde Künste wieder einiger Maasen zu beleben.

In den übrigen bildenden Künsten arbeiten wir noch jetzt bloß nach dem Vorbilde der Alten, ohne sie so eigentlich recht zu verstehen; und der Künstler muß sich streng an die Begriffe der Mythologie binden, wenn er bey dem Inhalte mythologischer Arbeiten verständlich werden will. Es wäre vielleicht nicht schwer aus der Geschichte den Zeitpunkt zu bestimmen, wann die Geschmackseinheit in dieser oder jener Kunst verloren gegangen und warum sie verloren gegangen.

Aber vorzüglich werde ich mich bestreben in Ansehung der Baukunst zu zeigen, was für eine Geschmackseinheit ihr überhaupt zum Grunde liege, warum der griechische Geschmack schon zu Konstantin des grosen * Zeiten zu verschwinden angefangen, und der Gothe lieber nach arabischen ** als nach griechischen Mustern gebauet habe.

Die Geschmackseinheit wird nun entweder an und für sich, oder symbolisch, oder bloß analog dargestellt. Die Tanzkunst, insofern sie etwas mehr bedeutet, als herum-

* Quo argumento satis docemur, quantam cladem tractu temporis passa fuerit cum cæteris artibus Architectura, cum quarto nostræ salutis sæculo adeo a veteri sua dignitate prolapsa jaceret. Ciampini l. c. C. II. p. 23.

** S. Schmidts Gesch. d. Deutsch. Theil 1, C. 12. und Herders Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschh. Theil 4. S. 327.

hüpfen in durcheinanderlaufenden Linien, insofern sie auch einen Inhalt hat, stellt diese Einheit an und für sich dar. Die Geschichte wird vor unsern Augen aufgeführt; jede Gruppe, jede Bewegung ist, oder soll seyn Ausdruck dessen, was die handelnden Personen in diesem Augenblicke fühlen: es sind Personen aus verschiedenen Ländern, mit verschiedener Muttersprache, denen nur die allgemein verständliche Sprache der Natur, die Mimik, zu Gebote steht.

Der Mahler oder Bildhauer des Alterthums, der das kindische Betragen, die blinde Partheylichkeit, die fast nothwendige Unbeständigkeit, die schmerzhafte Freude, und den fröhlichen Schmerz der Liebenden als Einheit faßte, um darnach das Bild der Liebe zu personificiren, stellte alle diese Merkmahle symbolisch in Amor dar: ein Kind, mit einer Binde vor den Augen, Flügeln auf dem Rücken, mit goldnen aber spitzigen Pfeilen im Köcher.

Hingegen kann die Musik die Geschmackseinheit nur analog darstellen. Wie der Gang der Leidenschaft in der Zeit nach und nach wahrgenommen wird, entweder stets feyerlich wie die Liebe des Spaniers, oder zudringlich und tändelnd, wie die des Franzosen, muß der Gang der Musik seyn, die diese Leidenschaft darstellen soll. Daher wird man aus der Musik, ohne Beyhilfe gesungener Worte, wohl wissen, ob sie Traurigkeit oder Freude bezeichnen, nie aber den Grund zu diesen Empfindungen.

Sind diese Voraussetzungen gegründet, so schreite ich zu meinem Gegenstande, woraus dann noch erhellen

wird, daß die Baukunst, eben so wie Mahler- und Bildhauerkunst, die Geschmackseinheit symbolisch darstelle.

„Wie die Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie" sagt unser Herder; und das ist gewiß wahr. Denn bey allen Menschen hat Bauerey mit Gesetzgebung die stärkste Aehnlichkeit: durch beyde soll der Mensch Sicherheit und Schutz erhalten. Unter sein Dach rettet er sich vor Wind, Wetter und Kälte; unter das Obdach der Gesetze vor dem Sturme boshafter Menschen, vor ihren wetterwendischen Gesinnungen, und verwandelt ihre theilnehmungslose Kälte in thätige Wärme zum Heil und Frommen des Mitmenschen. Hier wie dort wird er in den Stand gesetzt, Herr dessen zu bleiben, was er rechtmäsig besitzt, und sein Eigenthum im Schooße seiner Familie ruhig genießen zu können.

Eine Art von Gesetzgebung hatten alle Völker der Erde: gut oder schlecht, gleichviel, wenn sie nur für das Volk in seiner Lage paßte; auch baute jeder sein Hüttchen so gut oder so schlecht er konnte, aber allemal gewiß so gut, als er es brauchte. Dort Schiedsrichter in jedem besondern Falle, ein Anführer im Kriege, und wenn es hoch kam, ein Wahrsager, der auch zugleich Moralist war; hier ein Paar Lanzen in die Erde gesteckt, mit Kleidern zum Dache, ein Stein zur Lagerstelle, und wenn es hoch kam, ein Graben um das Hauß zur Vorsicht und zur Grenzscheidung — dies war blos nützliche Gesetzgebung, nützliche Bauerey, ohne Kunst in beyden.

Solange die Menschen nomadisch lebten, brauchte man wohl schwerlich etwas besseres in dem einen Falle,

konnte man schwerlich was schöneres denken in dem andern: hier wie dort sorgte man nicht für die künftige Generation, kaum für den künftigen Frühling.

Sobald aber die Menschen anfiengen stät zu werden, und sich in ihre Gesetzgebung Kunst mischte, konnte sich auch ihre Bauerey in Baukunst verwandeln. Begeistert von der Schönheit der Gesetze, konnte es ihnen einfallen, ihre Empfindung für diese Schönheit symbolisch darzustellen; und sie führten ein schönes Gebäude auf. Der schöne Gesetzgeber Numa war auch in Rom der erste, der auf Schönheit der Gebäude sein Augenmerk richtete.

Aber nur eben die Empfindung des Künstlichen in der Gesetzgebung, die der Mensch als schön erkennt, und die sich seinem Gemüthe einprägt, kann er auch in seinem Gebäude als schön abbilden. Die symbolische Darstellung als Wirkung, wird nicht über die Ursache, die sie aus der Gesetzgebung schöpfte, hinaus gehen; und so mußten denn Griechen und Gothen freylich ganz verschiedene Geschmackseinheiten in Betracht der Architektonischen Schönheit haben.

Schon von Dracos Zeiten an, verwandte der Grieche seinen ganzen Kunstfleiß in der Gesetzgebung, auf die Haltbarkeit des Staatskörpers; jeder Theil mußte tragen, jeder Mittel werden, den Hauptzweck der Gesetzgebung, das Ganze zu erhalten, und jeder sollte nur seines Daseyns so weit froh werden, als es diesen Zweck verherrlicht. Dieß war die Schönheit in der Gesetzgebung, dieß die Geschmackseinheit in dem Griechischen Gebäude. Auf Fußgestellen ruhen Säulen, diese tragen

Capitäle, und beyde tragen die Kuppel, das Obdach des Gebäudes, den Endzweck des Ganzen.

Mit dem Verfall der griechischen Staaten, fieng die Geschmackseinheit der Gebäude an, undeutlich zu werden, wurde nur von sehr guten Augen noch zu Nero's Zeiten bemerkt, und verschwand gänzlich aus dem Gesichte unter Constantin dem Grosen. Nun das System des griechischen Staatskörpers nur noch durch äussere Stützen zusammenhielt, Nero mehr durch Grillen und Launen, als mit Bedachtsamkeit und Hinsicht auf die Erhaltung des Ganzen herrschte, und endlich Constantin durch Verlegung der Residenz nach Byzanz, die erste Ursache zu jenem Unheil des doppelten Kaiserthums ward, nun konnte wohl auch schwerlich der Künstler die Schönheit der Regierungsform in sein Werk übertragen, und das Räthsel ist ziemlich gelößt, weßhalb sich auf dem von Constantin benannten Bogen so widersprechende Dinge, und in allen seinen Gebäuden Säulen von aller Ordnung, ohne die mindeste Auswahl vorfanden. So war seine Regierung, so mußten seine Kunstwerke seyn. Der schöne griechische Einklang hatte aufgehört zu tönen, und schreckliche Dissonanzen gellten in den Ohren der Künstler.

Nun erschien der Gothe, der, zu Anfange des fünften Jahrhunderts, sich mit Macht von der römischen Oberherrschaft losreissen wollte, dessen ganzes Bestreben, dessen ganze Verbindung zu einem Körper auf Freyheit und Erweiterung gieng, und der daher keine andere Schönheit in der Regierungsform kannte, als die jenen Zweck beförderte. Die politische Verbindung zu diesem Endzwecke war der schönste Anblick für ihn, und auch

seine Gebäude mußten diesen Geschmack an den Tag legen. Alles reißt sich, in den altgothischen Gebäuden, von dem Hauptstamm ab, nichts trägt, alles ist offen, alles, bis auf die Zierrathen, aus der Natur entlehnt, alles nach Eigenwillen verbunden, nichts soll dem Zwange unterliegen.

Seine Freyheit mitten unter einengenden Schwierigkeiten durchzusetzen, kann durch kein Bild so schön symbolisch dargestellt werden, als durch die Tulpenblättrige Form, welche die Gothen ihren Bogen gaben, und die das Charakteristische der alten sowohl als neuen gothischen Bauart ist. Der Bogen ist oben nicht zusammengedruckt: er hat noch Spitze, noch Kraft durchzudringen und wartet nur gleichsam auf eine Gelegenheit auszubrechen, voneinander zu platzen, und seine, fast bis oben parallel laufenden Schenkel ins Unendliche auszubreiten. Wo nichts die Kraft des nach Freyheit strebenden Menschen einengt, da erhebt er sich so weit er kann, ohne Rücksicht auf die Frage: wie wird das halten? Er verläßt sich auf seine Kraft. Daher des Gothen hohe Thürme, die die Athmosphäre durchbohren, und fallen müßten, wenn die Materialien nicht so gut wären; daher keine Kuppel, keine Spiegelgewölber, keine Säulen, keine Capitäle — nichts trägt, nichts drückt, alles geht vorwärts.

Welche Schönheit konnte der Gothe in dem griechischen Gebäude finden, da er diese Schönheit in seiner Gesetzgebung nicht vor Augen hatte? Nach seinem Willen hätte hier das Oberste von den Theilen zertrümmert werden sollen; und nach seinem Geschmacke brauchte es auch dort nicht mehr von ihnen so ängstlich getragen zu

werden. Nur in dem arabischen Geschmacke fand er Bedeutung, nur von einem Volke, das über Gesetzgebung so ziemlich gleich mit ihm dachte, konnte er die Geschmackseinheit entlehnen.

Ich lasse Goldmanns Muthmaßung dahingestellt seyn, daß die Corinthische Ordnung sich an den Tempeln, die Dorische aber an dem Pallaste Salomons gefunden habe. Eben so gleichgültig ist es, welche Ordnung zuerst erfunden worden.

Allein, nach meiner Meynung, scheint Sturms * Behauptung, daß es nur drey verschiedene Ordnungen überhaupt gebe, sehr richtig zu seyn. Denn in einem Staate, in dem das Ganze von den Theilen getragen wird, giebt es nur drey Stände: Bürger, Edler und Souverain. Der erste trägt, anspruchslos, um Stütze des Ganzen zu seyn, mit natürlicher Einfalt, dem einzigen Charakter, der seinem Stand geziemt; die männliche und weibliche Toscanische Ordnung. Der zweyte trägt auch seine Last: aber er sieht auch dabey auf seine eigne Verherrlichung. Die Dienste, die er dem Ganzen leistet, sollen in die Augen springen, und er trägt mit Anstand: die männliche und weibliche Jonische Ordnung. Endlich dient der Abglanz des Souverains ihm jene Ueberlegenheit über schwache Geister zu geben, die dessen schlichten Nutzen nicht einzusehen vermögen; er muß höher an Körper seyn, wenn er von ihnen für höher am Verstande gehalten werden soll, muß ihnen ein Spiel, eine Augenweide zur Schau stellen. Der Pöbel

* S. Sturms Civilbaukunst. Augsb. 1718.

gafft und staunt hierüber, indeß der Einsichtsvollere in dem Souverain, nur insofern er Staatsbürger ist, seine Größe bewundert: die männliche und weibliche Corinthische Ordnung.

Diese drey Stände waren weder bey den Arabern, noch den Gothen so genau geschieden, als bey Griechen und Römern; und daher hat auch das gothische Gebäude höchstens Pfeiler, aber keine Säulen.

Als nun zu Hugo Kapets Zeiten der Staat sich abermals zu organisiren anfieng, verstand man nicht mehr, was für eine Geschmackseinheit die Gothen bey ihren Gebäuden gehabt hatten, und fand nur Schwerfälligkeit, Ueberladung und wildes Spiel der Einbildungskraft darinn. Man bauete, ohne allen Begriff, neu gothisch, bloß symmetrisch, ohne Geschmackseinheit; bis man endlich um die Mitte des vierzehenten Jahrhunderts anfieng, die vorgefundenen Muster der griechischen Baukunst nachzuahmen, ohne ihre Geschmackseinheit zu verstehen.



Im Verlage der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen erscheint gegen Ende Novembers

Archenholz, J. W. v., Annalen der Brittischen Geschichte, 12ter Band, mit dem Bildniß des Staatsministers Greenville, 8.

Da der Herr Verfasser dieses Werk unserm Verlag überlassen hat, so bitten wir die Liebhaber, sich mit ihren Bestellungen darauf an uns zu wenden. Auch sind die bereits erschienenen 11 Bände, jeder à 1 Rthlr. 8 gr. bey uns zu haben.

Von Mercier's Nuits d'hyver liefere ich keine Uibersezung, weil diese flüchtigen Rhapsodien, die nicht den VolksRepräsentanten Mercier, sondern einen Buchhändler dieses Namens zum Verfasser haben, keine verdienen.

Dagegen wird die Uibersezung von Condorcet's Geschichte des menschlichen Geistes, diesem interessanten Nachlaß eines durch seine Talente wie durch sein Unglük ausgezeichneten Denkers, der noch die lezten, höchsttraurigen Momente eines zuvor so glänzenden Lebens der Philosophie und dem Glüke der Menschheit weihte, in wenigen Tagen die Presse verlassen.

D. E. L. Posselt.

Das siebente Stück von Posselt's Europäischen Annalen ist erschienen, und enthält folgende Aufsäze:

I. Ewald Friedrich Graf von Herzberg.
II. Uiber Preussens StaatsInteresse und Politik.
III. Grosbritannien.
 §. 1. Uiber dessen Macht, vorzüglich in Bezug auf den jezigen SeeKrieg. Geschichte seiner Marine. Pitt.
 §. 2. ParlamentsVerhandlungen.
IV. SeeKrieg.
 §. 1. Neuester Etat der englischen Marine.
 §. 2. Neuester Etat der fränkischen Marine.
 §. 3. Uiberblik der ganzen bisherigen Geschichte des SeeKrieges der fränkischen Republik, vom Dec. 1792 bis in den Juni 1795.
  1. Verlust der Franken.
  2. Verlust der Engländer, seit dem Anfange des Krieges.
V. Teutscher Reichstag.
 ReichsGutachten (vom 3ten Juli 1795) die Einleitung zu einem annehmlichen Frieden betreffend.
VI. Frankreich. Neue (dritte) Constitution.
VII. Neueste Geschichte des SeeKrieges.
 §. 1. MittelMeer.
 §. 2. Ozean.
 §. 3. Nordsee.
 §. 4. Colonien.
VIII. LandKrieg. Insonderheit Geschichte der bisherigen Feldzüge der MoselArmee, zur Erläuterung der beigefügten Tafel.

Ankündigung von D. Römer's Gartenencyklopädie.

Ohngeachtet der vielen und zum Theil recht guten Gartenbücher, die Deutschland vorzuweisen hat, fehlt es doch immer noch an einem compendiösen Gärtnerlexikon. Miller's und Lüder's

hieher gehörige Arbeiten, sind zwar an sich recht gut, aber für den gewöhnlichen Gärtner und Gartenfreund zu weitläuftig; und diesen so gut als den Eingeweihten zu kostbar. Andere kürzere Werke verbreiten sich entweder nur über einzelne Gegenstände des Gartenbaues, oder wenn sie alles umfassen sollten, so verfallen sie in den entgegengesetzten Fehler ... allzugroße Kürze.

Beyde Fehler werde ich in meiner Ausarbeitung möglichst zu vermeiden suchen, und überhaupt dabey nach folgenden Regeln verfahren:

Ich werde trachten, so vollständig als möglich zu seyn. Hierin einen spührbaren, wesentlichen Vorzug vor allen ähnlichen bis dahin ans Tageslicht gekommenen deutschen Schriften zu haben, darf ich mir mit Zuversicht schmeicheln. Eine ziemlich vollständige hieher gehörige Bibliothek, ausgebreitete Correspondenz mit deutschen, englischen und französischen Gartenfreunden, und eine nicht ganz unbeträchtliche eigene praktische Erfahrung, stellen mich in den Stand hier strenge Wort zu halten.

Dabey werde ich mich aber der möglichsten Kürze befleissen und diese auf folgende Weise zu erreichen trachten: Ich werde nur das beybehalten, was im strengsten Sinn für den Gärtner gehört. In einem Gartenbuche kann und soll unmöglich Botanik gelehrt werden. Wer das System versteht, der hat auch eines, oder weiß eines geliehen zu bekommen; wer es nicht versteht, der versteht's eben so wenig in einem Garten- als in einem systematischen Buch. Beyden ist also die wörtliche Anführung der ganzen differentia specifica, die doch so vielen Raum wegnimmt, überflüssig und unnöthig.

Ferner werde ich alle unnöthigen Wiederholungen vermeiden. Da kömmt z. B. bey Miller und Lüder so häufig vor, daß man junge, aus Saamen aufgegangene Pflanzen, von Unkraute freyhalten, daß man sie verdünnen müsse u. s. w. Ich werde das nie sagen, in der Voraussetzung, daß das Regeln seyen, die ein jeder Gärtnersjunge verstehen muß. Auch werde ich's nur bey Fällen, die eine Ausnahme machen, anzeigen, wie weit auseinander man die Saamen säen oder legen müsse, weil ein jeder nur auch ein wenig nachdenkender Gärtner dieß aus der Größe des Saamens, aus der im Buche angegebenen Größe der Pflanze, daraus, ob selbige stehen bleiben kann, oder versetzt werden muß, ohne eben ein Hexenmeister zu seyn, wird errathen können, und sich noch oben drein nach seinem Lokale richten muß. Bey Erzählung der Cultur der Pflanzen werde ich nicht immer das gleiche wiederholen, sondern bey späterhin vorkommenden Pflanzen oft auf dergleichen verweisen, die mit ihnen die gleiche Cultur haben, die bereits im vorhergehenden ist angegeben worden.

Dadurch werde ich hoffentlich in den Stand gesetzt, alle Garten- und ökonomische Pflanzen in drey oder vier mässigen klein octav Bändchen abzuhandeln und zwar nach folgendem Plane:

Die Einrichtung ist alphabetisch, nach den lateinischen linneischen Gattungs- und Art-Namen. Es ist die einzige zuverlässige Benennungsart der Pflanzen. Nur durch sie kann ein Gartenfreund dem andern sich mit Bestimmtheit verständlich machen. Es ist daher unumgängliche Nothwendigkeit, daß selbst gewöhnliche Gärtner und Gartenfreunde diese Nomenclatur nach und nach verstehen lernen. Unterdessen habe ich dennoch da, wo wirkliche Provinzialbenennungen existiren, oder wo die deutsche Benennung nicht blos eine wörtliche Uebersetzung der lateinischen ist, die deutschen, und, wo meine Hülfsmittel mich nicht verliessen, auch die französischen und englischen Namen beygefügt, und werde am Ende des Werkgens den Lesern das Aufsuchen derselben durch zweckmässige Register erleichtern.

Alle Pflanzen, die in der vierzehnten, von meinem seligen Lehrer und Freund, Murray, besorgten Edition des Linneischen Systems vorkommen, werden nur dem Namen nach angeführt, in der Voraussetzung, daß iedermann dieses Buch habe, oder geliehen bekommen könne. Von den seit der Zeit neu entdeckten und beschriebenen Pflanzen hingegen, die hie und da zerstreut, in theils kostbaren, theils schwer zu bekommenden Werken beschrieben werden, füge ich eine kurze systematische Beschreibung in lateinischer Sprache bey. Dann folgt Angabe des Vaterlandes der beschriebenen Pflanze. So viel möglich ist allenthalben eine genaue aber gedrängte Beschreibung derjenige Theile der Pflanze, die sich in gärtnerischer Rücksicht auszeichnen, Form, Größe, Farbe und Dauer der Blumen und Blätter, Höhe der Pflanze u. s. w. angegeben, und darauf in möglichster Kürze, aber genau und bestimmt, die Cultur, Ausdauerungsvermögen und Vermehrungsart derselben angezeigt. Nur selten, nur bey den in gärtnerischem oder ökonomischem Sinne wichtigsten Gattungen, werden Abhandlungen oder Werke angeführt, in denen man sich des weitläuftigern Raths erholen kann. Hie und da wird mit kurzen Worten des ökonomischen oder technologischen Nutzens wichtiger Arten gedacht werden. In einer Einleitung oder zu Ende des Werkes wird neben einigen allgemeinen Regeln, zugleich eine Uebersicht der neusten und besten unsern Gegenstand abhandelnden Werke gegeben werden, die einerseits als Verzeichniß der Bücher, die ich benuzt, und auch als Plan zu Anlegung einer auserlesenen Gartenbibliothek wird angesehen werden können.

Daß ich bey einem Werk von diesem Umfange meine Vorgänger habe benutzen müssen, versteht sich von selbst. Ob ich selbiges mit kluger Auswahl gethan, ob ich Fleiß darauf verwandt, oder mich dabey wie ein gemeiner Compilator benommen habe, das wird bey sorgfältiger Vergleichung durch das Urtheil sachkundiger Männer entschieden werden. Wer die Sache nur ein einzigesmal selbst versucht hat, wird es wissen, daß es gewiß nicht etwas leichtes ist, aus den so sehr zerstreuten Notizen, von denen wir noch die meisten bey ausländischen Schriftstellern finden, eine kernhaft kurze, zweckmässige, für Deutsche und Deutschlands Clima passende Compilation zusammen zu schreiben. Ausserdem aber darf ich mir schmeicheln, daß die vielen eigenen Beobachtungen und

Versuche, die meine durch ganz Deutschland zerstreuten Freunde und ich selbst seit mehrern Jahren gemacht haben, und die in diesem Werke benutzt werden sollen, demselben einen besondern Grad von Autorität und Zuverlässigkeit für Deutschland verschaffen werden. Nebendem werden in meinem encyklopädischen Gärtnerlexikon eine Menge Artikel vorkommen, die man in den vorhandenen deutschen, ja manche, die man selbst in den ausländischen Gartenbüchern vergebens suchen wird. Die Verlagsbuchhandlung wird nichts sparen, um dem Werk ein angenehmes und gefälliges Aeusseres zu geben. Niedliche Lettern, gutes Papier, und zu jedem Bändchen drey bis vier Kupfer werden die billigen Foderungen des Publicums hoffentlich befriedigen.

Noch bemerke ich ausdrücklich, daß ich von der neuen Edition von Miller's Gärtnerlexikon, die der berühmte Thomas Martyn besorgt, sorgfältigen Gebrauch machen werde, und daß alle Anstalten getroffen sind, daß ich selbiges, sobald es heraus ist, unverzüglich erhalte. Es ist zwar in der A. L. Z. 1795. Int. n. 66. S. 528. eine Uebersetzung dieses Werks angekündiget worden. Ich wünsche aber, daß der Ankündiger für einmal seinen Gedanken möge fahren lassen, bis er siehet, ob selbige durch meine Arbeit entbehrlich gemacht wird oder nicht. Es wäre überhaupt gut, wenn einmal das Publikum und besonders die Buchhändler über die vielen anonymen Ankündigungen von zu übersetzenden englischen Werken, die man bald in jedem Blatte des Intelligenzblattes der A. L. Z. findet, die Augen aufthäte. Es existirt nemlich, ni fallor in Erlangen, ein Gelehrter, der sich einige englische Journale und Zeitungen hält, aus diesen mit den neu erschienenen Produkten, ziemlich frühe bekannt wird, und als ein spekulativer Mann, von allem Uebersetzungen ankündiget, was ihm nur immer sich auszuzeichnen scheint. Medicinische und chirurgische Werke, philosophische Schriften und Sammlungen naturforschender Gesellschaften, Romane und Gartenbücher, alles gilt ihm gleich, nichts kann seiner speculativen Feder entrinnen. Er kündiget die Uebersetzung zuerst an, und alsdann sucht er einen Verleger dazu. Auch hat er den Pfiff, sich als ein Mitglied der Gesellschaft deren Schriften, oder als einen Freund des Verfassers dessen Buch er übersetzen will, anzukündigen. Gleichsam als ob das Diplom einer Gesellschaft, oder eine Antwort von einem Mann, dem man geschrieben hat, man wolle sein Buch übersetzen, sogleich zum guten Uebersetzer stempelte! Es ist billig, recht und erlaubt, daß der Mann seine übrige Zeit gut und für ihn nützlich anwendet. Aber daß er dieß auf Unkosten des Publikums und anderer Gelehrten thut, das ist nicht recht. Und zwar leidet 1. das Publikum darunter, weil dadurch gute Uebersetzungen wichtiger Werke verhindert werden. Gewöhnlich wird der Gelehrte, in dessen Fach das Werk gehöret, erst später damit bekannt, erst nachdem jener Uebersetzungsfabrikant seine Ankündigung schon hat drucken lassen, wodurch die meisten Buchhandlungen abgeschreckt werden, eine gleiche Spekulation zu machen. Nebendem bekömmt der homo quaestionis bisweilen so viel Arbeit, daß er allein derselben nicht gewachsen ist, etwas

davon andern — vielleicht Taglöhnern! — abgeben muß, und dadurch so mittelmäsige und so schlechte Uebersetzungen ans Tageslicht kommen läßt, als mehrere Beyspiele, die ich nicht anzuführen nöthig habe, zeigen. Und endlich geschiehet es auch, daß jener Mann zwar eine Uebersetzung ankündiget, aber keinen Verleger dazu findet, sich auch wenig darum bekümmert, weil er durch anderweitige Arbeiten hinlänglich entschädiget wird: aber ein anderer darf sich darum doch nicht daran wagen, und so kann oft freylich manch mittelmäsiges und schlechtes, bisweilen aber auch ein gutes Buch, dessen Nichtübersetzung wahrer Verlust für Deutschland ist, unübersetzt bleiben. Daß 2. ein solches Benehmen vielen andern Gelehrten unangenehm, schädlich und beeinträchtigend seyn müsse, dieß habe ich wohl nicht nöthig weitläuftig darzuthun.

Was nun in specie die angekündigte Uebersetzung der neuen Ausgabe von Miller's Gardener's Dictionary betrifft, so kann ich mich freylich in meinem Manne geirrt haben, und dann geht natürlicher Weise alles oben gesagte ihn nichts an, sondern nur den, den ich meyne. Ist es der nicht, so ists ohne Zweifel ein bekannter Liebhaber, der sich bereits durch andere Uebersetzungen aus dem englischen, und schriftstellerische oder praktische Verdienste um die Gärtnerey zum Uebersetzer eines so wichtigen Werkes qualifizirt hat. In diesem Fall nenne er nur seinen Namen, was gewiß einen bessern Eindruck aufs Publikum machen wird, als das, daß er sich so ins grose Blaue hinein einen Freund des neuen Herausgebers nennt. Ich bitte übrigens noch zweyerley zu bemerken:

1. Daß der neue Herausgeber, Hr. Thomas Martyn, meines Wissens zwar bis dahin in der gelehrten Welt als geschickter und fleissiger Botaniker, aber nicht als Gartenliebhaber bekannt ist; daß es also überhaupt noch dahin gestellt bleiben muß, ob wirklich neue Zusätze und Verbesserungen, und was für welche in dieser neuen Ausgabe vorkommen werden?

2. Daß wenn, wie es gar leicht begegnen kann, wirklich wesentliche Zusätze und Verbesserungen die neue Ausgabe bereichern sollten, ich dafür sorgen werde, diese neuen Zusätze und Verbesserungen besonders als einen Supplementband für die Besitzer der zu Nürnberg bey Felsecker erschienenen Huthischen Uebersetzung von Miller's Gärtnerlexikon zu liefern.

Zürich Joh. Jacob Römer.
M. D.

Diejenigen, welche auf diese GartenEncyklopädie, welche in unserm Verlag erscheint, subscribiren, erhalten das Alphabet für 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. Reichsmünze, so daß sie das ganze Werk nicht über 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. kommen wird.

Tübingen, den 29sten Jul. 1795.
J. G. Cottaische Buchhandlung.

In eben dieser Buchhandlung erscheint nächstens eine niedliche Ausgabe von

Florians Fabeln, nebst Pfeffels metrischen Uebersetzung.

So unnachahmlich schön Florians Fabeln sind, der gewiß alle seine Vorgänger übertrift, so unvergleichlich ist Pfeffels Uebersetzung derselben, wir können daher im voraus des Beyfalls versichert seyn, den das Publikum der vereinten Ausgabe dieser beyden Meisterwerke zugestehen wird.

Das Augustheft der Flora ist erschienen und enthält folgende Aufsätze:

Der Mann aus Cairo, eine Erzählung in Briefen. Fortsetzung. — Beyträge zur Philosophie für die Welt. Wird fortgesetzt. 1) Die Leute auf der Strasse. 2) Herr Faron. — Petz. — Eine nicht revolutionaire Anekdote aus der Geschichte der Revolution. — Guy-Patiniana. — Denkwürdigkeiten eines Geächteten. Forts.

Ankündigung.

Der Herr Magister Weddigen, Prediger zu Buchholz im Fürstenthum Minden, — wir dürfen, weil er es uns erlaubt, seinen Nahmen öffentlich nennen — hat einige Monathe vor dem Tode des zu früh verstorbenen Herrn Grafen von Hertzberg mehrere Fragmente, das Leben dieses großen Staatsmannes und Gelehrten betreffend, aus seinen Händen zu erhalten das Glück gehabt. Der Herr Graf hat sich die Mühe gegeben, die kurzen Nachrichten, welche Weidlich und andere schon vorher von Ihm haben drucken lassen, durchzusehen, manches wegzustreichen und mehrere Zusätze zu geben. Wir haben uns, weil wir glauben durch die Mittheilung dieser einen großen Mann betreffenden biographischen Nachrichten, dem Publikum einen Dienst zu erweisen, gedachte Fragmente von dem Herrn Herausgeber ausgebeten und wollen sie auf saubres Papier auf der nächsten Michaelismesse 1795 den Verehrern dieses großen Mannes liefern, und zwar unter dem Titel:

Fragmente zu des Grafen von Hertzbergs Leben.

Bremen, den 21sten Jun. 1795.

Fr. Wilmans Buchhandlung.

Die Horen

Jahrgang 1795

Neuntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795



Innhalt des neunten Stücks.

I Das Reich der Schatten. Seite 1
II Beyträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst. — 11
III Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechischen. — 30
IV Schwarzburg. — 39
V Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. — 45
VI Homer, ein Günstling der Zeit. — 53
VII Natur und Schule. — 89
VIII Das verschleierte Bild zu Sais. — 94
IX Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. — 99
X Der philosophische Egoist. — 126
XI Die Antike an einen Wanderer aus Norden. — 128
XII Deutsche Treue. — 130
XIII Weißheit und Klugheit. — 132
XIV An einen Weltverbesserer. — 133
XV Das Höchste. — 134
XVI Ilias. — 135
XVII Unsterblichkeit. — 136

Druckfehler im achten Stück.

S. 2. Z. 4. Punkt statt Semicolon.
— ⸗ — 23. Wie st. Nie.
— 3. — 11. wieder; st. , wieder.
— 4. — 12. nachgewiesen st. nach gewiesen.
— 6. — 16. Lajos st. Layos.
— 7. — 3. v. unten Ungestüme st. Ungestümme.
— 9. — 5. v. unten flammen st. Flammen.
— 11. — 13. dürft st. durft.
— 12. — 14. menschl. st. Menschl.
— 13. — 15. nach auf ein Comma.
— ⸗ — 6. v. unten nach verhelfen ein Semicolon.
— 15. — 4. zu üben st. üben.
— ⸗ — 4. v. unten das erste noch ist wegzustreichen.
— 18. — 12. werden st. wurden.
— 19. — 5. v. unten entstehe st. entstehn.
— 21. — 3. nehmen st. nahmen.
— 23. — 8. Ahndung st. Ahnung.
— 25. — 3. nach entwickeln setze einen Punkt.
— ⸗ — 18. nach überall setze und
— 28. — 16. nach bebst, nicht;

Die Horen.

Erster Jahrgang. Neuntes Stück.

I

Das Reich der Schatten.

Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frey seyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genußes wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irrdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich;

Und von jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seyd,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweye
Diese Freystatt, keine Reue,
Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Feßeln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
Schwankt, erscheine hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Schicksal euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicke von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelößt in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleisses Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt biß in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traurger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dieß Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Feßel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit Namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreisse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die Schatten selig wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in den Acherontschen Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Biß sein Lauf geendigt ist,

Biß der Gott, des Irrdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

II

Beyträge

zur Geschichte der neuern bildenden Kunst.

Die Frage, wann und wodurch die bildenden Künste am besten gedeihen, hat man schon auf verschiedene Weise zu beantworten gesucht. Einige behaupten, daß die Freyheit ihnen besonders günstig sey, andere wollen sie blos für Kinder des Reichthums und der Ueppigkeit gelten lassen. Am öftesten überredet man sich, daß Ehre, Belohnungen, Theilnahme der Großen und öffentliche Lehr-Anstalten die Mittel seyen, sie empor zu bringen.

Da wir uns nicht anmaßen, hierüber zu entscheiden, oder den verwickelten Knoten der Meynungen aufzulösen, sey es uns nur erlaubt zu bemerken, daß diese Wirkung nicht von einfachen Ursachen abzuhängen scheine, sondern daß die Kunst nur alsdann wachsen und blühen könne, wenn Zeit und Ort, Menschen und Umstände glücklich zusammentreffen.

Die letzte Hälfte des dreyzehenden Jahrhunderts, das vierzehende und fünfzehende mit dem Anfang des sechszehenden umfassen den ganzen Zeitraum, in welchem Kunst und Geschmack sich aufs neue aus der Barbarey erhoben und zu der grösten Höhe emporstiegen, welche sie damals erreichen konnten.

Italien hatte zu jener Zeit fast die Gestalt des alten Griechenlands, in welchem alle Künste zum erstenmal sich zur schönsten Reife ausbildeten. Beyde waren in mehrere kleine Staaten und unabhängige Städte von sehr verschiedener Verfassung getheilt, die immer unruhig, eifersüchtig und entzweyet, alle Mittel versuchten, und alle Kräfte aufboten, Herrschaft oder Vorzüge zu gewinnen. Eine allgemeine und außerordentliche Thätigkeit der Individuen belebte den Ackerbau, die Handlung und Manufakturen. Reichthum und Ueberfluß verbreitete sich, und indem die einfachen halbrohen Sitten im bürgerlichen Leben verhältnißmäßig nur geringen Aufwand forderten und erlaubten, wurden öffentliche Gebäude, an denen die Liebe zur Pracht sich uneingeschränkt zeigen konnte, oft zum Erstaunen groß angelegt und kostbar verziert. Nicht selten verschwendete man so viel an einzelne Theile, daß das Ganze nicht völlig ausgeführt werden konnte.

Ohne Zweifel trugen die Kreuzzüge viel zu dem neuen Leben der Kunst bey; wahrscheinlich kam durch sie die Neigung zu Prachtgebäuden, Statüen, Gemählden und Mosaiken aus dem Orient wieder nach Italien. Die Schwärmerey gab allen Unternehmungen eine religiöse Wendung, und brachte auf diese Weise der Kunst großen Vortheil. So viele Kirchen und Klöster wurden erbaut, und die Künstler, die hiezu nothwendig waren, fanden häufig Gelegenheit, sich durch öffentliche Arbeiten hervorzuthun, und reitzten einander zum rühmlichen Wetteifer. Das Volk verglich und beurtheilte ihre Werke, fühlte sich daran erst erbaut, alsdann vergnügt und unterrichtet, und bildete allmählig seinen eigenen Geschmack.

Noch bis auf diesen Tag hat die italienische Nation hierin einen Vorzug vor allen andern. Ihr allgemeiner Geschmack, ob er gleich die Kunst nicht auf der höchsten Höhe erhalten konnte, hindert doch ihren gänzlichen Verfall.

Vor allen andern italienischen Städten und Staaten hat Florenz zu Wiederherstellung der Künste unstreitig das meiste beygetragen, und ist als die Wiege derselben anzusehen. Die erste berühmte Schule ward daselbst durch den Giotto * gestiftet, und brachte ununterbrochen, bis auf die Zeit, da die Kunst wieder zu sinken anfieng, eine Reihe vortrefflicher Künstler hervor.

Die Periode, welche zwar nicht die glänzendste, aber doch für den Fortgang der Kunst die wichtigste war, fällt ohngefähr in die Mitte des vorhin erwähnten Zeitraums, und kann unsre oben geäusserte Meynung bestätigen. Florenz besaß damals zugleich vier Künstler von seltnen Talenten, welche sich auf eine fast unbegreifliche Weise in den Künsten hervorthaten.

* Wenn auch Cimabue, sein Meister, schon einige Verbesserungen in der Kunst gewagt, so hat doch Giotto, welcher mit ungleich grösern Talenten begabt war, das meiste zu Abschaffung des barbarischen Geschmacks beygetragen und die Kunst wieder auf den rechten Weg und zur Nachahmung der Natur, zurückgeführt. Er war zu Vespignano, einem Dorf ohnweit Florenz, Anno 1276. gebohren, und starb Anno 1336.

Donato * übertraf seine Vorgänger und Zeitgenossen, vorzüglich in größern Arbeiten von Marmor. Ghibertis ** Werke in Erz gefallen durch die Simplicität, womit sie erfunden, durch den Fleiß und Geist, womit sie ausgeführt sind. Massaccio *** verbesserte den Geschmack in der Mahlerey und dem Brunelleschi **** war es gelungen, durch emsiges Studieren der alten Reste die Regeln der Baukunst wieder zu finden. Soviel die Kunst diesen Männern zu verdanken hat, so viel sind sie wieder dem Zeitalter und ihrem Vaterlande schuldig, die ihnen eine so erwünschte Gelegenheit verschaften, an großen und prächtigen Werken alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln und anzuwenden.

Man hat wenig Beyspiele, daß ein Volk oder die Vorsteher desselben bey Errichtung öffentlicher Denkmale so zweckmäßig gehandelt und dadurch die Kunst zugleich so sehr befördert haben, als von den Florentinern geschah,

* Donato, gewöhnlich Donatello genannt, geb. zu Florenz Anno 1383. gest. den 13ten Sept. 1466.

** Lorenzo Ghiberti, sein Biograph Vasari hat weder das Jahr seiner Geburt noch seines Todes angegeben, scheint aber doch der Meynung zu seyn, Ghiberti sey einige Jahre jünger gewesen als Donato oder Brunelleschi.

*** Massaccio, geb. zu S. Giovanni del valdarno A. 1402. gest. zu Florenz. A. 1443.

**** Filippo Brunelleschi, geb. zu Florenz A. 1377. gest. den 16ten Apr. 1446.

welche einen Wettstreit vieler Bildhauer veranstalteten, als die ehernen Thüren zur Kirche St. Johannis des Täufers verfertigt werden sollten, und zur Wölbung der Kuppel des Doms alle berühmte Baumeister zusammenberiefen, um demjenigen, welcher sich als der tüchtigste Meister zeigen würde, die Ausführung zu übergeben. Wie sehr mußte ein solches Verfahren die Künstler reitzen, und ihren Talenten einen höhern Schwung geben! Gewiß werden die berühmten Werke, die dadurch entstanden sind, die Bewunderung und Nacheiferung aller Jahrhunderte erregen.

Viel jünger als die Florentinische, ist die Venetianische Schule. Sie fängt mit Vivarini * an, in dessen Arbeiten schon die Spuren des guten Kolorits sich finden, durch welches diese Schule sich in der Folge so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Die vorzüglichen Eigenschaften des Johan Bellin gründeten aber ihr Ansehen, und in seinen Schülern Titian und Giorgione erreichte sie ihren höchsten Flor.

* Es gibt verschiedene Künstler dieses Nahmens, welche vermuthlich auch alle von einer Familie gewesen sind. Ludwig Vivarini von Murano ist der älteste derselben, und war in Rücksicht seines Zeitalters ein trefflicher Künstler. Eines seiner Gemählde in der Sakristey der Kirche St. Giov. et Paolo zu Venedig ist mit der Jahrzahl 1414. bezeichnet. Johannes und Antonius Vivarini von Murano mahlten um 1444 und 1445. Endlich war Bartholomäus Vivarini ein Zeit- und würdiger Kunstgenoß von Johann Bellini, er arbeitete zwischen 1460 und 1490.

Unter dem Namen der römischen Schule versteht man in der genauesten Bedeutung den Raphael, und diejenigen Maler, welche seiner Manier folgten, zuweilen aber begreift man darunter alle Künstler, welche im Kirchenstaate gebohren sind, doch rechnet man das Bolognesische, und Ferraresische Gebiet seiner Lage nach zur lombardischen Schule.

Diese hatte den Corregio zum Stifter, wenigstens bildete sie aus seiner Manier ihren eigenthümlichen Charakter. Durch die Carracci und ihre Zöglinge glänzte sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über alle andere Schulen und nur gleichsam aus ihren Trümmern ist später die neue römische entstanden.

Von den übrigen Schulen hier etwas weiter zu erwähnen, würde uns vom Zwecke entfernen, den wir uns vorgesteckt haben, indem sie nichts wesentliches beytrugen, die Kunst empor zu bringen und vollkommner zu machen. Strenge genommen wäre dies auch schon bey der altrömischen und lombardischen Schule der Fall. Wenn durch die grosen Häupter derselben die Kunst zur obersten Höhe gelangte, so neigte sie sich in ihren Schülern und Nachahmern schon wieder zum Falle.

Der Zweck dieser kurzen allgemeinen Uebersicht, wie die neuere Kunst entstanden und aufgewachsen, war, die Herkunft und Abstammung der Werke zu zeigen, welche wir in der Folge zu betrachten gedenken, und wir sind über diese frühern Epoken flüchtig hinweggegangen, weil wir eigentlich nur das Höchste und Schönste zur Anschauung bringen möchten. Ehe wir aber dasselbe in

den Werken Raphaels, Titians und Corregios aufsuchen, müssen wir noch bey den Meistern dieser Künstler und ihren Zeitgenossen verweilen, damit wir unsre Leser, wie durch einen Vorhof zum Tempel der neuern Kunst hinaufführen, und uns Stufenweise mit ihnen bis zur Betrachtung des Vollkommensten erheben, was sie anzubieten hat.

Johannes Bellini.

Die Zeit, da Johannes Bellini gebohren worden, kann nicht genau bestimmt werden; wahrscheinlich hat er im Jahr 1514 nach einem ruhmvollen Leben, zu Venedig die Schuld der Natur bezahlt, und soll nach dem Zeugnisse verschiedener Schriftsteller 90 Jahre alt gewesen seyn.

Setzen wir uns durch allgemeine Betrachtung seiner Werke in Stand, über den Gang und Charakter seiner Kunst zu urtheilen, so erscheint Bellini als einer der ehrwürdigsten und seltensten Menschen, welche in der Geschichte der Kunst auftreten. Wir rechnen ihn zwar nicht zu den allgewaltigen durchbrechenden Genie's, die einen hohen Flug nehmen, und sich neue Bahnen eröfnen, nach dem glänzenden Ziele zu rennen, welches selbst über die Gränzen der Möglichkeit hinaus gesteckt scheint: hingegen ist er gemäßigt, stille, immer nüchtern, ein unbestechlicher Freund der Natur und der Wahrheit. Dem Erhabenen, Ausdrucksvollen oder Tiefrührenden hat er nie nachgestrebt, sondern mehr das Angenehme, das Freundliche geliebt. Einfalt und Innigkeit schmücken alle

seine Bilder, und darum sind auch selbst die aus den frühern Jahren gefällig, ungeachtet sie noch in der alten trocknen Manier gearbeitet sind. Nachher bemühte er sich die Natur genauer nachzuahmen, und verbesserte dadurch seine Zeichnung, hauptsächlich aber die Farbe, auf welche seine Neigung besonders gerichtet war.

Diese Manier, welche noch immer von Steifheit und Härte nicht ganz frey ist, war die eigenthümliche und bekannteste unsers Künstlers, deren er sich auch die meiste Zeit seines Lebens bedient hat. Nachdem aber Giorgione und Titian der Mahlerey eine neue Gestalt gegeben, so näherte er sich mehr ihrer Art zu mahlen; seine Farbe wurde dann wärmer, der Pinsel freyer und überhaupt die Wirkung seiner Bilder weit angenehmer.

Hierin ist es, wo sich Bellini nach unserer Meynung als ein ausserordentlicher und in seiner Art einziger Mensch bewiesen hat, und deswegen Bewunderung verdient. Denn es bedurfte allerdings seltene Gaben, reine Liebe für die Kunst, und ein groses edles Gemüth, daß er in seinem Alter, als seine Schüler ihn übertrafen, und selbst seinen Ruhm einigermassen verdunkelt hatten, weder Neid noch Eifersucht zeigte, sondern den Werth ihrer Verbesserungen freywillig anerkannte und sogar Verläugnung genug besaß, dieselben nachzuahmen.

Die Darstellung der Maria in der Churfürstl. Gallerie zu Dresden * scheint ein Bild aus der

* Man kann voraussetzen, daß viele unserer Kunstliebenden Leser die Gallerie zu Dresden kennen, und gesehen haben;

Jugendzeit unsers Künstlers zu seyn. Es ist flach und hart, in der Anordnung zwar natürlich, aber ganz kunstlos, die Farben wechseln nicht gehörig mit einander ab, und thun daher keine gute Wirkung; ungeachtet dieses Fehlers ist das Werk anziehend und unterhaltend, weil die Köpfe treu nach der Natur gemahlt sind. Der Verfasser verräth gute Anlage zur Kunst, ob er gleich mit den Theorien derselben noch wenig bekannt ist und die einzelnen getrennten Theile seines Bildes nicht kunstmäsig in ein gefälliges Ganze zu verbinden versteht. * Zu sei-

darum wird in der Folge immer vorzüglich Rücksicht darauf genommen werden, Bilder aus derselben zu benutzen, wenn sie anders Resultate geben können, welche unsern übrigen Absichten entsprechen.

* Da dieses Bild mit Oehlfarben gemahlt zu seyn scheint, so können wir nicht unbemerkt lassen, daß unser auf den Augenschein gegründetes Angeben etwas verschieden ist von dem, was sonst die Geschichte erzählt. Denn wenn es wahr wäre, daß die Oehlmahlerey erst um das Jahr 1470 durch den Antonello da Messina nach Venedig gebracht worden, und Bellini A. 1424 gebohren wäre, so müßte er dieses Bild in einem Alter von beynahe fünfzig Jahren verfertiget haben, welches aber wegen des Jugendlichen und Unreifen in der Manier nicht wohl seyn kann; oder man müßte annehmen wollen, daß Bellini trotz seines Talents so lange ungebildet geblieben sey, und erst nach dieser Zeit die grosen Schritte gethan habe, von welchen seine letzten Werke zeugen. Wie ungereimt eine solche Vermuthung allenfalls wäre, fällt von selbst in die Augen

ner Zeit werden wir uns zu zeigen bemühen, wie ein groser Meister diesen rohen aber gehaltreichen Stoff zu benutzen gewußt, und eines seiner vortreflichsten Meisterstücke daraus bereitet hat.

Eine Christus Figur, auch in der Gallerie zu Dresden, ist in einer mehr ausgebildeten Manier gearbeitet. Die Lichttinten des Fleisches verdienen viel Lob, und überhaupt sind die Farben in diesem Bilde rein und kräftig; da die Figur aus der Landschaft, welche ihr zum Grund dienet, hervortritt, so läßt sich mit Grund vermuthen, Bellini sey durch sein ernstes Studium über die Farbe auch zugleich zur Erkenntniß der Gesetze der Haltung oder Luftperspektive gekommen, und habe zuerst die Anwendung derselben versucht.

Die Manier, welche wir in der Darstellung der Maria haben entstehen, und in der Christusfigur wachsen und fortschreiten sehen, ist in dem schönen Gemählde in der Sakristey der Kirche de frari zu Venedig zu völliger Reife und Ausbildung gelangt. * Dasselbe

— und weil nicht leicht eine billige Ursache zu finden seyn möchte, die Originalität des Stücks, von welchem wir hier gesprochen haben, verdächtig zu machen, so ist wohl jeder, dem dieser Zweifelsknoten ein Aergerniß seyn sollte, genöthigt, ihn zu zerschneiden, und dafür zu halten, daß Bellini um 20 Jahre jünger gewesen, als die Geschichtschreiber anzugeben pflegen, worauf alles das, was schwierig oder widersprechend geschienen, sich sogleich geben wird.

* Ist A. 1488 gemahlt.

stellt die Maria mit dem Kinde vor; auf beyden Seiten stehen Heilige und zu ihren Füssen auf Stufen sind zwey kleine Engel, von denen der eine, welcher die Flöte bläßt, vorzüglich wohl gerathen ist. Bellini hatte eine besondere Vorliebe zu dergleichen Gegenständen; daher findet man nicht selten in seinen Werken singende oder auf Instrumenten spielende Engel angebracht.

Eine Marienbild in der Kirche Santa Maria Maggiore zählen wir unter seine vorzüglichsten Werke, es gelang ihm, darin den eigenthümlichen Reiz der Venetianischen Frauen, die schönen heitern Augen mit unübertreflicher Treue und Wahrheit darzustellen.

In dem berühmten Bild zu St. Giobbe und in dem eben so schönen zu St. Zacharia * wird die Manier des Giorgione sichtbar, welcher Bellini nun zu folgen angefangen hatte; der ältere Styl behält zwar noch sein Recht, fast möchte man sagen, die Oberhand, aber der Fleiß ist doch schon mehr versteckt, die schneidende Härte gemäßigt, die Farbe wärmer, und es herrscht durchgehends ein gröserer und edlerer Geschmack darinn als in allen vorher angezeigten Werken.

Das Abendmahl zu Emaus an der Seite des Hauptaltars in der Kirche St. Salvatore ist endlich das Ziel in der Laufbahn und, wie wir glauben, die höchste Stufe, die unser Künstler erreicht hat; jede Spur seiner frühern Manier ist hier ausgetilgt, der Geist des Gior-

* A. 1505 gemahlt, und das Bild zu St. Giobbe warscheinlich fast um eben diese Zeit.

gione scheint über diesem Bilde zu schweben. Täuschend gleicht es in dem herrlichen glühenden Colorit, in der geistreichen freyen Behandlung, wie auch in Stärke und Wirkung, den bessern Arbeiten dieses Mahlers und es wird kein Vorwurf seyn, wenn auch nach genauer Betrachtung etwas weniger Feuer und mehr Mässigung bemerkt werden sollte.

Ein allgemeiner Ueberblik über die Werke des Bellini lehrt uns, daß er die Manier des Giorgione mehr als die des Titian geliebt und nachzuahmen gesucht habe; als Beweis hierfür kann auch noch eine Göttermahlzeit in der villa aldrovandini zu Rom, mit seinem Namen bezeichnet, angeführt werden, wo nach der Art des Giorgione mehr auf den allgemeinen Ton der Farbenmassen als auf zarte Nüanzirung derselben gesehen worden, und überhaupt die flachen Partien besser als die Rundungen oder Uebergänge ausgedrückt sind. Darum verdient auch die Sage wenig Glauben, daß Bellini dieses Bild unausgemacht hinterlassen und Titian dasselbe geendigt habe.

Pietro Perugino.

Wenn es auch diesem Künstler, der vom Jahre 1446 an biß 1424 gelebt, und sich in der Schule des Andreas Verocchio gebildet hat, zur grosen Ehre gerechnet wird, daß Raphael sein Schüler gewesen; so ist hingegen seinen eignen Verdiensten oft zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Um dieselben nun nach Billigkeit zu beurtheilen, wird man das geschmeidige Talent, welches wir so eben an Johann Bellini gelobt haben, als eine

seltene Erscheinung betrachten müssen, und von keinem andern wieder eben so viel fodern wollen, als vielleicht nur dieser einzige hat leisten können.

Pietro Perugino war auch wirklich, wie es uns scheint, nicht geschickt, den von seinen jüngern Zeitgenossen Leonhard da Vinci, Fra Bartholomeo, Michael Angelo, und hauptsächlich von Raphael eingeführten neuern Styl ganz anzunehmen; sondern hat sich immer näher an die ältere Manier gehalten. Da man aber nun einmal gewohnt ist, ohne Unterschied den Werth eines jeden Kunstwerks, nach seinem Verhältniß zu den Arbeiten der genannten grosen Männer zu bestimmen: so läßt sich leicht begreifen, warum unser Künstler im allgemeinen weniger hochgeschäzt wird, als wir glauben, daß in gehöriger Rüksicht auf dasjenige, was er zu Verbesserung der Kunst beygetragen hat, geschehen sollte.

In seinen Werken finden sich selten grose, kühne oder glänzende Gedanken, oder sonst etwas, welches berechtigen könnte, Ihm ein besonderes Talent für die Composition zuzueignen. Oft ordnet er seine Figuren zu symmetrisch, oft zu zerstreut an, und besizt in diesem Stück gar keinen wesentlichen Vorzug über die Aeltern. Seine Zeichnung ist besser, aber das Nackende doch noch hager, und die Falten der Gewänder kleinlich und zu scharf gebrochen; überhaupt sind alle Figuren mehr gebogen als gewendet und daher immer ein wenig steif, auch selbst in den besten Werken, in den geringern aber ist die Manier des Giotto noch nicht völlig ausgetilgt. Seine meisten Bilder sind nur schwach beleuchtet, oft flach und nicht ohne Härte; nur in einigen

wenigen (vermuthlich Früchten reiferer Jahre) bemerkt man mehr Rundung und Stärke, wozu aber, da es sämmtlich Oehlgemählde sind, die Zeit auch etwas beygetragen haben kann. Hingegen sind seine Verdienste um das Kolorit unstreitig, und er hat darin alle ältere Meister der Florentinischen Schule übertroffen. Die Natur ahmte er in seinen Werken mit der lobenswürdigen Einfalt seiner Zeit sehr getreu nach; sein Ausdruck ist wahrhaft, richtig, herzlich, weit entfernt von allem, was Karikatur oder Ueberladung heisen könnte. Aber noch mehr Ehre gebührt ihm dafür, daß er (wie wir glauben bemerkt zu haben) der erste gewesen ist, der Schönheit und Grazie, die so lange von der Kunst sich verlohren hatten, zuerst wiedergefunden und zurückgeführt hat. Raphael selbst ist die Grundzüge zu seinem Madonnen Ideal, dem reinsten und edelsten Produkt der neuern Kunst, diesem seinem Lehrer schuldig. Wir beziehen uns dießfalls nicht nur auf ein einzelnes Bild oder eine einzelne Figur, sondern auf eine sehr beträchtliche Anzahl Werke unsers Künstlers, welche alle für uns zeugen; und jedermann, der nur Gelegenheit hat zwey oder drey ächte Stücke desselben zu sehen, kann hierüber zur völligen Gewißheit gelangen. In allen offenbart sich die Lust am Gefälligen und Schönen, ein milder Hauch des zarten, sanftfühlenden, sich ergiesenden Herzens, der, wenn auch der Verstand zuweilen in Rücksicht auf Regeln mehr fodert, doch immer das Gemüth befriedigt und erfreut.

Von dem, was wir bisher über die Kunst des Pietro Perugino gesagt haben, können sich Liebhaber aus einer kleinen Anbetung der Könige in der

Churfürstl. Gallerie zu Dresden manches deutlich und anschaulich machen. Die geistreichen und zum Theil schönen Köpfe und das gute Kolorit werden ihnen die vorzüglichen Eigenschaften dieses Meisters zeigen, hingegen wird die Zusammensetzung, Licht und Schatten, die Bäume des fernern Hintergrundes, u. a. m. seinen und seines Zeitalters noch nicht ganz gebildeten Geschmack verrathen. Zwey grössere Bilder aus der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, umfassen und zeigen beynahe seine ganze Kunst und zwar von der vortheilhaftesten Seite. Beyde stellen Madonnen vor und Heilige, welche neben ihnen stehen. Zeichnung, Ausdruck, Farbe, Kraft und Rundung ist alles nach dem Maaß des Vermögens unsers Künstlers fürtreflich. Eins dieser Gemählde ist in der Tribune aufgestellt, wo es bei auserlessenen Werken der größten Meister einen ehrenvollen Platz einnimmt; das andere hängt in der eigentlichen Gallerie und hat nicht geringere Verdienste.

Noch angenehmer als diese beyden und ohne Zweifel das gefälligste von allen seinen Bildern ist die Vermählung der Maria in der Capelle des Sakraments, in der Domkirche zu Perugia: und obwohl das Ganze in seiner Art sehr schön ist, so wollen wir doch in Rücksicht auf unsern Zweck nur vorzüglich das bescheidene reizende Wesen der Maria und das schöne zarte Gesicht des Jünglings, der seinen Stab zerbricht, bemerken.

Die Himmelfahrt Christi in der Kirche des heil. Petrus in eben dieser Stadt, ist schon lange her berühmt gewesen, und die Apostel verdienen allerdings grosses Lob. Aber Johannes leuchtet jugendlich schön

mit goldnen Locken aus allen hervor; auch hat Raphael den seinigen in der Disputa diesem ähnlich, nur mit noch mehr Kunst und Wissenschaft gebildet.

In der Zeit, da wir beschäftigt gewesen sind, die Verdienste und Gaben des Pietro Perugino zu überdenken, und auseinander zu setzen, haben wir gleichsam nähere und innigere Bekanntschaft und Freundschaft mit demselben gemacht. Um so mehr betrübt es uns denn, daß Er, der bey verschiedenen Gelegenheiten die ehrlichste Uneigennützigkeit bewiesen hat, und dessen schöne Eigenschaften durch seine Werke dargethan sind, dennoch unbilliger Weise verdächtig gemacht worden ist, er sey bloß aus niedriger Habsucht in der Kunst so fleissig, und überdem ein Erzbösewicht gewesen, der einige Dogmen der Kirche bezweifelt habe. Auch vermeinen seine Geschicht- und Lebensschreiber Ihn dadurch herunter zu setzen, daß sie uns berichten, Er habe seine schöne junge Frau lieb gehabt, habe ihr, (was heut zu Tag für sehr erlaubt gehalten wird) Schmuck und hübsche Kleider gekauft, und Sie oft gar mit eigner Hand angezogen. Vasari vita de Pittori. T. I. p. II. p. 478.

Andreas Mantegna.

Dieser Künstler hat seinen Nahmen von dem langen Aufenthalt zu Mantua bekommen, wo er den Fürsten aus dem Hausse Gonzaga gedient hat, und im Jahr 1517 in einem Alter von 66 Jahren gestorben ist. Die Stadt Padua will als sein eigentlicher Geburtsort angesehen werden, und es kommt ihr diese Ehre wenigstens

in Absicht seines Ruhms zu, den er sich daselbst schon in früher Jugend durch öffentliche Arbeiten erworben hat.

Die Kunst des Mantegna trägt den strengen Charakter der äußersten Bestimmtheit. Er liebte diese so sehr, und zog die Umrisse in seinen Gemählden und Zeichnungen so ungemein scharf, daß es läßt, als ob er sie gleichsam hätte eingraben wollen. Daher sind alle seine ächten Werke, zwar hart, aber in einem hohen Grade geistreich, deutlich und bis auf die geringsten Kleinigkeiten mit unverdroßenem Fleiß und Sorgfalt geendigt. Sie reitzen übrigens weder durch lebhaftes Kolorit noch durch Eleganz oder Großheit der Formen. Ob es gleich sehr wahrscheinlich ist, daß er viel nach Antiken studirt und eine große Zuneigung zu denselben gehabt habe: so gelang es ihm doch nicht ganz, sich über die Dürftigkeit und enge Beschränkung der ältern Manier bis zur freyen Nachahmung des Schönen zu erheben. Indeß danken wir doch diesem Studium eine lobenswürdige Zierlichkeit, welche sich besonders in den Gewändern seiner Figuren zu äußern pflegt, deren Falten oft recht gut und mit Geschmack gelegt sind.

Auch in der Composition hat unser Künstler schätzbare Verdienste besessen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er dieselben ebenfalls in der Schule des Alterthums gesammelt habe. Jetzt dörfen wir ihn darum freylich nicht mehr zu Nachahmung empfehlen, denn es haben bessere Künstler seit der Zeit richtigere Wege gezeigt; aber man wird doch zugeben müssen, daß seine meisten Figuren gut gewendet, und vernünftig in Gruppen zusammengestellt sind, und daß er auch diese

wieder untereinander in Verbindung zu bringen gesucht hat; welches alles vorher noch nicht, oder doch nur selten, und mehr wie durch Zufall, geschehen zu seyn scheint.

In der Gallerie zu Dresden bemerkt man eine Verkündigung, welche, wie aus der fleißig gemahlten Architektur des Grundes und aus einigen guten Stellen des Gewandes zu vermuthen ist, ein Werk des Mantegna seyn kann; allein dieses Bild giebt keinen deutlichen Begriff von der Kunst des Meisters, weil, allem Anscheine nach, eine ungeübte Hand durch Aufmahlen vieles daran verdorben hat.

Die Freskogemählde in der bekannten Capelle zu St. Agostino in Padua, sind zwar von seinen frühern Arbeiten; sie unterscheiden sich aber doch im Styl nicht gar sehr von zwey kleinen Oehlgemählden in der Florentinischen Gallerie, welche für Werke aus der besten Zeit unsers Künstlers gelten. Von diesen stellt das eine die Darstellung Christi im Tempel, das andere die Himmelfahrt der Maria vor. Beyde sind einander an innerm Werth fast ganz gleich, und nöthigen beyde den ungemeinen Fleiß, der daran fast verschwendet worden, zur Bewunderung. An den zierlich gelegten Falten, und der simpeln Stellung und Bewegung der Figuren, ist besonders im ersten Bild, das Studium der Antike unverkennbar.

Unter der Decke eines Saals im Clementinischen Museum sind noch ein paar Figuren von der Capelle übrig geblieben, die Pabst Innocentius VIII von Mantegna

hat bemahlen lassen. Diese schönen Reste eines ehemals berühmten Werks machen Freunden der Kunst den Verlust desselben doppelt empfindlich.

Man muß den mit Leimfarben gemahlten Leichnam Christi in der Villa aldrovandini zu Rom, als ein Bravourstück unsers Künstlers ansehen, worin derselbe seine Meisterschaft in Verkürzungen zu zeigen gesucht hat. Ueberdiß geben die äußerst strengen, harten Umrisse, die aber doch nicht ängstlich, sondern mit Kühnheit und Sicherheit gezogen sind, einen vollkommen deutlichen Begriff von dem Eigenthümlichen seiner Manier.

In eben dieser Villa ist eine große getuschte Zeichnung oder Karton von der Grablegung Christi, welche in Rücksicht auf Geist und Ausdruck, (in so fern er dessen mächtig war) ein Meisterstück genannt zu werden verdient. Sie ist fleißig ausgeführt, und ganz mit dem Pinsel auf weißes Papier schrafirt, so daß die Behandlungsweise mit der Schattirung der Freskomahlereyen übereinkommt.

Eine andere kleinere Zeichnung, aber nicht geringer an Verdienst, befindet sich in dem Cabinet der Zeichnungen in der Gallerie zu Florenz. Die Vorstellung ist, Judith, welche das Haupt des Holofernes in einen Sack steckt, den ihre mohrische Magd darhält. Vermuthlich ist dieses eben dasselbe Stück, dessen schon Vasari im Leben des Mantegna mit besonderm Lob Erwähnung gethan hat.

Die Fortsezung folgt.

III

Auf die Geburt des Apollo.

Nach dem Griechischen.

Dein gedenk ich Apollo du Fernetreffer, und werde
Nie vergessen dein Lob zu verkünden. In Jupiters Hause
Fürchten die Götter dich alle, sie heben wie du hereintrittst
Von den Stühlen sich auf, den kommenden Sieger zu ehren.
Läto aber allein bleibt sitzen neben dem Donnerer,
Spannt den Bogen dir ab, und schließt den Köcher, sie löset
Von der glänzenden Schulter die Waffen dir los, und hänget
An dem Pfeiler des Vaters sie auf am goldenen Nagel,
Leitet zum Sitze den Gott. Es reicht der Vater, im goldnen
Becher, Nektar dem Sohn und grüßt ihn freundlich, die andern
Götter setzen sich auch, es freut sich Läto, die grose
Ihres herrlichen Sohns. Gegrüßet selige Läto

Sey uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollo den König,
Artemis hast du gebohren, die Freundinn treffender Pfeile,
Auf Ortygia diese, auf Delos jenen, der rauhen
Insel; am grosen Gebirge, dem Cynthischen Hügel gebahrst du
An die Palme gelehnt. Der Inopus rauschte vorüber.

Wie besing ich, o Phöbus, dich Liederreichen? Es kommen
Alle Lieder von dir, die auf der nährenden Erde
Auf den Inseln des Meers den Menschen festlich erschallen.
Freye Gipfel gefallen dir wohl der höchsten Gebirge
Nach dem Meere sich stürzende Flüsse, die offnen, gekrümmten
Weitgestreckten Ufer des Meers, die Buchten und Häfen.

Sing ich wie dich Läto gebahr, dich Freude des Menschen
An den Cynthischen Hügel gelehnt, im rauhen vom Meere
Ringsumflossenen Delos; es trieben die säuselnden Winde
Die bewegliche Fluth von allen Seiten ans Ufer.

Dort entsprangst du, beherrschest nunmehr die Sterblichen Alle
Welche Creta, welche der Gau Athens ernähret,
Und Aigina die Insel, Euboea schiffreich und Aiga
Eiresiai, Peparethos am Meere, der Thracische Athos,
Pelios hohes Gebirg, die trakische Samos, des Idas
Schattige Rücken, und Skyros, Phokaia, dann der erhabne
Berg Autokanes, Imbrus bewohnt von Vielen und Lemnos
Unwirthbares Gestade, die göttliche Leskos, der sel'ge
Sitz Aiolions, Chius, die schönste der Inseln im Meere,
Mimas steinig, und Corukos hoch, die herrliche Claos
Dann Aisagees hohes Gebirg, das gewässerte Samos
Mükales steiles Gebirge, Miletus, Koos, die hohe
Cnidus, die stürmische Karpathos, Naxus und Paros,
Und Rhinaia die steinige; schmerzlich verlegen durchwandert
Diese Länder und Insuln, den Sohn zu gebähren die Göttinn,
Suchet Wohnung dem Sohn, allein die Länder erbebten

Keines wagte, das fruchtbarste nicht, Apollen zu tragen.
Endlich stiegst du auf Delos, verehrte Låto, und sagtest:

Delos, willst du der Sitz des Sohnes, den ich gebähre
Phöb Apollens werden, und seinem herrlichen Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, dich wird kein andrer verlangen
In Besitz zu nehmen, denn weder Stieren beförderst
Du, noch Schafen den Wuchs, und es gedeihet der Weinstock
Weder auf dir, noch gedeihet der Trieb der unendlichen Pflanzen.
Ehret dich aber Apollos des herrlichen Tempel, so bringen
Hekatomben die Menschen dir alle versammelt; es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers, dich schützen,
Bist du die Wohnung des Gotts, die Götter für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig du sonst durch Früchte berühmt bist.

Also sprach sie, es freute sich Delos, und sagte dagegen:
Låto herrlichste Tochter des grosen Kronions, wie gerne

Nähm' ich den treffenden Gott bey seiner Geburt auf! die Menschen
Reden Uebels von mir, ich weiß es, aber ich würde
Dann aufs höchste verehrt. Allein die prophetischen Worte
Fürcht ich, Läto, verberge dirs nicht. Sie sagen, es werde
Grimmig aus dir ein Verderber entstehn, und über die Götter,
Ueber alle Menschen gebieten; das fürcht ich, erblickt er
Erst das Licht, so verachtet er mich und mein rauhes Gestade,
Tritt mit den Füßen mich weg und in die Tiefe des Meeres,
Daß die Wellen mir über und über den Scheitel bedecken,
Geht und findet alsdann sich eine gefällige Wohnung
Baut den Tempel daselbst, und pflanzt die schattigen Haine.
Mich umkriechen Polypen, die schwarzen Kälber des Meeres.
Machen sich Höhlen in mir, und mich vergessen die Völker.
Darum betheure mit heiligem Schwur, erhabene Göttinn,
Daß er hier den Tempel erbaut, den Sterblichen allen,
Die mit vielen Nahmen ihn nennen, Orakel verkündigt.

Läto hört es, und schwur sogleich die heiligen Schwüre:
Wisse die Erde, der Himmel da droben, es wisse der schwarze
Drunten fließende Styx (die seligen Götter verbindet
Diese Betheurung des heiligen Eids) im Tempel des Phöbus
Hier an seinem Altar solls ewig duften, vor allen
Ländern und Inseln des Meers soll er dich immer verehren.

Nach vollendetem Schwur erfreute sich Delos, erwartend
Seines Gottes. Allein von schmerzlichen Wehen gequälet
Litt neun Tag' und Nächte die Göttinn. Es waren die andern
Göttlichen Frauen zu ihr die herrlichsten alle gekommen.
Rhea, ferner Diana, dazu die forschende Themis,
Amphitrite mit ihnen, die Göttinn seufzender Wogen.
Andre mehr der unsterblichen Frauen. Es weilte mit Vorsatz
Häre, sitzend im Hause Kronions, beschäftigte künstlich
Dich, gebährenden Frauen erwünschteste Eileithüia

Dir verbarg sie die Schmerzen der leidenden Göttinn, mißgönnte
Jupiters herrlichen Sohn der ringellockigten Läto.

Aber die göttlichen Frauen versendeten Iris von Delos
Eileithüia zu holen, die Helferinn, liessen zusammen
Eine köstliche Schnur um den Hals, von goldenem feinem
Drate künstlich geflochten ihr, lang neun Ellen, versprechen.
Heimlich solle sie Iris berufen, daß Häre nicht etwa
Merkte die Absicht und hinderlich wäre der scheidenden Göttinn.
Schnell entfernte sich Iris mit leichten Füßen, und legte,
Zwischen Himmel und Erde den Raum in Kurzem zurücke,
Kam zum Sitze der Götter, dem hohen Olympus und winkte
Eileithüien heraus vor die Thüre des göttlichen Hauses,
Sagte mit eilenden Worten ihr alles, was die erhabnen
Frauen ernstlich befohlen; und sie bewegte das Herz ihr.
Beyde gingen wie schüchterne Tauben, und kamen nach Delos.

Da Eleithuia, die Helferinn, Delos betre-
ten,
Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Lätos
Entbindung.
Mit den Armen umschloß die Göttinn den Palm-
baum; die Füße
Stemmte sie gegen das Gras, die Erde lächelte.
Mächtig
Sprang an's Licht der göttliche Sohn, es jauchz-
ten die Frauen,
Wuschen heilig und rein im klaren Wasser, o
Phöbus
Deine Glieder und wickelten dich in glänzende
zarte
Neue weiße Gewande, die goldene Binde dar-
über.
Und es tränkete nicht die Mutter den göttlichen
Knaben,
Themis reichte mit göttlichen Händen ihm Nek-
tar zu saugen
Und Ambrosia hin, zur Freude Lätos der
großen
Die den herrlichen Sohn nach vielen Sorgen
gebohren.
Aber kaum genoß er die Kost der unsterblichen
Götter,
Als die goldenen Binden nicht mehr den Stre-
benden hielten,
Bande der sterblichen Jugend, die Knoten lößten
sich alle.
Und die göttlichen Frauen vernahmen die Rede
des Knaben:

Lieben werd ich Zither und Bogen, den Rathschluß Kronions
Werd' ich wahrhaft und treu den Menschen allen verkünden.
Also sprach er und schritt die weiten Wege hernieder,
Phöbus der lockige Gott, der Fernetreffer. Es staunten
Die unsterblichen Frauen, und wie von Golde beladen
Glänzte Delos für Freuden, den Sohn Kronions und Låtos
Endlich schauend, den Gott, der sie vor allen erwählet,
Allen Ländern und Inseln sich einen Tempel zu bauen.
Und es ergriff sie gewaltige Liebe, sie leuchtete freundlich,
Wie im Frühling der Rücken des Berges von blühenden Wäldern.

IV

Schwarzburg.

In sich gehüllt, umkränzt von grünen Hügeln,
Leis angeweht von milder Schwermuth Flügeln,
Ruht dort das Thal in stiller Dämmerung.
Ein kühler Luftstrom wallt mir sanft entgegen,
Und der Begeistrung süße Schauer regen
Des Herzens Saitenspiel mit leisem Schwung.

Hier lege, was ihm Menschen aufgedrungen,
Des Vorurtheils erträumte Foderungen,
Der frohe Wandrer ehrerbiethig ab,
Und geh allein, sich selbst zurückgegeben,
Der Wahrheit und Natur mit reinem Sinn zu leben
Ein freyer Mensch, mit seinem Pilgerstab.

O du Natur! Wie strebt in deinem Reiche,
Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche,
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
Und aus der Freyheit Götterschaale rinnen,
Glückseligkeit und Ruhe mild hervor!

Und nur der Mensch von aussen und von innen,
Bestürmt, geengt, wünscht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem stillen Kreise zieht,
Und giebt des Herzens süße Trunkenheiten,
Des Selbstgefühls, der Freyheit Seeligkeiten,
Für ein erkünstelt Glück, das bald ihn flieht!

Wie schwebt der Blick die Höhen auf und nieder,
Und kehrt, getränkt mit süßen Bildern wieder,
Und neue Ahnung schwellt das trunkne Herz.
Es fühlt den hohen Reitz mit leisem Beben,
So still und groß, so voll von Glut und Leben,
Und ringt mit Lust und wunderbarem Schmerz.

Was für ein süßer weicher Wohllaut säuselt
Zu mir empor! Sieh über Kiesel kräuselt
Ein Bach sich hin mit sanfter Melodie,
Bald rauscht er fort gewaltig, wie auf Flügeln
Des Sturmes, bald, geküßt von grünen Hügeln,
Klagt er der Sehnsucht leise Harmonie.

Wie ist mit einem Mal von einem rauhen
Gebürg', das sich vermessen in die blauen
Gewölke drängt, der Eingang mir, entrückt!
Und durch den grünen waldigten Kolossen,
Scheint, wie durch Feenhand der Ausgang mir verschlossen,
Der leise sich um einen Felsen drückt.

Dort schwimmen, wie mit Flammen übergossen,
Im Sonnenschein, von Azurblau umflossen,
Von süßen Düften freundlich überwallt,
Die jungen Büsche sanft den Hügel nieder,
Und Fels und Hayn tönt vom Gesange wieder,
Der lieblich durch die zarten Zweige hallt.

Dicht nebenan, gehüllt in finstre Trauer,
Stürzt, leis durchweht vom kühlen Abendschauer,
Ein Fichtenwald den steilen Berg hinab,
Und seitwärts blickt, umweht von Ulm und Flieder
Ein dunkler Fels aus jäher Höh' hernieder,
Bedeutungsvoll und schweigend wie das Grab.

Bald wo der Blick an hohen Wänden scheitert,
Von keinem Blümchen, keinem Baum erheitert,
Drängt eine Klippe unsern Pfad hinweg,
Wir klimmen fort an schroffen Felsenwänden,
Der Abendsonne letzte Stralen senden
Noch mildes Licht auf den zerrißnen Steg.

Und immer tiefer taucht in graue Düfte
Der Himmel sich und über stille Klüfte
Webt leise sich der Dämmerung trüber Flor,
Verworren schweben jetzt Erinnerungen
Der Seele vor, von Schwermuth sanft bezwungen
Und leise steigt der Ahnung Flug empor.

Hier unbemerkt, allein mit Moos und Steinen,
Sich jedes Weh dem Herzen zu entweinen,
Im tiefsten Hayn, vor jedem Blick versteckt,
Und eingewiegt in süße Träumereyen,
Sich jedes ahnenden Gefühls zu freuen,
Von keiner kalten Wahrheit aufgeschreckt,

Biß endlich sich die dunkeln Farben mildern,
Und mit der Hofnung sanft verklärten Bildern
Die rasche Zeit den stillen Schmerz ereilt,
Dann einst von Harmonie herbey gewinket
Ein holdes Wesen stumm an unsern Busen sinket
Das unsre Menschenflucht versteht und theilt!

Das gleicher Drang auf ewig an uns bindet,
Das unser Herz in unserm Auge findet,
Durch kalte Weißheit nicht den edeln Schmerz entehrt,
Biß losgewunden nun zu neuem Leben
Die trunknen Seelen wieder aufwärts schweben
Ist dann die Welt noch einer Sehnsucht werth?

Der Schimmer stirbt, die Sterne blicken nieder,
Der Nachtwind weht mit thauigtem Gefieder,
Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhayn:
Verworren quellen nun aus leichten Schatten
Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
Sich lieblicher im bleichen Mondenschein.

Wir sind am Ziel! Dem müden Wandrer winket
Ein mondbeglänztes Dörfchen, und er sinket
Mit leichterm Muth auf weichen Rasen hin,
Und um ihn duften lieblicher die Linden
Singt lieblicher der Quell, und unvermerkt entschwinden
Der Schwermuth Bilder dem befreyten Sinn.

Tief athmet er die Luft, den stillen Frieden,
Der hier ihm winkt, er fühlt sich abgeschieden
Von jedem Weh, der Blumen Hauch, die Luft
Wehn freundlicher; er sieht in muntern Reihen,
Ein glücklich Volk sich lautem Jubel weyhen
Und folgt dem Trieb, der ihn zur Freude ruft.

Verhältnisse sind hinter ihm versunken,
Wie schlägt sein Herz von neuem Leben trunken!
Wie fließt sein Blut so heiter wie der Quell!
Er glaubt beherzt mit heiligem Vertrauen
An Lieb' und Freundschaft, wallt auf Blumenauen
Und o! wie wird die Zukunft ihm so hell!

Und immer leiser schwebt in lusterfüllten Räumen
Die Phantasie und unter leichten Träumen
Verweht die kurze mondbegränzte Nacht.
Schon schauert durch den Hayn ein neues Feuer,
Schon spielt die Luft im jungen Laube freyer
Schon ist mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf! dort wo der jungen Sonne Stralen
Mit Himmelsglanz des Vogels Schwingen mahlen,
Erwacht die Phantasie mit neuem Schwung.
Wir steigen fröhlich durch bethaute Matten
Den Tannenwald hinan, wo Sonnenlicht mit Schatten
Zusammenschmilzt in süße Dämmerung.

Wie schwimmt in seinem lichten Farbenkranze
Von Sonnenschein umspielt, im Aetherglanze
Der schöne Grund vor meinem trunknen Blick!
Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
Das rege Herz, von neuer Lust durchwühlet,
Und ahnet der Begeistrung nahes Glück.

Die reinste Luft, geschöpft aus Aetherquellen,
Umsäuselt mich, auf ihren leichten Wellen
Wallt die entzückte Seele himmelan.
Wie wogt im Glanz der jungen Morgensonne
Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wonne,
Durch meine Brust ein Freudenocean!

Hinab! Ich will mir selbst die Banden kürzen,
In diesen Himmel mich hinab zu stürzen,
In dieser Glut zu sterben, Götterglück!
Ich seh die leichten Schranken niederfallen,
Mich aufgelößt im reinen Aether wallen
Und Gottheit ligt in diesem Augenblick!

V

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Fortsetzung.

Diese Geschichte gefällt mir, sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist; so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns selbst fragen und andere beobachten; so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände die uns dazu nöthigen.

Ich wünschte, sagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen alles so zusammen gedrängt, alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte und wir sollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun.

Lassen Sie uns, sagte Luise zum Alten, nun Ihre Geschichte weiter hören.

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus.

Luise. Die Entwicklung haben wir freylich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie sich für das Schicksal meines Freundes interessiren, so will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreyt von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, nicht ohne bescheidne Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an sein künftiges Glück und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um sich gegen sie zu erklären und um sein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand sie schöner und heiterer als jemals. Mit Ungedult erwartete er den Augenblick in welchem er sie allein sprechen und ihr seine Aussichten vorlegen könnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr seine Hofnungen, die Nähe seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache, sehr leichtsinnig, ja man dürfte beinahe sagen höhnisch aufnahm. Sie scherzte nicht ganz fein über die Einsiedeley, die er sich ausgesucht habe, über die Figur die sie beyde spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein so genannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich

zog und einen grossen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bey dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweytenmale möglich. Er sah Ottilien oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verlohren und er fühlte bald, daß selten bey ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch seyn konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich auch noch die letzten Fäden entzwey zu reissen.

Diese Operation war schmerzhafter als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, in denen sie beyde durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblick, daß alles anders seyn möchte als er es sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe die Stadt zu verlassen, sie ließ

ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine grose Figur zu spielen. Sie lies ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wäre er ganz unschlüßig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelößt, und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beyde nicht räthlich hielt, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz los zu lassen, und so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frey.

Was soll ich nun weiter umständlich seyn? Ferdinand eilte in jene friedlichen Gegenden zurück, seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig

und ward es nur mehr als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bey ihm eingedruckt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise die ich im Anfang nicht billigen konnte untersagte er, zum Beyspiel, einem Knaben bey Tische von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geschehen wäre.

Und so liessen die ältesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst einen Leckerbissen vor sich vorbeygehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl sagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über alles gleichgültig zu seyn und ließ ihnen eine fast unbändige Freyheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die

Minute geschehen mußte, alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Ihnen stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem catholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltsamkeit als andern Gehorsam geloben sollte; nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baroneß machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im Ganzen wohl recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche alles auf die executive Gewalt an; die Gesetzgebende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey.

Luise sprang ans Fenster, denn sie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie gieng ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sey, daß der Schreibetisch zu eben der Stunde dort verbrannt sey, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, sagte er, als der Brand sich schon dem Zimmer näherte rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben diesem Schreibtische stand. Im

Hinaustragen mochte sich etwas am Werke verrücken und sie blieb auf halb zwölfe stehen. Wir haben also wenigstens was die Zeit betrifft eine völlige Uebereinstimmung. Die Baroneß lächelte, der Hofmeister behauptete, daß wenn zwey Dinge zusammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne! Luisen gefiel es dagegen diese beyden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht gehabt hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freyen Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Karl zum Alten, uns irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die luftigen Gestalten, die sie erschaft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen, verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, deucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so daß wir vergessen, daß etwas ausser uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umständlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten was

ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühren Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden sollen.

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indessen geschehen war einzuziehen hoffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI

Homer,

ein Günstling der Zeit.

Als Thales gefragt ward, was er für das Weiseste in der Welt halte? antwortete er: die Zeit, denn sie hat alles erfunden.

Dem gemäß gaben die Griechen dem Zeit-Gott (Chronos) die größesten und schönsten Namen. Vater der Dinge, Enthüller der Wahrheit, den Prüf- und Schleifstein der Gedanken, den besten Rathgeber der Sterblichen nannten sie ihn, priesen von ihm: daß er alles mildere, richte, polire; er fördre fortwährend Unbekanntes ans Licht, und lasse Bekanntes in Dämmerung sinken. u. f.

Eben so könnte man in einer andern Allegorie sagen, daß die Sterblichen mit diesem alten Gott in einem fortwährenden Streit leben, daß manche seiner Kinder sich anmaßen, was keiner von ihnen, sondern Er allein gethan hat, und thun konnte; endlich daß unter seinem Namen er manche Glückliche oft unerwartet mit dem reichsten Ruhm kröne.

Wem sind nicht jene Fabelnahmen des Alterthums bekannt, deren Einer oft die Erfindungen ganzer Jahr-

hunderte in sich zu begreifen scheinet? Thaaut, Theut, Thot, Hermes, Orpheus; es ist fast keine Kunst, keine Wissenschaft, die das Leben der Menschen menschlich gemacht hat, deren Anfänge man ihnen nicht zugeschrieben. Wie ihre, so gelten mehrere Namen des Alterthums als vielfaßende Sternbilder am dunkeln Himmel, als große Constellationen der alten Zeit.

Mit Begebenheiten und Unternehmungen ists wie mit den Erfindungen; sie, die bloß und allein Geburten der Zeit sind, mögen wir gern einzelnen Unternehmern zuschreiben. Romulus und Numa z. B. sollen mit den Mauern und dem Gottesdienste Roms, bereits alles im Sinne gehabt haben, was innerhalb dieser Mauern nur durch Hülfe der Zeit entstand, was sich aus diesen Mauern nur durch Hülfe der Zeit über die Welt verbreitet. Alexander bei seinem Uebergange nach Asien, bei Errichtung Alexandriens, Babylons und anderer Städte soll im Sinne gehabt haben, was in vielen Jahrhunderten, unter Anläßen so verschiedner Umstände erst die vielsinnige Zeit ersann und mit ihren tausend Armen dennoch kaum ausführte. So Julius Cäsar, Muhamed; so manche andre Gesetzgeber, Religionsstifter, Unternehmer, insonderheit wenn sie bei unvollendetem Werk jung starben. Selbst die Kunstwerke der Menschen, die eigensten Geburten ihrer Seele, ihres Fleißes, ihrer Begierde — Doch ich will lieber durch Beispiele reden und über einige glückliche Günstlinge der Zeit meine Gedanken eröfnen. Ich werde dabei selbst dem Gange der Zeit folgen dörfen, in welchem diese Vermuthungen sich bei mir entwickelt haben.

I.

Ist die Ilias und Odyssee von demselben Dichter?

Als ich in jungen Jahren den Homer fast völlig noch als ein Mährchen las, fragte ich unbefangen, ob das derselbe Homer sey, der die Ilias und die Odyssee gedichtet? Man gab mir zur Antwort: „Allerdings! nur war er dort jung, hier alt; dort die aufgehende, hier die untergehende Sonne." Ich ließ es mir gefallen; nur deutete ich das Bild von der aufgehenden und untergehenden Sonne, (das meines Erachtens von Longin hier etwas unpassend angebracht war,) auf meine Weise. Die Iliade war mir fortan ihrem Gebiet nach eine Morgen- die Odyssee eine Abendwelt. So, sprach ich, gehet es dort zu in Himmel und auf Erden; hier also. Der Ost-Homer und der Homer in Westen; beide sollen in mir friedlich neben einander wohnen. Ich müßte ein kleines Buch schreiben, wenn ich die Verschiedenheit beider Gedichte und der Dinge in ihnen, ihrer innern Beschaffenheit und äussern Construction nach entwickeln wollte. Und doch würde man vielleicht sagen: du träumest! * Wie mich dünkt, haben beide Gedichte, jedes seine eigne Luft, seinen Himmel, seine eigne Zusammenfassung der Gestalten in der Ober- Mittel- und Unter-

* Was ich hier nicht ausführen kann, wünschte ich von einem andern ausgeführt, nemlich die innere und äußere Verschiedenheit der Ilias und Odyssee. Es wäre dieß ein angenehmes und nützliches Werk, nur müßte es mit gehöriger Kenntniß, völlig unbefangen und nicht ohne lebendiges Anschauen der Dinge geschrieben werden.

welt. Der Eine ist unser Homer der Ostwelt, (προς ηω ηελιον τε,) der andre der Westwelt (προς ζοφον.) wie Homer selbst seine Welt eintheilet.

2.

Der grosse Umfang der Dinge in Homers Gedichten.

Als ich den Homer zum zweitenmal las, suchte ich mir, entfernt von allen Theorien und Regeln, seinen Inhalt lebendig vorzubilden; und erstaunte über den Reichthum, über die Ordnung in Vorführung der Gestalten, endlich über die ungeheure Ansicht des Ganzen in seinen kleinsten Theilen. Ich begriff es, warum die griechische Nachwelt den Homer zu einem Gott, und seine beiden Gedichte zu einer Encyklopädie alles menschlichen Wissens habe machen können: * denn wahrlich eine Welt von Charaktern und Einsichten über Himmel und Erde liegt in ihm offen da. Welche Seite des menschlichen Wissens ist, die er nicht berührt hätte! Er, Vater der ältesten Weltkunde und Weltgeschichte, der griechischen Geographie, Genealogie, Beredsamkeit, Dichtkunst und

* Ist Homerus ein Gott: so werd' er verehrt mit den Göttern,
War Er ein Mensch; so sei dennoch als Gott er geehrt.
Anthol. B. 4. Kap. 27, 10.

Es erfand die Natur; sie gebahr mit Schmerzen, und ruhte,
Da sie in Einen Homer all' ihre Weisheit gesenkt.
Eb. das. Kap. 27, 11.

mehrerer Wissenschaften. Wie, sprach ich, kam Homer zu dieser weiten Umfassung der Dinge mit ihrer genauesten Bezeichnung? denn nicht etwa auf dem Olymp und im Schattenreiche allein, auch in der Welt, auf Ithaka, in Troja, in jedem Busen und Thal Griechenlandes ist er mit Gegenden, Flüßen, Völkern so bekannt; er charakterisirt mehrere derselben so genau und avtoptisch, daß man wohl siehet, eine gewiße Universalität in Umfassung und Beziehung dieser Dinge im Gesichtskreise der Griechen sei bei der Zusammenordnung seiner Gesänge Absicht gewesen. Auch dies alte Geschlecht sollte nicht übergangen, auch von jenem Volk, jener Stadt, jener Begebenheit und Gegend sollte etwas gesagt werden. Es scheint, Alles für die Griechen Intreßante sollte in diesen beiden Gedichten vorkommen; und wenn es nirgend Raum hatte, so fand es Raum auf dem Schilde Achills, bei den Spielen zu Ehren Patroklus, oder am Rande der Erde. Und zwar fand Jegliches einen so schönen Raum, daß ich den alten Sänger eben so wohl über das, was er im flüchtigsten Vorbeigehen, als was er am ausführlichsten erzählt, beneiden mußte. Man versuche es, und gehe in dieser Absicht die Iliade und Odyssee durch; man wird über den Reichthum, die Wohlordnung, das Verhältniß dieser Anspielungen erstaunen. *

* Reimann hat in dieser Absicht eine sogenannte Ilias nach Homer zusammengetragen; es ließe sich hinter ihm eine neue Ilias zweckmäßiger bezeichnen, wenn man zum Grunde setzte, daß bei Zusammenordnung der homerischen Gesänge diese Art griechischer Encyklopädie und Weltcharte mit eine Absicht gewesen.

Wie? fragte ich, und diesen vielumfassenden, genau ordnenden Geist hatte Ein Sänger? Offenbar ist er hierinn einzig: denn Hesiod und alle übrigen Reste aus diesen uralten Sängerzeiten sind gegen ihn rohe Massen, oder ein zusammengeweheter Vorrath. Und doch ist Homer der älteste Dichter, und diese ärmeren, unvollendeten Sänger haben nach ihm gelebet. Ich las Blackwells vortrefliche Untersuchung, * von dem man sagen kann, daß er über den Homer und sein Zeitalter zuerst im Großen gedacht habe; er that mir in Vielem, aber nicht in Allem Gnüge. So auch späterhin Wood ** nicht, ob er gleich, wenn ich so sagen darf, noch näher an die Geburtsstäte Homers hinandringt. Ich begnügte mich also die Quellen dieser Gedichte, wie die Quellen des Nilstroms, da ich zu ihnen nicht kommen konnte, in heiliger Ferne zu verehren.

3.

Homer, als Sänger betrachtet.

Ein andermal galt es die Gesangweise des Dichters; bey Homer das Hauptwerk. Denn gelesen zu werden, sind diese Gesänge ursprünglich nicht gedichtet; sie wurden gesungen; sie sollten gehört werden. ***

* Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers, übersetzt von Voß, Leipz. 1776.

** Wood über das Originalgenie des Homers, 1773.

* Auf das Alter der Buchstabenschrift in Griechenland dörfen wir uns hiebey nicht einmal einlassen. Aus Phönicien

Dahin strebt der ganze Bau des Hexameters, der abwechselnde, immer fortschreitende Gang seiner Bilder und Töne. Davon zeugen die oft wiederkommenden Worte und Beiworte, die wiederkehrenden Verse und Halbverse, die leichte Bindung der Gedanken durch eine Menge uns überflüßig-scheinender Partikeln, die dem lebendigen Vortrage Haltung und Schwung gaben, endlich die ganze Art loser Perioden, in der hier alles erscheinet. Für den Sänger war der Hexameter gemacht. Nie konnte, nie dorfte er stocken und ausbleiben; der Gesang zog mit sich fort. Eben jene leichten und eintönigen Ausklänge des Verses luden ohne Mühe zur Fort-

kam sie; und wahrscheinlich ward in Jonien zuerst geschrieben; man bedenke aber, was dazu gehöre, daß Werke wie die Ilias und Odyssee mit Buchstaben, deren einige so spät ins griechische Alphabet gekommen, vollständig und genau geschrieben werden. Die Kunst der Rhapsoden widerstand eher dem Bücherschreiben, als daß sie solches hätte fördern wollen: denn wie in Konstantinopel die Abschreiber des Korans, die Kalligraphen der Einführung der Buchdruckerey entgegen waren, weil ihr Gewerb dadurch unterging: so ging durch Einführung der Buchstabenschrift jene Kunst der Sänger allmählich unter. Es entstand Prose, aus dem Hexameter ein prosaischer Periodus; die Sagen der Menschen wurden Buchstaben anvertrauet; es verstummte die Stimme der Musen, die als Töchter Mnemosynens, den Schatz des menschlichen Gedächtnisses vorher allein aufbehalten und lebendig verbreitet hatten. Bücher waren das Grab des Epos.

setzung des Bildes oder der Geschichte ein; eine Reyhe von wiederkommenden Ausdrücken und Versen gaben dem Sänger Zeit, weiter zu denken, indem sie immer noch das Ohr der Versammlung angenehm füllten. Stellen konnten versetzt, unzählige kleine Züge wieder angebracht werden; so daß wer einige Gesänge der Iliade gesungen hatte, den ganzen Trojanischen Krieg in dieser Manier singen konnte. Der Sänger schwamm und bewegte sich in einem sehr freien Elemente.

Gut für den Homer, der gleichsam erfindend sang und singend erfinden konnte; gut auch für seine Nachsänger, die Homeriden; die Quelle des heroischen Hexameters floß ihnen unversieget. Wie stand es hiebey aber mit der Erhaltung solcher Gesänge im Munde der Rhapsoden? Mochten sie ihren Homer mit der gewissenhaftesten Treue gelernt haben und mit einer Art göttlicher Verehrung wiederholen, die Leichtigkeit des Verses und der Erzählung selbst lud zu Veränderungen ein. Hier konnte dieser, dort jener Vers eingeschaltet werden; bey ähnlichen An- und Ausklängen bot er sich von selbst dar. Ueberdem war die griechische Sprache auf allen den Küsten und Inseln, in allen den Ländern und Städten, wo Jahrhunderte durch Homer gesungen ward, war und blieb sie dieselbe? In Asien, dem Archipelagus, in Alt- und Groß-Griechenland, mußte nicht der Sänger, wenn er verstanden, wenn er mit Entzücken gefühlt seyn wollte, sich hie und da dem Ohr des Volks bequemen, und also verändern? Jedermann, der es versucht hat, weiß, was die lebendige Gegenwart einer Versammlung dem Sprechenden für Gesetze auflegt; hier kann er nicht

alles sagen, was er dort sagen konnte; er kann es nicht auf dieselbe Art sagen. Und da es der Zweck des Rhapsoden war, mit der Versammlung gleichsam ganz Eins zu werden, und aus seiner in ihre Seelen homerische Begeisterung, Vergnügen und Muse hinüber zu strömen, wozu er sogar auch mimische Kunst anwandte; so ist, wenn man sich dabey die griechische Lebhaftigkeit im Vortrage, im Erzählen, im Extemporiren erdichteter Geschichte einigermassen vorstellt, * ein steifes Recitiren auswendig gelernter Verse, die unter allen Völkern Griechenlandes Jahrhunderte lang dieselbe geblieben wären, ganz undenkbar. Kaum läßt sich eine Geschichte, zumal im Feuer der Beredsamkeit, zweymal mit denselben Worten erzählen; und obgleich hier der Gesang und das Sylbenmaas dazu da war, daß es den Sänger innerhalb vester Schranken erhalten sollte:

* Diese griechische Lebhaftigkeit im Vortrage, dem Erzählen, dem Extemporiren ist aus mehreren Reisebeschreibungen noch jetzt als Charakter der Nation bekannt. In jenen alten dichterischen Zeiten mußte sie es ungeheuer-mehr seyn. „Ich habe oft, sagt Wood (S. 49) die lebhafte theatralische Declamation der italiänischen und orientalischen Dichter bewundert, wenn sie unter freiem Himmel Gedichte hersagen, und jeden Gegenstand, den sie beschreiben, in einer eingebildeten Scene zeigen, die sich ihre Phantasie den Augenblick schaft, zugleich aber sich jedes natürlichen Vortheils der Gegend bedienen, der sich auf ihren Gegenstand anwenden läßt, wodurch sie ihr Gedicht mit dem Ort, wo sie es recitiren, in Verbindung setzen." S. auch Guys literarische Reisen in Griechenland. u. a.

so waren diese Schranken doch so weit gesteckt, daß er unmöglich zu einer Sprachmaschine werden konnte, die unabänderlich dieselben Töne wiederholte. Es ist ein Trieb in unsrer Natur, zu dem Gelernten Eignes hinzuzuthun; es ist ein Trieb in ihr, diesen Augenblick, diese Stunde, diesen Kreis mit etwas Eignem zu bezeichnen, wenn es auch mit etwas Ungehörigem und Entbehrlichem wäre. So variiren alle Volkslieder auf der Erde; keine Provinz singt die Ihrigen ohne Veränderung. Selbst unsre langsam-tönenden Kirchenlieder, wenn sie vom Volk auswendig gelernt werden, sind von Zusätzen, Worteinschaltungen und Herzens-Ergiessungen nicht frei. Wer also an einen Urtext Homers, wie er aus seinem Munde floß, glauben kann, der glaubt viel.

4.

Villoisons Homer. Studium Homers in Italien.

Unvermuthet zeigete sich mir eine grosse Erscheinung: Villoisons Ilias. * Wie staunte ich, diesen Reichthum griechischer Kritik und Urtheile an! Hier fand ich

* Homeri Ilias, edid. Villoison. Venet. 1788. Die Bekanntmachung dieser Schätze des Alterthums ist ein Verdienst, das allein schon Villoisons Namen verewigen kann; wie sehr ist zu wünschen, daß dieser unermüdete Gelehrte seiner Ilias auch eine Odyssee, die gelehrte Reise durch Griechenland nämlich, wie er sie zu Erläuterung der gesammten griechischen Literatur ans Licht stellen will, hinzufügen möge.

meinen Jugendzweifel, ob die Ilias und Odyssee von Einem und Demselben Homer sey, im Namen einer ganzen Secte griechischer Kritiker, der Sonderer (Χωριζοντες,) wieder; diese sagten: die Ilias und Odyssee sey nicht von demselben Dichter.

In den Anmerkungen über den Homer fand ich die Idee, Homers Gesänge als eine Art Encyklopädie des Wissenswürdigen zu betrachten, so verbreitet, wie sie uns das gesammte Alterthum zeiget.

Endlich erschrack ich beynah über die Freiheit, die man sich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müssen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat. *

Villoisons Homer kam mir in Italien vor, als ich unter Denkmalen der griechischen Kunst, mithin auch in Homer lebte. Denn wie uns der nördliche Herbst zu Ossian treibt, so laden uns die griechischen Alterthümer, ja selbst die Sitten und Gegenden Groß-Griechenlandes zu Homer ein, als ob in ihnen hie und da sein Geist noch schwebe. Dreyerley insonderheit lernte ich an diesen unschätzbaren Resten der alten Zeit, das mir auch für Homer sehr diente:

* Wer die Ursachen hievon, sammt einer Ideenreichen und bündigen Geschichte der Behandlung Homers lesen will, lese Wolfs Einleitung zu seiner Ausgabe Homers Homeri et Homeridarum opera et reliquiae, P. I. Hal. 1794. Er wird vortrefliche Winke, die der weitern Untersuchung vorzüglich werth sind, darinn finden.

1. Die Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder in ihrer schönen homerischen Fortschreitung.

2. Die mancherlei Epochen der griechischen Kunst und Dichtkunst, in denen Ein Styl sich aus dem andern gleichförmig gebildet.

3. Den Werth und die Wirkungen der griechischen Schule in Wissenschaften und Künsten.

5.

Von der Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder angewandt auf ihre schöne Homerische Fortschreitung.

Unbeschreiblich ist der Eindruck, den die Wahrheit und Einfalt der griechischen Gedanken in ihrer Kunst auf uns macht. Nie wollten sie zu viel sagen; und deßhalb sagten sie es ganz, anschaulich, vollständig. Wie in der Kunst, so thaten sie dies auch in ihren Gesängen. In Homers lichter Welt steht alles so leibhaft da; Götter und Menschen sind so wahre Wesen, wie diese Statuen, wenn sie sich belebten. Der Wohllaut, der in diesem Gliederbau herrschet, die Wahrheit, die in diese Stellung gegossen ist, hebt auch die Gestalten jener Gesänge; und Winkelmann hat recht gesagt: die Nordländer sprechen in Bildern, da die Griechen allein auch in der Sprache Bilder geben.

Ich genoß das zauberische Vergnügen, die Kunstwerke

des Vatikans, des Kapitoliums u. s. unter einer verständigen Fackel-Beleuchtung zu sehen; hier belebeten sich Götter und Helden, und mein Auge sah, wovon so viel geschrieben war, wovon auch ich im Nebel geschrieben hatte, den Gang der Griechischen Epopee, den vesten und sanften Tritt ihrer Erscheinungen und Gestalten. So, sprach ich, schreitet Apoll auch im Homerus einher; so saß Zevs im Olymp, als Thetis zu ihm trat; dies ist das Haupt der königlichen Juno. So ging Diana einher; so die mütterliche Demeter; und also zeigte sich die kriegende Pallas. Dies ist des göttlich-schönen Achilles, jenes des vielgewandten Ulysses Haupt; so blickte Ajax zum Jupiter empor; so rettete er den todten Patroklus.

Auch auf allen erhobnen Arbeiten der griechischen Kunst aus guten Zeiten, herrscht diese schöne Fortschreitung in nüchterner Einfalt, in einer bedeutungsvollen Ruhe und Wahrheit. Allenthalben ist eine daurende Handlung vorgestellt, die etwas hinter sich, etwas vor sich hat, und im Fortschreiten den rechten Punkt, gleichsam das Moment eines Epos traf, von der Kunst erfaßt und verewigt.

Hier kam also der Takt der alten griechischen Dichtung in meine Seele; diese sang, sie stellte dar, erzählend. Da dorfte kein Bild, kein Zug des Bildes in der lebendigen Rede länger verweilen, als es der anschauende Sinn des Hörenden wollte; jeder Zug trat auf der Stelle hervor, wie er sich der ganzen Gestalt nach in der Seele des Hörenden mahlte. Nichts dorfte ausgelassen werden, bis dieser Zweck erreicht war; dann

aber säumte das Bild auch keinen Augenblick länger; das innere Auge des staunenden Zuhörers eilte und verlangte weiter. Daher der prächtige und gehaltne Gang Homers; daher, daß in ihm bei allen Wiederholungen eigentlich nichts müßig dasteht, obgleich alles so lose erscheinet. Daher auch, daß bei jeder anscheinenden Leichtigkeit übersetzt zu werden, Homer (so wie alle Dichter, die lebendig sangen und nicht schrieben,) in diesem Stück fast unübersetzbar bleibet. * Denn nicht die Harmonie des Verses ist eigentlich das Steuer seiner Rede, sondern nur ihr Ruder. Der anschauliche Fortgang der Begebenheit, der wachsende Gang der Rede, mit jedem neu hinzufliessenden Zuge; Er ist das Hauptwerk, über welchem man selbst die Harmonie des Verses vergißt, und fast unwillig wird, wenn man, unzeitig erinnert, an sie als an etwas Besonderes denket. Bei den alten Sängern dorfte dies der Fall nie seyn, oder die Harmonie selbst hinderte die Wirkung des Epos. Dies nahm sich Zeit, Alles ganz darzustellen, daß, auf dem Flügel der Rede fortgetragen, der Hörer mit Vergnügen eilte und weilte.

* Wenn Eine der gebildeten Sprachen Europa's in diesem Fortschreiten der Bilder und ihrer Züge der griechischen nachstreben kann und darf, ist es die Deutsche; sie kann sie aber dennoch nie erreichen. Vossens herkulisches Verdienst in Uebersetzung des Mäoniden ist von jedermann anerkannt und geachtet.

6.

Vom Fortgange der griechischen Kunst aus Einem Styl in den Andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet.

Der sichtbare Fortgang der griechischen Kunst lehrete mich, wodurch Homer vor so viel andern Sängern vor, neben und nach ihm zu der Höhe gestiegen sey, auf der er den Griechen, als ein Einzelner da stand. Er gelangte zu ihr auch als Künstler, als ein begünstigter Sohn der Zeit.

Viele der Sänger vor ihm hatten Kosmogonieen und Theogonieen, Thaten der Götter, Abentheuer der Titanen und Helden, des Herkules, der Argonauten, des Theseus u. a., wahrscheinlich auch den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der griechischen Führer besungen; und gewiß waren darunter trefliche Gesänge. Durch ihn entstand eine Ilias und Odyssee; wie dies zugieng, erkläret uns die griechische Kunst deutlich.

Auch sie hatte sich nemlich vom Rohesten hinauf durch allerlei Härten, zum Theil in den gewaltsamsten Vorstellungen, zu der Höhe hinbilden müssen, die man erhabnen Götter- und Heldenstyl zu nennen gewohnt ist. Welch einen Weg hatte sie zurückgelegt, seit sie von den Figuren auf dem Kasten des Cypselus zu den Verzierungen der Propyläen, zu Phidias Pallas, oder von Dädalus Gestalten zum Olympischen Jupiter gelangt war! Einen gleichen Weg hatte

der Gesang früher zurückgelegt, seit er von der rohesten Götter- und Heldensage zu einem Epos in Homerischem Styl gelangte. Wer dies sehen will, vergleiche den Homer und Hesiodus, oder der Kürze wegen, nur das Schild Achilles bey Homer, und Herkules Schild in der Hesiodischen Sage; ein Unterschied, wie zwischen Phidias, und einem alten Kampanischen Gebilde.

Das Wesen der Kunst nemlich gehet auf Umriß, auf bedeutenden Entzweck, auf Anmuth, Fülle und Einheit. Unvermerkt arbeitet sie dahin, das Ueberflüssige wegzuschaffen, dem Nothwendigen aber Kraft zu geben, und es in höchster Einfalt darzustellen, göttlich, würdig, angenehm, zierlich. Wie sich aus der Kunst also jene Zähnebleckenden, häßlichen Todes- und Plagegestalten, sammt allen Ungeheuern menschlicher Leidenschaften nothwendig verlieren mußten, so mußten mit Hülfe der Zeit auch im Gesange, der gleichsam im Wettkampf mit der Kunst, und selbst eine hörbare Kunst war, die Ungeheuer der Titanen, wilde Abentheuer in Heldenzügen und Ritterthaten abgethan oder sittlicher geformt werden; und hievon ward uns Homer ein frühes Muster. Auch Er kennet jene rohe Mythologie älterer Zeiten; nur er gebraucht sie äußerst sparsam und zweckmäßig. Kaum vorübergehend legt er sie seinen Göttern oder Helden in den Mund; ins wilde Getümmel der Schlacht, an die Grenzen der Erde hat er sie verleget, oder sie ist ihm nur Redart. Seine eigne Darstellungen sind allesamt von der Unform gesondert, rein göttlich und menschlich.

Lasset uns sehen, wie auf diesem Wege, ohn' alle

Regel und Vorschrift des Aristoteles, der Umriß einer Homerischen Epopee, als Begriff und Werk, entstehen mußte.

Alle Sagen (επη) nemlich, sie betreffen Götter oder Helden, gehen unausgebildet ins Unendliche fort. Sie knüpfen und hangen sich an, oder sie lösen sich von einander, ohne nähern Zweck, in unermeßlichen Weiten. Wahrscheinlich waren die alten griechischen Sagen, die Theogonieen und Kosmogonieen, die Herakliden und Theseiden, die Argonautischen und Cyprischen Gedichte, selbst der Trojanische Krieg, und die Irren der Helden im weiten unendlichen Meer, dergestalt unumschriebene Abentheuer und Sagen. Nothwendig aber mußte es einem glücklichen Sänger (wer der auch gewesen seyn möge,) einfallen, dieser Unendlichkeit Umriß, diesen Begebenheiten Form zu geben, und zwar auf die leichteste Weise; wozu ihn dann mehrere Ursachen und Umstände einluden.

Zuerst. Nicht alle Momente einer Begebenheit oder eines langfortgeführten Abentheuers konnten für den Hörer gleich anziehend und unterhaltend seyn. Um die interessantesten versammlete sich die Menge; sie hielten die Aufmerksamkeit mit wachsendem Vergnügen vest. Also wurden Gesänge dieser Art mehr gesungen; natürlich also der Sänger auch auf die Ausbildung derselben als auf das glückliche Moment einer Haupthandlung geleitet.

Zweitens. Was von Begebenheiten gilt, gilt auch von Helden. Einer war beliebter als der andre; an

jenen knüpften sich mehr ineinandergreifende Merkwürdigkeiten. Er ward also der Hauptheld einer beliebteren Sage; sein Leben gab Momente einer Haupthandlung.

Drittens. Dem Sänger selbst war eine Zusammenfügung mehrerer Gesänge zu Einem Ganzen vortheilhaft und angenehm. Ein Gesang wies sodann auf den andern, Einer floß aus dem andern; nach Jenem ward dieser gefodert. Die Einheit einer Haupthandlung war also nicht nur Hülfe für sein Gedächtniß, sondern auch eine wirkliche Erweiterung der Seelenkräfte und der Aufmerksamkeit für den Hörer. Aus Einem anmuthigen Labyrinth ward dieser in ein andres Labyrinth, oder von Höhe zu Höhe geführet. War Einmal ein Knote des Gesanges geschürzt, so wollte er den Knoten gelöset sehen; der Sänger mußte ihn lösen, oder er war kein Meister.

Viertens. Auch die Gesänge hielten sich durch diese Verkettung an einander vester. Indem Einer an den andern erinnerte und sich an ihn schloß, konnte jener so wenig, als dieser vergessen werden. Das vorgesteckte Ziel der Handlung war die Achse des sich wälzenden Rades, der Mittelpunkt, (ομφαλοσ) der alle Felder des Schildes an sich bevestigte und mit sich forttrug.

Laßet uns die Erweise davon in Homer, verglichen mit andern Dichtern sehen.

Unter Orpheus Namen haben wir ein Gedicht, die Reise der Argonauten. Der Sänger Orpheus

erzählt seinem Schüler Musäus eine berühmte Fahrt, der er mit beigewohnet, und die Erzählung geht fort, wie die Reise. Man kann, wenn uns an der Charte nichts liegt, Glieder auslassen und hinzuthun, am Ende gelangt man doch mit Orpheus zurück in seine Behausung.

Ganz anders ists in der Iliade. Neun Jahre des Trojanischen Krieges waren verflossen, an die der Sänger nur episodisch denket. Sein Gedicht leitet sogleich eine Handlung und mit ihr eine Reihe von Handlungen ein, die an einander leise und vester, bis zum Ausgange hinaus geknüpft sind. Ja hinter diesem Ausgange ist man selbst noch das Ende des Helden, das uns an mehreren Orten als nahe verkündigt wird, zu wissen begierig.

Wie die Iliade den größesten griechischen Helden vor Troja, und aus seinem Leben die wichtigste Periode emporhob, so wählt die Odyssee unter allen rückkehrenden Helden, den Vielgewandtesten, der das meiste erfahren hat, der also auch am besten erzählen konnte. Von Agamemnon, Menelaus u. a. hören wir hie und da, was wir hören sollen, nur episodisch. Um Ulyßes schlingt und windet sich der Kranz aller Erzählungen dieser Abendgegend; und zwar so zierlich ist er geschlungen, so weise, daß es nicht gleichgültig bleibt, ob dies der Dichter oder Ulyß erzählt? ob es Eidothea, Circe, Tiresias sagen? alles ist durch und in einander schlau und verständig geordnet.

7.

Von Verknüpfung der Gesänge in Homer.

Bei Homer ist die Verknüpfung mehrerer Gesänge auf die leichteste, loseste Weise, d. i. rhapsodisch bewirkt worden; laßet uns sehen, was in dieser Manier liege.

Der alte griechische Sänger (αοιδος) sang seine Sage unendlich fort; der Rhapsode verknüpft Gesänge; (ῥαπτζει αοιδην, αοιδας.) Davon hat er den Namen, dies ist, nebst dem lebendigen Vortrage, (υποκρισις) sein Kunstwerk. Hiermit ist in Absicht auf Homer Alles gesaget.

Fragt man nämlich: wo hört Homers Ilias auf? so ist die Antwort: wo man will. Es sind und bleiben lose Gesänge. Willt du aufhören, wo Achilles nicht mehr zürnet, (weil im Anfange nur der Zorn Achills angekündigt worden:) so höre auf. Andre werden eben jetzt entflammt seyn, den Achilles, der zwar gegen Agamemnon nicht mehr, aber gegen Hektor und die Trojaner desto mehr zürnet, in seiner Rache, in seiner Trauer um den Patroklus zu sehen; und zittern für Hektor. Die Textur von Gesängen (ἁφη αοιδων) die sie wünschen, geht also jetzt erst an. So mit andern Gesängen. Willt du die nächtliche Kundschaft des Ulyßes, die Dolonie nicht lesen; laß sie aus. Scheint mit den Spielen bei Patroklus Grabe dir der Gesang zu lange fortgezogen, so möge Patroklus ohne diese ihm gebührende Ehre, durch die Achilles Herz allein beruhigt werden kann, schlafen. Es

kann wohl seyn, daß diesem und jenem Rhapsoden diese und jene Rhapsodie gefehlt habe: denn nach Belieben der Zuhörer sang er bald dieses, bald jenes; die Textur aller dieser Gesänge aber aus Einem Knoten in Einem Geist und Ton bleibt unverkennbar.

So auch bei der Odyssee. Gefällt uns Ithaka, oder Menelaus-Alcinous Hof, die Behausung der Circe, der göttliche Sauhirt, Polyphem, das Todtenreich; alles ist aufgethan; alles steht einzeln vor uns. In der Odyssee aber ists, wie in einer Kunstsammlung, schön geordnet.

Fragt man: warum ist die Iliade so leicht und lose angekündigt, daß diese Ankündigung den Inhalt aller Gesänge kaum unter sich begreift? so dient zur Antwort: eben diese leichte Ankündigung war rhapsodisch. * Der Sänger nähete und reihete an den Zorn Achills, was aus ihm hervorging oder was an ihn schicklich zu reihen war; den Zorn Achills aber war und blieb der Nabel (ομφαλος, ombilicus) d. i. der Vereinigungspunkt seiner Gesänge und Sagen. Die Odyssee scheinet genauer angekündigt; und doch sagt die Ankündigung bei weitem nicht alles, was in ihr vorgeht. Selbst des Hauptzweckes der Erzählung, der Ankunft Ulysses auf Ithaka, und dessen, was dort geschah, thut sie fast keine Erwähnung.

Wie entfernt sind wir vom Geist der alten Sänger-

* Außer dem was Köppen u. a. hierüber geschrieben, enthält Ilgens disquisitio actionis principis in Iliade Homeri, einen Vorrath von Gelehrsamkeit über diesen oft wiederholten Zweifel.

Zeiten, wenn wir diese zwo leicht und prächtig geschlungene Kränze des Alterthums, die Ilias und Odyssee, nach Regeln richten wollen, die ein neuerer Geschmack für eine Gattung, die Homer ganz und gar nicht kannte, das sogenannte HeldenGedicht (Epopee) erfand, und in der man Werke, die fast nichts miteinander gemein haben, die Aeneis, Dante's göttliche Komödie, Ariost, Tasso, Milton, Klopstock, Wieland, wiederum die Henriade und Araucana mit Einem Maasstabe mißt und richtet! — Homers Ilias und Odyssee sind zwo lebendige Kriegsheere, die sich, jetzt in diesem, jetzt in jenem Trupp einzeln bewegten; aber auch im ganzen Fortrücken sind es wohl gestellete wohlgeordnete Heere.

Ohne alle Rücksicht auf die Umstände, unter denen aus einzelnen Gesängen und Sagen zusammengeordnete Gesänge (ῥαφαι ἀοιδῶν) entstanden: wie leichter und milder war überhaupt der Geschmack der Griechen in Allem, was sie Zusammenordnung (συνδεσις) nannten, sey es in Kunst oder in Weisheit. Sehet ihre erhobne Bildwerke, ihre Gruppen, ihre Gemählde. Da drängt sich nichts auf einander, um im Dreieck oder in einem Flammenpunkt gen Himmel zu fahren; friedlich sind die Figuren neben einander. Das Auge des Anschauenden soll sie in Ruhe geniessen, und im Gemüth zusammenordnen. Vom Zugespitzten unsrer Perspectiv wußten sie nichts. Man lese Homers Beschreibung von Achilles Schilde. Pausanias Erzählung vom Amykläischen und Olympischen Thron, ja alle Stellen, wo er von Zusammenordnung eines Vielen zu Einem redet; man lese Philostrats Ge-

mählde, allenthalben wird man gerade eine so leise und lose Zusammenstellung, wie in der Iliade und Odyssee bemerken, ja oft sogar nach unsern Begriffen über Mangel an Einheit klagen, da sich doch die Griechen unter Morgen- und Abendländern in dem, was wahre und schöne Einfalt ist, so einzig ausgezeichnet haben. Diese Einfalt aber war bei ihnen nicht todter Mechanismus, sondern Einheit und Einfalt der Gedanken, eine gehaltene daurende Empfindung. In ihren epischen, lyrischen, dramatischen Gedichten blieben sie auf diesem Wege; selbst ihre Denksprüche, ihre Gespräche, ihre Epigramme lieben dies ruhige Aus- und Nebeneinander. Was die Homerische Schule hierinn für ganz Griechenland auf alle künftige Zeiten für Gutes bewirkt habe, wollen wir jezt mit Wenigem andeuten.

8.

Werth und Wirkung der Homerischen Schule auf Griechenland.

Ich bemerkte von der griechischen Kunst, daß sie den Werth und die Wirkung dessen was Schule ist, zeige. Oft ist ein Denkmal des Alterthums mittelmäßig gearbeitet; indessen ist seine Idee groß; mithin auch seine Wirkung. Die Regel Polyklets ist in ihm sichtbar; man kann ihm seine Aufmerksamkeit nicht versagen. Daß die Griechen dieser Kunstregel so treu blieben, sicherte sie; sie schweiften nicht wie die neuern umher, die sich alles für erlaubt halten.

Homer stiftete mit seiner Gesangsweise die wahre Schule Griechenlandes, die sich bis auf sehr späte

Zeiten in Blüthe erhielt. Der griechische Geschmack in Kunst, Dichtkunst und Weisheit ist dem Homer und seinen Homeriden fast alles schuldig.

Es gab einen Orphischen Geschmack, der sich in den Geheimnißen der Eingeweiheten lange erhielt. Wir haben davon späte Proben in Fragmenten und Hymnen; wahrscheinlich aber wird niemand unter uns diesen Orphischen mit dem Homerischen Geschmack vertauschen wollen und jenem die Allgemeinheit wünschen.

In Hesiodus haben wir andre Proben mehrerer uralter griechischer Denkarten; die wenigsten davon werden wir gegen Homers reine Gestalten, gegen seine heitere, weise Denkart verwechseln.

Homer nämlich änderte den alten Geschmack, dadurch, daß er gleichsam den Himmel auf die Erde zog, und, indem er jene ungeheuren abgelebten Fabeln der Vorwelt an ihrem Ort ließ, alle seine Gestalten rein menschlich machte. Von Heldenbegebenheiten wählte er die jüngste unter den alten, die ganz Griechenland intereßirte. Von Helden die Blume der Helden, den tapfersten, und den schlauesten. Hiedurch legte er in seine Gedichte Keime zu einer grossen, blühenden Pflanzung; ganz im Kreise der Menschheit. Um seinen Achill vereinigte sich Griechenland und Troja mit tausend Schicksalen und Menschencharakteren; durch seinen Ulyß ward uns in den vielfachsten Ansichten eine Charte der westlichen Welt, und in ihr die verschiedensten Verfassungen und Situationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, wohl aneinander geordnet, sichtbar.

Fragte man mich: sang das alles schon Homer? siehest du für jeden Zug jedes Verses, daß auch Er vom großen Altvater sey? so wüßte ich auf solche Frage keine Antwort, als etwa diese: wenn er sie nicht selbst sang, so war er Vater dieser Gesänge. Wo eine Epigenese, d. i. ein lebendiger Zuwachs in regelmäßiger Gestalt an Kräften und Gliedern stattfinden soll, da muß, wie die ganze Natur zeigt, ein lebendiger Keim, ein Natur- und Kunstgebilde da seyn, dessen Wachsthum jetzt alle Elemente freudig fördern. Homer pflanzte einen solchen Keim, ein Episches Kunstgebilde. Seine Familie, die Schule der Homeriden erzog diesen Baum; allenthalben umher wurden durch lebendigen Gesang seine Sproßen verpflanzet, und durch Wind und Wetter unter mancherlei Händen, die ihn bearbeiteten, die ihn vielleicht einimpften, ihn beschnitten und an ihm feilten, gedieh der Baum zu der Gestalt, in der er jetzt vor uns stehet und wahrscheinlich, (wenige Verbesserungen ausgenommen,) stehen wird, so lange menschliche Cultur dauret.

9.

Vom Homerischen Gedankenkreise.

Daß es in der Schule der Homeriden auf einen Cyklus d. i. auf eine Art Encyklopädie des Wissenswürdigen göttlicher und menschlicher Dinge im Gesichtskreise damaliger Zeiten angelegt gewesen, wird jedem eindrücklich werden, der sich vom Inhalt unsrer Ilias und Odyssee ein reines Bild macht, zugleich aber auch mit ihnen die andern dem Homer zugeschriebenen Werke

in Betracht nimmt. Margites z. B. ist das Erste derselben: denn, wie späterhin in Athen, hinter vier Trauerspielen heroischen Inhalts eine Komödie zum Schluß gegeben ward: so sollte wahrscheinlich Margites das auch im Hochfrölichen und Komischen seyn, was die Ilias und Odyssee, jene im Königlichen, diese im Bürgerlichen Geschmack waren; Margites ründete gleichsam die cyklische Tafel. Das Schicksal hat uns um dieses äusserst wünschenswerthe Gedicht, dessen auch Aristoteles oft erwähnt, beneidet; die Ursache des Unterganges lässet sich aber bald einsehn. Das Komische menschlicher Sitten nemlich verändert sich schneller als sich die Gegenstände der Odyssee oder Ilias verändern; Götter- und HeldenCharaktere, Gegenden, Inseln, Wunder der Natur, Königreiche, Geschlechter, dauren, wenn das Lächerliche eines Zeitgeschmacks mit der Zeit vorübergegangen ist, und künftige Geschlechter weniger reizet.

Ob uns also gleich ein Hauptttheil dessen, was zum Homerischen Kreise des Wissenswürdigen gehöret, entwandt ist: so darf man dennoch nur die Ilias und Odyssee selbst, sogar in dem, was uns das Entbehrlichste scheint, mit Aufmerksamkeit ansehn, um an der Idee eines solchen Kreises von dem, was dem damaligen Griechenlande wissenswürdig schien, nicht zu zweifeln.*

* Um Mißverständnissen zuvorzukommen, merke ich an, daß hier nicht von jenem mythischen oder epischen Cyklus, d. i. von einer geschlossenen Sammlung alter Dichter und Mährchen die Rede sey, wie ihn die Alexandriner festsetzten; diese Anordnung, scheinet es, war blos bibliothe-

Man gehe zu diesem Zweck das Verzeichniß der griechischen Schiffe, Länder, und Familien, die Felder auf dem Schilde Achilles, die ganze Umfassung der Odyssee durch; man verfolge beide Gedichte in ihren Gleichnissen, Charakteren, Sitten, Situationen, Regierungsarten in der Ost- und Westwelt; sodann gehe man muthmaassend den Inhalt andrer Gesänge der berühmtesten Cyklischen Dichter durch, die dem Homer, was in ihm zu mangeln schien, jeder nach seinen Kräften beifügte:

karisch und literarisch. Wir sprechen hier von einem Kreise des Wissenswürdigen in einer gewissen Denk- und Seh-art; ein solcher liegt in allen Epischen Dichtern, in Jedem nach dem Begriff seiner Zeiten. Er ist in Homer, Dante, Ariost, Milton u. f. Er bildet sich, ohne daß es der Dichter weiß: denn dieser trägt eine Welt in sich (κοσμον) und suchet für sie Raum in seinem Gedichte. Da nun in jenen Zeiten der lebendige Gesang und zwar im Ton der epischen Erzählung die Stelle aller Bücher vertrat, da er selbst die einzige Kunst der Unterweisung war, indem man andre Dichtungsarten, z. B. Komödie, Tragödie u. f. noch nicht kannte: so mußte man, gleichsam ohne daß man es wollte, darauf hinausgehn, in die beliebtesten Gesänge alles das zu bringen, was in Himmel und auf Erde die Menschheit interessirte. Es war Natur der Sache, das Werk der ewig-fortbildenden Zeit. War Homer einmal der Held der Dichter, der beliebteste Sänger geworden, so ward an ihn, wie an einen Olympischen Jupiter oder an eine Pallas-Athene alles gewandt, was seine Werke vollkommener darstellen konnte.

mich dünkt, so wird man die Idee, daß die fortbildende Zeit es bei einer Reihe verehrter Gesänge, die man für die vollkommensten hielt, und die es auch waren, immer mehr auf eine Art Encyklopädie, d. i. auf einen Umriß des Wissenswürdigen in der damaligen Sphäre der Menschheit anlegen, und darinn fortarbeiten mußte, der Natur der Sache gemäß finden. Gesänge (Epos) und zwar Gesang in dieser Form war damals das einzige, und ein so angenehmes Mittel der Unterweisung, in welches man daher alles brachte, was man wußte oder was man wissenswerth fand. Hätten wir die sämmtlichen Cyklischen Dichter der Griechen, von denen wir jetzt keinen haben, so könnten wir selbst die Arten des Geschmacks bestimmen, in denen man, in Homers Schule sowohl, als ausser seiner Schule dies Wissenswürdige aneinander gereihet und fortgebildet; jetzt kennen wir unter Homers Namen, oder aus seiner Schule, nur wenige, aber sehr schätzbare Stücke und Fragmente, die uns eben auch dahin weisen.

Unter Homers Namen haben wir z. B. einen Frosch-Mäusekrieg. Von wem er auch sey, er erinnert uns sogleich nicht nur an so manche Spiele und Scherze (παιγνια) die man dem guten Altvater zuschreibt: sondern auch an die ganze Manier, in der er Götter und Menschen betrachtet; sie ist leicht und frölich. Zur Iliade und Odyssee war also in der Homerischen Schule der Frosch-Mäusekrieg ein vortrefliches Drittes; eine Sehart menschlicher Dinge, die nicht weniger als die Ilias und Odyssee im Geschmack Homers seyn konnte. Sie hatte mehrere Nachahmungen in der Homerischen Manier, den Krieg der

Spinnen, der Kraniche, die Cicaden, die Ziege; (die man daher auch dem Homer zuschrieb:) und es wird ihr hoffentlich nie an frölichen Nachahmern fehlen. Ueberhaupt ist in beiden Gedichten Homers eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen frölichen Selbstgenusses merkbar; wie in keinem andern Dichter. Dieser fröliche Selbstgenuß scheint das Erbtheil gewesen zu seyn, das der Vater der Homeriden seiner Familie nachließ; daher aus Homers Gedichten und aus seiner Denkart, der gesunde Verstand und fröliche Sinn der Griechen nicht nur ausgehn sondern auch fortwährend schöpfen konnte.

Auch die Hymnen Homers sind davon Zeugen. Welche Frage, ob Einer derselben von Homer sey? Vielleicht keiner: sie stammen aber alle von ihm her; denn alle sind in seiner Denkart. Gebt uns statt dieser 32 oder 34 Hymnen der Homeriden, die offenbar freie Eingänge zum Gesange waren, noch einmal soviel aus dieser Schule: (die orphische Schule hat 86.) so würden wir auch hier einen Hymnenkreis der Homeriden sehen, schöner und wirksamer als der Cyklus orphischer Hymnen.

Es war Natur der Sache, daß sich nicht alle, selbst Hauptwerke der homerischen Schule in immer-frischer Blüthe des Andenkens erhalten konnten; Vielleicht waren ihrer zu viele: oder die Ilias und Odyssee verdrängten die andern. Diese gingen unter, wie ehmals die Gesänge der ältern roheren Dichter durch sie untergegangen waren. Die Tafel des Gedächtnisses der Menschen ist eine enge Tafel; vor ihr sitzet die Zeit, unaufhörlich beschäftiget mit Hinzuschreiben, Aendern und Wegthun.

Nur das Wissenswürdigste, das Vortreflichste soll diese Tafel aufbewahren; Dank ihr, daß von Homer sie uns die Ilias und Odyssee erhalten. Wir können zufrieden seyn, daß wir neben ihnen aus dieser Schule noch einige Hymnen, aus Hesiodus und Orpheus Schule kleine Reste, (aus der letzten vielleicht nur das Echo des Echo) besitzen: wir können vergleichen, und durch Vergleichung zu dem Urtheil kommen, daß die Homerische Schule für alle Zeiten den wahren, guten und sichern Geschmack gegründet.

10.

Verdienst Lykurgus, Solons und der Pisistratiden um Homer.

Ohne Zweifel ist man dem Lykurg und Solon, den beiden größesten Gesetzgebern Griechenlandes vielen Dank schuldig, daß sie von ihrer Seite dazu beitrugen, uns den Homer zu erhalten; sie thaten es aber nicht für uns, es erforderte solches ihre eigne Gesinnung, und der Zweck ihrer Gesetzgebung. Kein Fürst und Weiser Griechenlandes wollte muthwillig ein Barbar seyn, noch weniger glaubte er, barbarische Völker könnten besser als gebildete regiert werden; auf dem Boden der Cultur sproßte der Ruhm der Griechen; sich von Barbaren zu unterscheiden, war und blieb ihr wachsender Nachruhm.

Eben so gereicht es dem Pisistratus und Hipparch zur Ehre, daß sie auf Solons Wege fortgingen und den Gesang Homers an den Panathenäen einführten; nur lasse man auch dieser grosser Männer

Lykurgus und Solons, Pisistratus und Hipparchus Verdienst bestehn in seinen Gränzen.

Lykurg brachte Homers Gedichte aus Asien in seine Stadt; man weiß nicht, wie? ob in Schrift oder im Munde lebender Sänger? wenigstens hat die Homerische Dichtkunst in Lacedämon nie geblühet.

Drei Jahrhunderte später führte Solon seine Gedichte in Athen ein; und befahl sie, Reihab, also daß Ein Sänger den andern ablösete, zu singen. (εξ υποβολης ραψωδεισθαι.) Wenn keine Zusammen-Ordnung (συνθεσις) in den Gedichten Homers gewesen wäre, so hätte sie ihnen Solon, den wir aus seinen eignen Gedichten kennen, schwerlich geben können. Also glaube man nicht, Er habe die Iliade und Odyssee geschaffen; er ordnete etwa die Rhapsodieen, (soviel ihrer damals waren,) wie sie im öffentlichen Vortrage folgen sollten, und traf dazu von Seiten der Sänger Vorkehrung. Sein Verdienst um die Erhaltung Homers war politisch.

So auch das Verdienst Pisistratus und Hipparchus. Ich zweifle, ob diese, übrigens verdiente Männer Dichter-Verdienst um den Homer haben, und in ihn bringen konnten, was nicht da war. Als Fürsten ordneten sie, sie regulierten. Hätten sie dabei auch alle Weisen der damaligen Zeit in einer Regulativ-Synode zu Hülfe genommen; wir kennen ja den Simonides, Anakreon, Onomakritus u. s. aus eignen Gedichten. Zu ihren Zeiten war jener Geist, der die Iliade und Odyssee schuf, längst entwichen; sie konn-

ten schwerlich hervorbringen, was nicht da war, aber was da war, konnten sie übersehen, redigiren und revidiren, ordnen. (διασκευάζειν.)

Wie wenig man sich nachher an diese Redaction gekehret, zeigt die Geschichte der Auslegung Homers in den folgenden Zeiten; indessen bleibt den grossen Namen Solons, Pisistratus und Hipparchus das unsterbliche Verdienst, daß sie die Gedichte Homers, wie sie sich ihnen gaben, auf ewig vom Untergange errettet haben, und in der Pallas Schleier gleichsam bargen. Fortan wurden sie nicht nur alle fünf Jahre in den Panathenäen abgesungen, sondern in Athen, der Mutter der Schriften, kamen sie als Schrift in die Hände der Dichter, der Sophisten, der Redner, Staatsmänner und Philosophen; sie wurden ein classisches Buch der Schulen, (so wenige Schulen damals waren,) noch mehr aber ein classisches Buch aller gebildeten Menschen, die sich auf Vortrag in Poesie oder Prose legten.

11.

Schluß.

Irre ich nicht, so hing Homers Glück von drei Dingen ab, die alle unter dem Gebiet der Zeit standen. Wir wollen sie mit drei Worten, Epos, Gesang, Rhapsodie uns wiederholen.

Epos war das lebendige Wort, die Stimme der Vorwelt. Sie brachte aus dem grauen Alterthum Gestalten und Sagen herab, die auf dem Flügel

der Zeit sich gleichsam höher schwangen und fortwuchsen. Was Virgil von seiner Fama singt:

Mobilitate viget, viresque adquirit eundo;
Parva quidem primo; mox sese attollit in auras
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit; *

gilt edler von jener göttlichen Stimme, (φημη, οσσα) die wie ein weissagender, lehrender Ton aus der Vorzeit hinabkam und sich auf künftige Zeiten forterbte. Die Muse des Gedächtnisses weihte ihren Sänger, daß er sich diese Stimme eigen machte, sie veredelte, und den Menschen menschlicher zuhauchte. Würden Achill und Ulyßes sich wieder erkennen in Homers Gedichten? Schwerlich. Auf dem Flügel der Zeit, auf der Schwinge des lebendigen Worts und Gesanges sind ihre Gestalten so heroisch, göttlich und groß worden, daß sie hier andre Wesen sind, als sie im sterblichen Leben waren.

Das Epos gehört in die Kindheit der Welt. Da horcht das abergläubische Ohr auf Stimmen der Vorwelt, und erträumt sich gern wunderbare, höhere Gestalten. Was das Auge nüchtern sieht, wird durch die Rede, zumal durch die von Geschlecht zu Geschlecht forttönende Rede, wie in trunkener Begeisterung fortge-

* Regend belebt sie sich; fortschreitend wächset die Kraft ihr;
Klein zuerst und erhebt sich schnell in die Lüfte; sie wandelt
Unten am Boden, das Haupt hoch in der Wolke verbergend.

bildet und erhebt sich wachsend. Da traf nun Homer den rechten Punct; ein Bote der Vorwelt, der aber weise für seine Zeit war, und in allem die Umrisse traf, die, wohlgedacht, leicht übersehbar, geschlank und fröhlich, das Auge künftiger Geschlechter mit Anmuth und Würde ewig vesthielten. Dazu half ihm sein Gesang, ein einfacher Strom, in den alle Belehrung floß, der in lyrische und dramatische Ströme, wie in bunte Mäander noch nicht vertheilt war. Gesang und Drama, Redekunst und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Baume; erst spätere Zeiten kamen und pflanzten jede besonders. Denn aus Homers Kunst, die aus dem Munde der Muse Gesänge reihet und ordnet, aus diesem einfachen Kunstwerk, in welchem sich Vieles zu Einem auf die leichteste Weise fügte, entsprang eben unter den Händen der Zeit jede andre Kunst und Dichtung, die beide immer ein Eins in Mehrerem, mithin Handlung, Knote, Fortleitung und Auflösung lieben. Nur Er schlang dies Band der Gesänge mit fast unmerklicher leiser Hand; die holde, günstige Zeit wars, die diesem alten Propheten eine Familie, d. i. Kinder gewährte, die das von ihm geschlungene Band weiter zogen und fortknüpften. Das liebliche Jonien, die Mutter aller Künste, gebahr Homer; die griechischen Inseln bis zur westlichen Welt hin haben seine Gesänge erzogen; Athen nahm sie auf, bildete sie im Drama und sonst vielfach aus und sprach darüber. In Alexandrien endlich gelangten sie, nach vielen Fragen und Zweifeln, mit Obelisken und Asterisken geschmückt, zu der Gestalt, in der sie uns die Zeit übergeben.

Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apo-

theose Homers* sah: „Jupiter, Apollo, Mnemosyne und die Musen sind über ihm vom Gipfel herab in höheren Gegenden des Felsen; Er sitzet da wie ein Gott: die Ilias und Odyssee knieen an seinem Stuhl und stützen denselben. Ihn, der darauf sitzt, krönen die geflügelte Zeit und die bewohnte Erde (οικεμενη.) Vor ihm stehet ein Altar, bei dem der Mythus als Knabe dienet, auf dem die Geschichte Weihrauch opfert; die Poesie, das Trauer- und Lustspiel stimmen den Opfergesang an; die Natur als ein Kind, die männliche Tugend, das aufbewahrende Ge-

* Bekanntlich haben es Cuper, Schott u. a. erkläret. Eine andre Vergötterung Homers führe ich aus Winkelmanns Gesch. der Kunst (S. 339. Dresdn. Ausg.) mit seinen eignen Worten an: „Der Dichter sitzet auf einem Adler, von welchem er in die Luft getragen wird. Auf beiden Seiten sitzen zwo weibliche Figuren auf Zierrathen von Zweigen, beide mit einem kurzen Schwert an der Seite. Die zur Rechten hat einen Helm; mit der rechten Hand fasset sie an ihr Schwert, und sitzt mit gestütztem Haupt, in tiefen Gedanken. Die andre hat einen spitzigen Hut, wie er dem Ulysses gegeben ist, hat ebenfalls die Eine Hand am Schwert und mit der andern Hand hält sie ein Ruder. Jene bedeutet die Ilias; diese die Odyssee. Die Schwäne unter den Zierrathen über der vergötterten Figur haben auch ihre Deutung auf den Dichter." Diese Apotheose, da sie auf einem Silbergefäß ist, ist zierlich; jene, im Pallast Colonna, gewiß nach einem ältern Kunstwerke gemacht, ist groß.

dächtniß, die Treue, die Weisheit wohnen dem Fest bei;" da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieses ruhmvollen Sohnes der Zeiten. Er stand auf seiner Stelle, empfing von seinen Vorfahren einen reichen Schatz dessen, was er durch Geschmack, und zwar den wahren Geschmack eines reinen Menschengefühls zu veredeln wußte; und stiftete damit eine ewige Schule seiner fortarbeitenden Verehrer. Dichter sangen nach ihm weiter; Gesetzgeber ehreten ihn und führten seine Gesänge ein, Aeschylus nährte sich von Brosamen seiner Tafel; die Genossen desselben, mit ihnen die Dichter jeder andern Gattung schöpften aus seiner Quelle; nach ihm bildete sich der erste Geschichtschreiber; die Kunst wetteiferte mit ihm; und er gab dem Phidias seinen Jupiter, seine Pallas Athene; die Philosophen sprachen über ihn; die Redner aus ihm — bis endlich eine Literatur und Cultur sich unter die Völker verbreitete, der Er der erste große Beförderer gewesen. Sein lebendiges Wort, (επος) das die Zeit auf ihren Flügeln umher getragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas festliche, ewige Schrift worden, und tönt vom Cecropischen Felsen noch fort in die Seelen der Menschen. Von ihm kann man sagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunst der Rede gefesselt; willig nahm sie die Blumenfessel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet.

VII

Natur und Schule.

»Ist es denn wahr, sprichst du, was der Weisheit Meister mich lehren,
Was der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört;
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mistraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur mir in den Busen geprägt,
Biß auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mirs, du bist in diese Tiefen gestiegen,
Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück,
Dir ist bekannt was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bey den Mumien wohnt?

Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es,
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
Freund, du kennst doch die goldene Zeit, (Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt.)
Jene Zeit da das Heilige noch in der Menschheit gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch der Instinkt sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ey reget den hüpfenden Punkt,
Der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freyere Wellen bewegt,
Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bey Todten gesucht.

Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist nicht mehr. Vermessene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Einklang entweiht.
Wolkigt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel,
Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist.
Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öfnen,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weißheit zurück.

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Mahlt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihre Stimme dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz,
Nie der verschlagene Witz des Gewißens Einfalt bestricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur?
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit eisernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir gilt es nicht. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.

Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt;
Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mislingt.

VIII

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Egypten trieb, der Priester
Geheime Weißheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt,
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig strebenden. „Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe, sprach der Jüngling
Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einzge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles was dir bleibt ist Nichts, solang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,

Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel.

Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht. Was ists,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?

„Die Wahrheit" ist die Antwort.

Wie? ruft jener,
Nach Wahrheit streb ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, versetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, biß ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter schuldger Hand
Den heiligen verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit" —

Nun?

„Der sieht die Wahrheit"
Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst
Du hättest also niemals ihn gehoben?

„Ich? Warlich nicht! Und war auch nie dazu

Versucht."

Das faß ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —

„Und ein Gesetz, fällt ihm sein Führer ein.
Gewichtiger mein Sohn als du es meynst
Ist dieser dünne Flor — Für deine Hand
Zwar leicht, doch Zentner schwer für dein Gewissen".

Der Jüngling gieng gedankenvoll nach Hause,
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreywillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die Lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oefnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,

Und furchtbar wie ein gegenwärtger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt,
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, biß ich selbst ihn hebe.

Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen.
Sey hinter ihm, was will! Ich heb ihn auf.
(Er rufts mit lauter Stimm) Ich will sie schauen.

Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er sprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich

So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem, dieß war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestümme Fragen in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn."

IX

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reissen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äusert, um bestimmen zu können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem

Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beyden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend und unsre Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, insoferne derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabey auf kein Verhältniß derselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schön-

heit wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beytragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äussere Eleganz eines Menschen zu Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Eßlust gereizt und hier durch das Empfehlende im Aeussern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reitzende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öfnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß, und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bey Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es giebt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern gerade zu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dieß kann aber nichts anders heissen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand aneinander schliessen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach gan-

zen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freyheit und erkennt dabey kein andres Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher trennte d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit und es ist bloß der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt.*

* Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Beyspiele sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall

Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freyheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigem Dichtungstrieb, als durch Gesetzmässigkeit im Fortschritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu setzen. Freylich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung, und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß **nicht** voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hofnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man

sich Umstände finden, die in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

freylich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freyheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich jeden befasse, der nicht ausschliessend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bey denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand seiner Leser, den

Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bey dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproduktif, (empfangene Vorstellungen erneuernd) nicht aber produktif (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch, denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkührlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sinnlich wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantasie das lebendige Bild (die ganze Vorstellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der Einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber von einer andern Seite betrachtet wieder eingeschränkt und

arm, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkühr zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beyden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so giebt es doch zwischen beyden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung aesthetische Freyheit, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine

solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung ist ein mechanisches Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, Bedeutung, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theil der Rede der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkührliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelößt, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältniß zwischen äusserer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualisirung der Gegenstände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiste bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen

Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bestimmungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzustalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkührliche Selbstherrscherinn betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesorgt ist, daß sie dem Zügel des Verstandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt diese Freyheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sich nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Gesetz der Freyheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drey zwar den Gedanken, um den

es zu thun ist, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns also alle drey zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bey einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was ist, aber niemals was seyn muß. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweißt aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drey verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den schönen übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere

Grad des Interesse, den man vorauszusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den Besitz einer Erkenntniß; der schöne Ausdruck leiht uns dieselbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erste giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit samt der Wurzel, aber freylich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt sich von selbst, und ich bemerke blos, daß der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kentnisse zu machen, die er ihm beybringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch, und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß seines Publikums

zu befriedigen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er ausstreut, so schnell, als er immer kann, praktisch zu machen, und dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem Sinn übergiebt, und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfodert wird, schon bey demselben vorauszusetzen, richtet sich bloß nach dem Object seines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen muß, sich zugleich nach den Subjecten zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war, und wieder kommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß sein Geschäft bey jedem Vortrag vollenden, jede seiner Aufführungen muß ein Ganzes für sich seyn, und ihren vollständigen Aufschluß enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversazion und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt — wenn die schöne Welt Schriften ungelesen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt kön-

nen beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem blossen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigeren Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bey dieser Lectüre, immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die blosse Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmässigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende soll lernen, einen Zweck ver-

folgen, und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preiß der Anstrengung ist. Bey dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bey dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich, während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmässigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmässigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand ins besondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflössung der Theile in einem reinen

Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht, und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bey philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriediget werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dieß ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn freylich erst übersetzen, wenn er ihn verstehen will, so wie der bloße nackte Verstand, entblößt von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabieren muß. Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt,

geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geschäfte fodert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beyde billigen also, was sie fassen und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichsten Sinne des Worts, zu *lehren*. Dazu ist er glücklicher weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung, muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fodert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe

mitzutheilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bey dem eigentlichen Lernen, den Foderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das erstere nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freyen Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in Schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweißt nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweißt auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es ausser uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrierte, und wie kraftlos öfters die demonstriertesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weißheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Einsicht eben das, was sie im moralischen, in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergiebt dem reichsten Inhalt die vernachläßigte Form nicht, und der ganze innre Bau seines Wesens giebt ihm ein Recht zu dieser strengen Foderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen, das

schöne Geschlecht heissen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was diese entweder beleidigt, oder leer läßt, ist für dasselbe verloren. Freylich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweiß unzertrennlich ist. Aber glücklicher Weise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stuffe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterinn ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Feld zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Aerndte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das reitzende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und geniessen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also, unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eignen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in allem dem, was die Sache betrift, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein anders ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag, und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Consequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äussern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerey nur allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bey solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht. *

* Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelicher Sitten im I Theil seiner Versuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon

Stoff ohne Form ist freylich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann denjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äussere Ge-

durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heissen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, soviel muß dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adeliche repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

stalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geist, kurz so verliert er eben so viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bey den blossen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superfiziellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blosse Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reitzendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probierstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reitz des Grossen und Schönen; das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugiessen in Gestalten oder Tönen, was

in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gauckelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmackes, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Grosse erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum

Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwieß, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das grosse Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Maaßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendsten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem blossen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beym Hervorbringen so bequem haben, als bey der Betrachtung.

X

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, biß bey der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtseyns Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Sorglose sorgt,
Nährt mit ihrem eigenen Leben die zitternden Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die grosse Natur, die bald Kind und bald Mutter
Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Bedürfniß besteht?

Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich
entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reyht in vertrau-
lichem Bund,
Willst, du Armer, stehen allein und allein
durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das
Unendliche steht?

XI

Die Antike
an einen Wanderer aus Norden.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindliche Steg,
Mich in der Nähe zu schauen und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich heilge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?
Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiserner Himmel,
Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag,
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?

Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

XII

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Fridrich aus Habspurgs Stamm, beyde gerufen zum Thron,
Jenen schützte Luxemburgs Macht, und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst.
Aber den Prinzen Oesterreichs führt das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Thron erkauft er die Freyheit; sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwerdt gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frey nicht erfüllen,
Siehe, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalßt ihn der Feind, sie wechseln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,

Arm in Arm schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friderichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ists! Es ist wirklich so. Man hat mirs geschrieben"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

XIII

Weißheit und Klugheit.

Willst du Freund die erhabensten Höhn der Weißheit ersiegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem du scheidest,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

XIV

An einen Weltverbesserer.

Alles, sagst du mir, opfert' ich hin, der Menschheit zu helfen,
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.
Soll ich dir sagen, Freund, wie Ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Lass du das liebe Geschick walten wie gestern so heut.

XV.

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze
kann es dich lehren.
Was sie Willenlos ist, sey du es wollend —
das ists!

XVI

Ilias.

Immer zerreïsset den Kranz des Homer, und
zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur und die Züge
der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur.

XVII

Unsterblichkeit.

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt.



Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller

Vierter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795.



Die Horen

Jahrgang 1795

Zehntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795



Innhalt des zehnten Stücks.

I	Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde.	Seite 1
II	Der rauschende Strom.	— 67
III	Pallas-Athene, von Proklus.	— 68
IV	Elegie.	— 72
V	Homer und Ossian.	— 86
VI	Mährchen, (zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.)	— 108
VII	Leukothea's Binde.	— 152

Die Horen.

Erster Jahrgang. Zehentes Stück.

I

Herr Lorenz Stark

Ein Charaktergemälde.

I.

Herr Lorenz Stark galt in ganz H...., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber sehr vortreflichen alten Mann. Das Aeusserliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigte auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters. Er ging, in ein einfarbigtes aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Troddelperüke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal ausser die Mode, und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt, und die stark besohlten Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorne stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinewand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein größter Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen.

Die Fehler, deren dieser vortrefliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war, als fast alle, mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch; weil er fühlte, daß man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch.

In seiner Casse stand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsaz befolgt, daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Glük sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war; so hatte er, in frühern Jahren, sich nur sehr karg beholfen: aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie ihm saurer, als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend, und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthum seines Vermögens.

Herrn Stark waren von seinen vielen Kindern nur

zwei am Leben geblieben; ein Sohn, der sich nach dem Beispiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte, und eine Tochter. Leztere war an einen der berühmtesten Aerzte des Ortes, Herrn Doctor Herbst, verheurathet; einen Mann, der nicht weniger Geschicklichkeit besaß, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dieß machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu besuchen pflegte; so war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohn aß, und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche versäumt, wenn nur seine Großvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, bei'm Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegensprang, sich an seine Hände und Rockschöße hing, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, bei seinen Enkeln.

Mit seinem Sohne war dagegen Herr Stark desto unzufriedner. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt und verfuhr, insbesondre aber, weil er zu viel auf Coffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdroß es ihn, daß er als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeist, und als Mensch zu wenig

von der Wohlthätigkeit und Großmuth seines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender; zwei Eigenschaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabscheute. Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Absicht des Opfers werth schien, da gab er mit dem kältesten Blut von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihn aber am meisten auf den Sohn verdroß, war der Umstand, daß dieser noch in seinem dreißigsten Jahre unverheurathet geblieben war, und daß es allen Anschein hatte, als ob er die Zahl der alten Hagestolzen vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heurath bereden, der Sohn keine Heurath ohne des Vaters Einwilligung schliessen wollen; und beide waren in Geschmack und Denkungsart allzuverschieden, als daß ihre Wahl oder ihr Wunsch je hätte übereinstimmen können.

Herr Stark hatte seine ganze Handlung der Aufsicht des Sohns übergeben, und ihm, zur Vergeltung für seine Mühe, einige nicht unwichtige Zweige derselben völlig abgetreten. Nur die Geldgeschäfte, deren er viele und sehr beträchtliche machte, hatte er sich selbst vorbehalten. Indessen unterließ er nie, besonders weil er in die kaufmännische Klugheit seines Stellvertreters nicht das meiste Vertrauen sezte, sich um die übrige Handlung, so wie um das ganze Leben des Sohns, zu bekümmern; und da er ohne Unterlaß etwas versäumt oder nicht ganz nach seinen Grundsäzen fand, so gab dies zwischen Vater und

Sohn zu sehr unangenehmen Auftritten Anlaß, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

Man sehe hier zur Probe nur einen der lezten dieser Auftritte, der für die Ruhe und Glükseligkeit der Familie die bedeutendsten Folgen hatte.

II.

Der junge Herr Stark hatte sein Wort gegeben, im öffentlichen Concert zu erscheinen, und sich zu diesem Ende in e n lichtbraunes sammtenes Kleid mit Goldgestikter Weste geworfen. Er hatte sich über dem Anziehen ein wenig versäumt, und fuhr jezt mit großer Eile in das gemeinschaftliche Arbeitszimmer, wo eben der Alte beim Geldzählen saß. — Friederich! Friederich! rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräusch wieder aufriß.

Gott sey bei uns! sagte der Alte; was giebts? — und nahm die Brille herunter.

Der Sohn foderte Licht zum Siegeln, warf sich an seinen Schreibtisch, und murmelte dem Alten seitwärts die Worte zu: Ich habe zu arbeiten — Briefe zu schreiben.

So eilfertig? sagte der Alte. Ich wiederhol' es dir schon so oft: bedächtig arbeiten und anhaltend, hilft weiter, als hitzig arbeiten und rukweis. — Doch freilich! freilich! Je eher man sich vom Arbeitstisch hilft, desto früher — —

Kommt man zum Spieltisch, wollte er sagen; aber

weil eben Friederich mit Licht hereintrat, so besann er sich, und verschluckte das Wort.

An wen schreibst du denn da? fing er nach einiger Zeit wieder an.

An Eberhard Born in S**.

Den Sohn?

Der Vater heißt August, nicht Eberhard.

Gut! Meine Empfehlung an ihn! — Ich denke noch oft an die Reise von vorigem Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Es ist doch ein vortreflicher junger Mann.

O ja! murmelte der Sohn in sich hinein. Wer nur auch so wäre!

Ein ordentlicher, arbeitsamer, gesitteter Mann, wie gebohren zum Kaufmann. Voll Muths, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in seinem Aeußerlichen so anständig, so einfach; von Sammt und Stickereien kein Freund, und was ich an ihm ganz vorzüglich schätze — kein Spieler. Ich denke, er soll in seinem Leben noch sein erstes Solo verlieren. — Wenn er ja einmal spielt, so ist es nicht in der Karte, sondern mit seinen Kindern. Er hat so liebenswürdige Kinder! — Ach, und der Alte! sein Vater! Der kann so ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater seyn. Das ist ein glücklicher Mann! — Ich kenne Väter, fuhr er ein wenig leiser fort, die sich an ihm versündigen, die ihn beneiden könnten.

Schreib, oder — sagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tisch stampfte und hinwarf.

Der Alte sah das eine Weile mit an. — Du bist ja ganz ärgerlich, wie es scheint?

Wer's nicht wäre! murmelte der Sohn wieder in sich.

Bin etwa ich daran Ursache? Hab' ich deinen Geschmack nicht getroffen? — Er stand auf, und ging zum Tische des Sohns. — Ich weiß, du bist von Winken und von Anspielungen eben kein Freund, und ich kann ja auch deutlicher reden.

O, es braucht dessen nicht, sagte der Sohn, und schrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, sprüzte sie aus, und legte sie hin. — Sieh! fing er dann an, es wird mir von Tage zu Tage immer ärgerlicher, daß ich einen Menschen von so weitläuftigem Kopfe und von so engem Herzen zum Sohn haben muß. Einen Menschen, der für seinen Putz, sein Vergnügen, der in L'hombre und Whist ein Ducätchen nach dem andern, oft auch wohl dutzendweise, vertändelt; der nur noch gestern wieder bis in die sinkende Nacht gespielt hat, und der, wenn er eine großmüthige Handlung thun sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre; — einen Menschen, der ewig ledig bleibt, weil keine Partie ihm reich genug ist, und der doch immer übrig hat, zu fahren, zu reuten, den Cavalier zu machen, Sammt und Stickereien zu tragen. — Ich muß wohl nicht Unrecht haben, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort; denn du kannst mir nicht antworten.

O, ich könnte, sagte der Sohn, indem er mit Hitze aufstand; aber — —

So sprich! Was verhinderte dich?

Bei Gott! ich bin es müde, so fortzuleben. —

Daß ich das hoffen dürfte!

Ich bin nun, denk' ich, ein Mann und kein Kind mehr. Warum wird mir denn noch immer begegnet, wie einem Kinde?

Sohn! Sohn! Es giebt alte Kinder.

Ich bin aufmerksam; ich versäume nichts, was zu thun ist; ich setze nie die Achtung und die Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen —

Nur den Gehorsam ein wenig.

Ich verwaltete das Ihrige mit Redlichkeit und mit Treue: und doch — doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daseyns verkümmert; doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemißgönnt.

Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr. Jedes elende Vergnügen!

Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit kostet. Was hab' ich denn noch verloren, wenn ich verlor?

Das Kostbarste, was wir haben: die Zeit.

Und soll ich denn gar keinen Genuß meiner Jugend haben? Soll ich immer so fortarbeiten, wie Sie, mich eben so tragen, eben so einschränken, wie Sie? eben so — —

Nun, was stockst du? Sprich aus!

Eben so — bei Thalern zusammensparen, um bei Hunderten wegzuwerfen?

Wegzuwerfen! sagte der Alte, dem nichts in der Welt so unerträglich schien, als daß Kinder ihre Aeltern über den freien Gebrauch eines selbsterworbenen Vermögens richten sollten. — Dacht' ich es doch, daß der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen! Was verstehst du darunter? Was heißt bei dir wegwerfen? Sprich! — Er ging ihm nach, und hielt ihn etwas unsanft am Arme. — Seinen Beutel für jeden ehrlichen Mann offen halten, der Beistand braucht; etwa das?

Ehrlich! sagte der Sohn mit ziemlich gesunkener Stimme. Wenn sie es alle wären!

O, ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe. Und was nennst du denn wegwerfen? Sprich!

Sie borgen Allen — ohne das Geringste davon zu haben.

Thor! Ohne das Geringste davon zu haben? — Er zog die Hand von seinem Arme, und gab ihm einen Blick voll Verachtung! — Ich habe das davon, zu sehn, daß es meinem Mitmenschen wohlgeht. Rechnest du das für nichts? — Und wenn sie mich einst die lange Straße hinabtragen, und ich hier Alles dahintenlasse; so hoff' ich, es soll da Mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: Schade um den rechtschaffnen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen ganzen Wohlstand zu danken. Ich war in Noth und kam zu ihm; da half er mir auf, und ich konnte bei Ehren bleiben. — Bei dir hingegen — — Doch was stehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal seine eigene Philosophie, und wollte Gott, daß es eine gescheutere wäre! — Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!

III.

Herr Stark sezte sich wieder ruhig an seinen Tisch, und achtete wenig darauf, daß der Sohn eine geraume Zeit mit großen, heftigen Schritten umherging. Er hatte den Grundsatz, daß man einem geschlagnen, weinenden Kinde Zeit lassen müsse, um auszuheulen, und daß es unvernünftig sey, von einer aufgeregten Leidenschaft augenblickliche Stille und Ruhe zu fodern. Der Kampf im Herzen des Sohns würde sich wahrscheinlich, wie schon so oft, zum Vortheil der kindlichen Liebe und Ehrerbietung entschieden, und Alles würde seine vorige Gestalt angenommen haben, wenn nicht unglüklicher Weise ein Mensch hereingetreten wäre, der dem jungen Herrn Stark aus mehr als Einer Ursache verhaßt war. Es war ein gewisser Herr Specht, einer der kleinen Anfänger, die auf die Güte des alten Herrn bei jeder Gelegenheit Anspruch machten, und die für die Wünsche des Sohns nur allzuoft darinn glücklich waren. Dieser hier hatte den Vorzug vor allen Uebrigen; denn er war Pathe und Gevatter zugleich: Verhältnisse, die dem Herrn Stark, nach alter Sitte, noch sehr wichtig und ehrwürdig schienen. Was aber den Sohn besonders gegen ihn aufbrachte, war der aus gewissen aufgefangenen Reden geschöpfte Verdacht, als ob Herr Specht eine junge liebenswürdige Wittwe, Madame Lyk, die bei dem Sohne sehr viel und bei dem Vater sehr wenig galt, bei leztern angeschwärzt, und ihm Veranlassung zu allen den bittern Glossen gegeben hätte, womit er dann und wann über sie herzufahren pflegte.

Ei! sagte nach seiner gewöhnlichen gleißnerischen Art der Herr Specht, indem er gerade beim Hereintreten zu seinem großen Verdruß auf den Sohn stieß, der noch immer umherging — ei mein werthster Herr Stark! Gleich hier an der Schwelle bin ich so glücklich — — ?

Seine tiefen Verbeugungen und seine süßen Minen hatten dem Sohne noch nie so fade und unausstehlich geschienen, als jezt. — Was giebts? Was solls? fuhr er den ganz erstaunten und erschrocknen Besuch ein wenig unartig an.

Himmel! sagte Herr Specht, und griff wieder nach dem Drücker der Thüre; ich hoffe doch nicht, daß ich ungelegen komme? daß ich Stöhrung verursache?

Es wäre möglich. Die Zeit ist edel, mein Herr. —

Ja wohl! ja wohl! Schon bei Unser einem, und erst vollends bei Ihnen! bei einem Manne, der solche Geschäfte macht, solch ein Werk führt! — Wahrlich, ich begreife oft nicht — —.

Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Borgen etwa? noch ehe die alte Schuld ganz getilgt ist? — Oder wieder Nachrichten von der Wittwe, Ihrer Nachbarinn, bringen? — Da! Wenden Sie sich an meinen Vater, und nicht an mich! —

Indem noch Herr Specht mit den Augen in allen Winkeln war, und nicht wußte, ob er gehen oder bleiben, ob er schweigen oder antworten sollte, drehte der alte Herr Stark, dem nachgerade das Gehör ein wenig schwach ward, und der nicht wußte, o b er etwas und w a s er hörte, sich auf seinem Stuhle herum, und half

ihm durch den freundlichsten Willkommen von seiner Herzensangst. — Der Sohn warf sich wieder an seinen Tisch, um weiter zu schreiben.

Nun? Und was steht denn zu Diensten? sagte Herr Stark, nach mehrern unbedeutenden Fragen — denn umsonst pflegt er nicht zu kommen, mein lieber Pathe.

Ich — ich wollte so frei seyn, stotterte dieser, indem er schielende, mißtrauische Blicke nach dem Sohn zurükwarf — ich habe, diese Tage über, Gelegenheiten gefunden — so allerhand kleine Gelegenheiten. — —

Das versteh' ich ja nicht. Was für Gelegenheiten?

Ich meyne: einen vortheilhaften Handel zu schießen, mir einen kleinen Gewinn zu verschaffen —

Ja so! — das ist mir lieb; das ist schön. — Immer zugegriffen, mein lieber Specht!

Aber — wie's denn bei Anfängern geht — die Beutel sind so eng und so flach. So wie man hineingreift, hat man auch auf den Boden gegriffen. — Dies war, beiläufig zu sagen, einer der eigenen Einfälle des Herrn Stark, die Herr Specht sich sorgfältig zu merken und gelegentlich bei ihm selbst, mit immer gutem Erfolg, wieder anzubringen pflegte. — Und da wollt' ich denn also — wenn's ohne Beschwerde geschehen könnte — —

Sich frischen Vorrath holen. Nicht wahr? — Nur heraus mit der Sprache!

Herr Specht lächelte, und schlug den Alten mehrmalen hinter einander, mit den äußersten Fingerspitzen, sanft und schmeichlerisch auf die Schulter. — Sie sind doch ein vortreflicher Mann, liebster Herr Pathe —

Ja, ja! Weil ich ein so guter Prophet bin. — Aber was war's denn, das er vorhin mit meinem Sohne absprach? Hat er sich dem schon entdeckt?

Ich wollte. — Ich hatte die Absicht; aber — der junge Herr —

Wird vermuthlich bedauert haben? wird sich ausser Stande gesehen haben, zu dienen?

So schien's beinahe. —

Es kann Ernst damit seyn — die Zeiten sind sich nicht immer gleich, und ich denke, es mag ihm jetzt selber fehlen.

Hehehe! — liebster, bester Herr Stark! Wie Sie doch manchmal zu spaßen wissen!

Zu spaßen? sagte der Alte, und wies nach dem andern Tisch auf die reichgestickte Weste hinüber. — Sieht er denn nicht, daß mein Sohn sein Gold hat verarbeiten lassen? — Ein jeder freilich nach seinem Geschmack! Der Eine hälts mit einer vollen, der Andre mit einer flimmernden Tasche.

Dieses Wort, in keiner ganz üblen Laune und mit einem ziemlich gutmüthigen Tone gesagt — denn Herr Stark war wohl Spötter, aber kein hämischer, und wenn er im Verdrusse erst wieder witzig ward, so war das immer ein Zeichen seiner schon wiederkehrenden Ruhe — dieses Wort folgte auf zu bittre, zu ernstliche Vorwürfe, und ward in Gegenwart eines zu gehaßten, zu verachteten Menschen gesprochen, als daß es auf das Herz des Sohns nicht eine sehr unglückliche Wirkung hätte thun sollen. Er sprang mit Ungestümm auf, murmelte heftige, unverständliche Worte zwischen den Zähnen, und warf die Thüre.

IV.

Mein Gott! sagte Herr Specht, dem vor Schrecken beide Arme am Leibe niedersanken; der junge Herr war ganz erhitzt, ganz ergrimmt. Ich will doch nicht hoffen, daß meine Gegenwart — —

Nicht doch; tröstete ihn der Alte, dem seine Uebereilung schon innerlich zu gereuen anfing; es ist nur seine Art so; er machts nicht anders. — Dann gab er Herrn Specht die benöthigte Summe, mit hinzugefügter Warnung, daß er sein Geld nicht verstecken, sich nicht in mehr oder in größere Geschäfte verwickeln sollte, als die er verstände, und die er bezwingen könnte. — Uebrigens, sagte er, wünschte ich, um Lebens und Sterbens willen, eine kleine Verschreibung. Er kann sie mir diesen Nachmittag bringen.

Gewiß! gewiß! sagte Herr Specht, und klopfte ihm wieder, wie zuvor, mit leichter schmeichelnder Hand, auf die Schulter. — Ich dacht' es doch gleich, liebster Herr Pathe, daß mir von Ihnen würde geholfen werden. Auch meine Frau sagte: geh immer! So ein Mann, sagte sie, wie der Herr Stark ist, lebt auf der Welt nicht weiter. — Nun, guten Morgen! guten Morgen!

Er hätte ein Vieles darum gegeben, wenn er das unglückliche Wort von der Frau hätte zurückholen können; aber es war heraus, und mit dem Forteilen wollt' es nicht glücken. Herr Stark winkte ihm, wieder umzukehren, und drohte ihm, nicht ohne Ernst, mit dem Finger. — Weil er doch selbst von ihr anfängt, mein

lieber Specht, und weil ichs bisher immer vergessen habe; — sag' er mir einmal recht aufrichtig: Wär' er nicht ein wenig verliebt in die Frau?

Je nun, stotterte dieser — ein junger Ehemann — freilich —

Der selige Lyck, denk' ich, war's auch. Und nun, die Wittwe — die ihm das Seinige vertändelte, verputzte, vertanzte, verschmaus'te — er weiß ja wohl besser, als ich's ihm sagen kann, in was für Umständen die ist. — Nehm' er sich in Acht, lieber Specht! Sey er auf seiner Hut!

Aber wie so, bester Herr Pathe? wie so? — Meine Frau — —

Ist mir gar sehr nach der Mode. Alles, was nur aufkommt, das macht sie mit. Und darum stell' ich mir vor — weil er doch nur ein Anfänger ist, und weil ich ihn doch sonst als guten Haushälter kenne — ich stelle mir vor: Er hat so eine gewisse schwache Seite, und die junge Frau hat die ausgekundschaftet. — Hab' ich's getroffen?

Liebster, bester Herr Pathe — —

Man gesteht das nicht gerne. Schon gut! — Aber ich bitt' ihn, als Freund: nehm' er sich in Acht! Sey' er ein Mann! — Bei einer schlechten Wirthinn geht der beste Wirth von der Welt zu Grunde; da ist kein Haltens. Er füllt da in ein löcherichtes Sieb; und wenn er sich auch zu Schanden füllte; er bringt in Ewigkeit nichts hinein. — Ich weiß zwar wohl, fuhr er nach einem Weilchen mit Schmunzeln fort, wie's die Weiber zu machen pflegen —

Ja freilich, freilich, seufzte hier Specht, und fuhr sich mit dem Finger hinter die Ohren. Da steckts!

Wie sie den jungen Mann in die Enge treiben; Launen haben, Zufälle haben, Beklemmungen und Ohnmachten haben — Gott weiß, was Alles? — und wie dann auf einmal wieder das Wetterglas steigt und heitre Sommerluft wird; wie sie da schmeicheln, liebkosen, tändeln, und dann so unversehens, als wenn ihnen nichts drum wäre, damit herausrücken: die da, die trägt dieß und trägt das; die geht hier hin und dort hin; die macht dieß mit und das mit: — die Närrinn! — Unser eine ist doch eben, was sie ist. —

Nun wahrhaftig! rief Specht, dem über der guten Laune des Alten das Herz wieder ganz leicht ward. Es ist, als ob Sie hätten dabei gestanden.

Und wenn sie dann den guten Tropf in der Schlinge haben: wie sie da küssen, liebäugeln, herzen —

Ganz, wie sie's zu machen pflegen! — indem er die größte Verwunderung vorgab — ganz nach der N tur! Zug vor Zug!

Ei, ich weiß das. Ich bin ja alle die Schulen durchgegangen. — Aber zum Henker, Pathe! Der Mann mu ; Mann seyn; er muß ein Herz von Stahl und von Eisen haben. — Immer liebreich, nie verliebt, ist die Regel. — Und was verliert man denn, wenn man sich darnach hält? Man gewinnt! Denn wer der Frau nachgiebt, der hat nur dann und wann gute Tage; wer sein Ansehen behauptet, der hat sie immer. — Oder meynt er etwa, daß die junge Frau des Mannes nicht eben so bedürftig ist, als der junge Mann ihrer? — Possen, Possen,

mein lieber Specht! Eben so bedürftig, und unter uns: oft wohl mehr!

Nun wart! sagte dieser, indem er hinter sich sah, und die strengste Mine zog, die in sein flaches Gesicht nur hineinwollte — an das Gespräch will ich denken. Ich will dich mir künftig anders ziehen.

Aber mit Art, versteht sich. Mit Art!

Ei freilich! die Art ist die Hauptsache. Die muß nicht vergessen werden. — Und nun wandt' er Geschäfte vor, die ihn eiligst nach Hause riefen, und ging. Des festen Vorsatzes vermuthlich, nichts zu wagen, was ihm vielleicht gereuen, und nichts anzufangen, was er vielleicht nicht durchsetzen mögte.

V.

Während Herr Stark über seinem Streifzuge gegen das schöne Geschlecht aller Sorgen vergaß, ging der Sohn, voll der äussersten Erbitterung, auf seinem Zimmer umher. — So mich zu mißhandeln, rief er; seinen einzigen leiblichen Sohn; und das in Gegenwart eines so verächtlichen, eines so nichtswürdigen Menschen!

Eines so unbedeutenden, armen Wichts, hätte er sagen können, der sich mit Bücklingen und Schmeicheleien durch's Leben windet, und der übrigens noch eine ganz gute, ehrliche Haut ist —

Mich der Verachtung, dem Spott, dem bittersten Hohngelächter Preiß zu geben, und das auf eine so hämische, so gesuchte, so recht ausgekünstelte Art! —

Auf eine freilich ärgerliche, aber dem Alten nun einmal gewöhnliche, und hier von selbst sich darbietende Art, wobei doch, wie sonst immer, der Ehre und des guten Namens geschont ward. —

Mir in dem Augenblicke, wo ich mich hinsetze und für ihn arbeite, so grundlose, so aus der Luft gegriffne, so abscheuliche Vorwürfe zu machen! —

Grundlos nun in der That, wenigstens was Spiel und was Nachtschwärmen betraf; aber darum nicht aus der Luft gegriffen: denn unmöglich konnte der Vater von den jetzigen geheimen Gängen des Sohns anders, als nach Aehnlichkeit der ehemaligen, urtheilen; und so waren sie, in seinen Gedanken, noch immer auf die Caffeehäuser und zum Spieltisch gerichtet. — Daß jetzt wirklich die müßigen Augenblicke des Sohns, und mitunter auch halbe Nächte, zu sehr lobenswürdigen, sehr edlen Handlungen verwandt wurden; das war niemanden weniger, als dem Vater, bekannt: und diese lobenswürdigen, edlen Handlungen hatten auch so ein gewisses Aber, daß sie der Sohn für keinen Preis dem Alten hätte wollen bekannt werden lassen. —

Doch zu Bemerkungen, die den Vater hätten entschuldigen oder gar rechtfertigen können, war füritzt der Sohn nicht gestimmt; er sprach vielmehr sich selbst durch die heftigsten, überspanntesten Ausdrücke immer tiefer in den Verdruß hinein, und endigte zuletzt mit dem Entschluß, seine Lage auf einmal und so ganz zu verändern, daß er schlechterdings ausser aller Verbindung mit dem Vater hinaustråte, nicht bloß das väterliche Haus, sondern auch

die våterliche Stadt verließe, und an einem ganz fremden Orte mit dem Wenigen, was er vor sich gebracht hatte, ein eigenes Haus errichtete. Die Vernunft selbst, glaubte er, billigte nicht nur, sondern beföhle diesen Entschluß; denn seine vollen dreißig Jahre hatt' er bereits verlebt, und zwar in so herznagendem Kummer, in so tödtenden Aergernissen und Sorgen, daß die zweiten dreissig zu hoffen Thorheit war; und warum er, eines wunderlichen, grillenhaften, unverbesserlichen Vaters wegen, mehr als die erste, schönste Hålfte seines Lebens aufopfern sollte, das könnt' er nicht einsehn. Sein Herz sprach dagegen zu laut, und im Gesetz fand er's nirgends geschrieben.

In der That war diese Trennung vom Vater kein neuer, sondern ein schon oft gehegter, und selbst bis zum vollståndigsten Entwurf durchdachter Einfall, bei dem das Wie? und Wohin? und durch was für Mittel? schon långst beantwortet, und nur das Wann? noch unentschieden geblieben war. Immer war indeß dieser Einfall mit dem Zorne, der ihn erzeugt, und dem Grolle, der ihn genåhrt hatte, wieder verschwunden. Wenn er sich jetzt in dem höchsterbitterten Gemüthe des jungen Mannes fester setzte, als je, und im kurzen zum entschiednen, unwiderruflichen Vorsatze ward; so hatte das einen noch ganz andern Grund, als die Launen des Vaters; aber einen Grund, womit Herr Stark sich so äusserst geheim hielt, daß er ihn kaum sich selbst zu gestehen wagte. Von jeher war es sein Lieblingsentwurf gewesen, sich mit einer der reichsten und glänzendsten Partieen der Stadt zu verbinden: jetzt auf einmal spielte die Liebe ihm den muthwilligen, hämischen Streich, daß sie ihn mit allen seinen Neigungen zu einer Person hinriß, die von den

Vorzügen, welche sonst Liebe entschuldigen, auch nicht einen besaß. Weder war sie von besonderer Schönheit des Gesichts oder des Wuchses, noch stand sie in der ersten Blüthe der Jugend, noch zeichnete sie sich durch grosse, schimmernde Geisteskalente aus, die auch ohnehin an Herrn Stark keinen gar eifrigen Bewunderer mögten gefunden haben. Güter hatte diese Person vollends gar nicht, außer solchen, die es eigentlich bloß für den ersten Besitzer sind, und die auf Andre als Güter nie so recht übergehen können: ein Paar liebenswürdige Kinder. Kurz, es war eben die Madame Lyk, wegen deren Herr Specht so verhaßt war, und über die wir den Vater so strenge haben Kunstrichtern hören.

Es ist bekannt, daß man in lebhaften Träumen zuweilen sich selbst fragt: ob man denn wache oder nur träume? und daß die Antwort immer das Gegentheil des wirklichen Zustandes auszusagen pflegt: man wache. Herr Stark hatte mehrmalen, wenn er der Madame Lyk in sehr zärtlichen Empfindungen gegenüber saß, sich ganz ernstlich befragt: ob er noch frei oder verliebt sey? und immer war noch die Antwort gefallen: frei. Gleichwohl war ihm bei dieser Freiheit nicht so ganz wohl zu Muthe: denn auf den zwar undenkbaren, aber doch an sich nicht unmöglichen, und nur zum Scherz so angenommenen Fall, daß er irre, konnte er alle die bittern Höhnereien vorausdenken, womit ihn zu Hause der Vater, und ausser dem Hause die vielen Familien verfolgen würden, die mit der beschwerlichen Waare ihrer erwachsenen Töchter auf einen so reichen Erben und zugleich so schönen, blühenden Mann, als Herr Stark, trotz allen vom Vater erlittenen Drangsalen, noch immer war, etwa ein

Auge haben mögten. Das Beste wäre auf diesen Fall gewesen, Madame Lyk nicht weiter zu sehen; aber dieses ging, so lange man mit ihr an Einem Orte lebte, aus hundert Gründen nicht an; und so ward denn jenes erkannte, oder vielmehr nur ganz undeutlich empfundene Beste dahin näher bestimmt, daß man sich von diesem Orte, je eher je lieber, müßte loszureissen suchen. — Doch, wie gesagt, mit diesem stärkern, eigentlich entscheidenden Bewegungsgrunde kam es zu keinem rechten Bewußtseyn; Herr Stark hätte Leib und Leben darauf verschworen, daß es bloß der wunderliche, unausstehliche Alte sey, der seinen verdienstvollen, einzigen Sohn, welcher so lange Jahre für ihn und die Familie gearbeitet hatte, in die weite Welt jagte. Wie gut sein Herz seyn müsse, erkannt' er hiebei aus dem Kummer, womit er an den üblen Ruf und an die außerordentliche Verlegenheit dachte, in die der Alte unausbleiblich gerathen müßte; aber einmal wollt' es dieser nicht anders haben, und der Sohn konnte nicht helfen.

VI.

Der Einzige in der Familie, der von dem Herzenszustand des jungen Herrn Stark zwar nicht völlige Kenntnis, aber doch ziemlich wahrscheinliche Spuren hatte, war der Schwager, Herr Doctor Herbst. Er hatte dem seligen Lyk, als Hausarzt, in seiner letzten Krankheit gedient; er wußte, daß wegen Handlungsverdrüßlichkeiten große Feindschaft zwischen ihm und Herrn Stark, dem Sohne, geherrscht hatte, und er selbst war Vermittler bei der sehr rührenden Aussöhnung gewesen, die vor dem

Tode des erstern vorhergegangen war. Bei dieser Aussöhnung hatte Herr Stark dem Sterbenden in die Hand versprochen, daß er, auf den Fall seines Hintritts, die Wittwe mit Rath und That unterstützen, und besonders die Handlungsangelegenheiten, von denen Herr Lyk gestand, daß sie in nicht geringer Unordnung wären, möglichst aufs Reine bringen wollte. Dieses edelmüthige Versprechen hatte Herr Stark mit dem größten Eifer erfüllt; er hatte ganze Monate hindurch jeden Augenblick, den er eigenen Arbeiten hatte absparen können, den Angelegenheiten der Wittwe gewidmet, und schon mehrmalen hatte der Doctor, wenn er der sehr kränklich gewordenen Frau noch spät Abends einen Besuch gab, ihn in voller, eifriger Arbeit über ihren Büchern getroffen. Er hatte bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die wirklich großen und liebenswürdigen Tugenden, welche Madame Lyk in ihrer jetzigen traurigen Lage so viel Anlässe zu entwickeln fand, und welchen er selbst volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, das Herz des Schwagers nicht ungerührt mögten gelassen haben. Besonders war ihm die Verwirrung und der rasche Unwille aufgefallen, womit einst Herr Stark eine ganz unschuldige, mehr im Scherz so hingeworfene Warnung, sich nicht zu verlieben, aufgenommen hatte; auch hatte er viel Licht aus der gleich darauf folgenden dringenden Bitte geschöpft, daß er doch, ums Himmels willen, von dem ganzen Umgange mit Madame Lyk, in den er ja selbst ihn hineingezogen, der Familie, und besonders dem Vater, kein Wort verrathen mögte.

Indessen, so gewiß, nach der Semiotik des Doctors, dieses Zusammentreffen von Diensteifer, Blödigkeit und

Geheimthun auf Liebe hindeutete; so glaubte er's mit dieser Liebe doch keineswegs so weit gediehen, daß er sie in irgend einiger Verbindung mit dem Entschluß hätte denken sollen, den ihm jetzt der junge Mann zu seinem größten Mißfallen kund that. Herr Stark verlangte auch über diesen Entschluß das Geheimnis; aber dieses schlug der Doctor ihm förmlich ab; er versicherte sich vielmehr sogleich des lebhaftesten Beistandes der Frau und der Schwiegermutter, um den jungen Mann von einem so raschen und für die ganze Familie so höchstnachtheiligen Schritte zurückzuhalten. Daß es mit diesem Schritte voller Ernst sey; daran konnt' er nach Allem, was er sah und hörte, und besonders nach den Briefen, die man ihm vorgezeigt hatte, nicht zweifeln.

Alle Mühe, die man nunmehro vereinigt anwandte, um Herrn Stark zu besänftigen und ihn von seinem Vorsatze abzuziehen, war rein verloren. Den Gründen des Schwagers sezte er andere Gründe, den Bitten und Thränen der Mutter die feurigsten Betheurungen der Liebe und des Gehorsams, mit Ausnahme dieses einzigen Puncts, und den abwechselnden Liebkosungen und Spöttereien der Schwester Unempfindlichkeit und Unart entgegen. Man bemerkte, daß, je mehr man ihn zu beugen und zu erweichen suchte, desto steifer und hartnäckiger er auf seiner Meinung bestand; und so ward denn, in einer geheimen Familiensitzung zwischen Mutter, Schwiegersohn und Tochter beschlossen, daß man einen ganz andern Weg einschlagen, und da mit dem Sohne nichts auszurichten sey, sein Heil mit dem Vater versuchen wollte. Man hielt sich versichert, daß auf das erste freundliche Zureden des Vaters der Sohn mit Freuden einen Entschluß

würde fahren lassen, wobei er selbst am ersten und am meisten verlieren müßte; auch war man ganz darinn einig, daß der hofmeisternde Ton und die spöttelnde Laune des Alten zuweilen ins Unerträgliche fielen; daß ein Sohn in männlichen Jahren anders, als im Knaben- und Jünglings-Alter müßte behandelt werden, und daß jeder Mensch seine ihm eigene Sinnesart habe, die man wohl in gewissen zufälligen Aeusserungen leiten, aber nie im Ganzen und im Wesentlichen umschaffen könne. Der Alte selbst, hoffte man, würde, nach seiner sonstigen Billigkeit und Vernunft, sich hievon leicht überzeugen lassen.

Doch, was die Leichtigkeit des Ueberzeugens betraf, so gerieth man bald wieder in Zweifel. Herr Stark hatte der Proben von Steifheit und Unbiegsamkeit des Charakters zu viele gegeben, und man ward daher einig, den Angriff auf ihn ja nicht übereilt oder tumultuarisch, sondern behutsam und methodisch zu machen. Die Beobachtungen, nach welchen man den Plan verabredete, waren folgende. Der Alte hegte von dem Verstande und der gesunden Beurtheilung des Doctors sehr vortheilhafte Begriffe; der Doctor demnach sollte zuerst erscheinen, ihm die Entschliessung des Sohns eröffnen, und ihn von der Nothwendigkeit sowohl als Billigkeit, sein Betragen zu ändern, mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck, belehren. — Das Wort der Mutter war in Familien-Angelegenheiten immer vom größten Gewicht gewesen, und schon oft, obzwar nie in einem so kitzlichten Falle, war ihren dringenden Vorstellungen, wenn auch mit einigem Kopfschütteln, nachgegeben worden: die Mutter also sollte nach dem Doctor hereintreten, und wenn die

Vernunft des Alten schon wankte, den Widerstand seines Herzens durch Bitten, und allenfalls auch durch Thränen, zu brechen suchen. — Von der Tochter wußte man, daß sie mit ihren Schmeicheleien und Einfällen eine wunderbare Gewalt über den Vater hatte, und daß sie, wegen großer Uebereinstimmung ihrer eigenen Gemüthsart mit der seinigen, sich in allen Krümmungen und Wendungen seiner Laune geschickt ihm nachzuschmiegen und ihn fast immer zu ihrer Absicht herumzuholen wußte: die Tochter also sollte zulezt erscheinen, und dem durch Mann und Mutter schon ganz erschöpften und abgematteten Eigensinne des Alten den lezten Gnadenstreich geben. — Bei diesem ganzen schönen Entwurfe äusserte bloß die Mutter noch etwas Furcht: der Doctor hielt sich, unter göttlichem Beistande, guten Erfolgs versichert, und die Tochter vollends vermaß sich mit großer Freudigkeit, daß keine — wenn nur erlaubte und ehrliche Sache in der Welt seyn müßte, wozu sie ihren lieben, alten, Seelenguten Vater nicht hinschmeicheln oder hinbitten wollte. Doch säumen, meynte sie, müsse man nicht mit dem Angriff: denn der Bruder mache schon allerlei bedenkliche Anstalten, die auf eine nahe Abreise zielten; auch sey nur eben der jährliche Abschluß der Handlungsbücher geendigt, und dieser Zeitpunct müsse dem Sohn zur Trennung vom Vater nothwendig der schicklichste dünken. Das Scharfsinnige dieser Bemerkung, die den beiden Andern entwischt war, ward erkannt und gelobt: ihr zufolge ward nun einmüthig festgesetzt, daß man gleich den andern Morgen sich frisch an das Werk machen wollte.

VII.

Es war ein Capital zahlbar, und Herr Stark saß vor einem Tische voll Sächsischer, Brandenburgischer, Hannöverischer und Braunschweigischer Neuer Zweidrittelstücke. Er zählte, da der Doctor hereintrat, das angefangene Häufchen von funfzehn Stück geschwind zu Ende, und hieß ihn dann mit frohem Herzen willkommen. Seine erste Frage war nach ihm selbst, und gleich die zweite war nach den Kleinen.

Die sitzen zu Hause über den Büchern, sagte der Doctor.

Bravo! bravo! die fangen früh an; die werden schon vorwärts kommen. — Und ist denn wirklich Trieb da? ist Kopf da?

So viel ich jezt noch beurtheilen kann: beides. Ich bin zufrieden mit meinen Kindern.

Ich auch. Ich auch. — Ha, wenn ich die guten Kleinen nicht hätte! Wär ich nicht ein armer Mann mit alle dem Bettel? — indem er die Hand verächtlich gegen den Tisch warf. — Für wen in der Welt hätt' ich gesammelt? gearbeitet? Denn mein Sohn da, der Freigeist — —

Eben von dem, bester Vater, mögt' ich mit Ihnen reden.

Sehr gerne. Nun?

Nur müssen Sie auch Gedult haben, mich anzuhören.

Ich habe. — Zeit und Geduld; alles beides.

Sie sind so eingenommen gegen den Sohn. Sie werfen die Schuld seiner Fehler immer auf ihn allein. — Sollt' es nicht vielleicht einen Andern geben, der mit ihm theilte?

Einen andern? Der möchte mir schwer zu errathen werden. Der ist —?

Ein sonst guter, billiger, vortreflicher Mann. — Denn um nur Eins zu erwähnen, und eben das, was Sie doch am meisten auf ihn verdreußt: Ist's so ganz seine eigene Schuld, wenn er noch ledig blieb?

Nun? ist es denn meine?

Ein wenig, dächt ich.

O ja! Oder wenn's um und um kommt, wohl ganz. — Freilich, so ein Weib, wie man sie jetzt täglich zu seinem Aerger herumflattern sieht; — ein Weib mit Tausenden, das ihm Tausende durchgebracht hätte, das keinen Ball, keine Redoute versäumt, Trisset und Liebensintriguen gespielt, weder Mann noch Kinder geachtet hätte; kurz, Herr Sohn — so ein Weib, wie sie die neuste Mode-Erziehung ausbrütet, und womit er am Ende wohl gar — mir wird übel und wehe; — zu Schimpf und Spott der ganzen Familie vor's geistliche Gericht hätte laufen müssen; so eins hätt' er wohl gerne gehabt, von Herzen gerne: und konnt' ich das dulden? konnt' ichs recht sprechen, daß er mit sichtlichen Augen in sein Verderben rennte? — Wenn ich zu ihm sagte: Sieh, Sohn! Da ist ein hübsches, stilles, sittsames Mädchen, braver, ehrlicher Eltern Kind; — das wird zwar

nur wenig haben, wird vielleicht nichts haben; aber es ist in Gottesfurcht und in Einfalt erzogen: — nimm's! und es wird dankbar gegen dich seyn; es wird dich lieben, wird deine Kinder lieben, wird sie erziehen, daß Gott und Menschen an ihnen Freude haben; wird dir mehr Tausende ersparen, als dir jenes zubringt: — konnt' ich da durchdringen? Stand er da nicht vor mir — mit einem Gesichte, mit einer Unterlippe — so hängend! so albern!

Sie haben da freilich Recht — völlig Recht —

Nun dann!

Aber wenn Sie's auch sonst in Allem, wenn Sie's in jeder erdenklichen Absicht hätten: — in einer einzigen, weiß ich doch nicht, ob Sie's haben? — Er sagte dieß mit einem sehr bescheidnen, beinahe furchtsamen Tone.

Die mögt' ich wohl näher kennen. Die ist —?

Ihre ganze Art, wie Sie sich mit ihm nehmen. Ihr Ton, worinn Sie von früh bis in die Nacht mit ihm reden.

Hm! — Aber ich bin nicht unbedeutsam; ich nehme Lehre an. — Wie soll er gestimmt seyn, mein Ton?

Liebreicher, freundlicher — väterlicher, wenn ich das sagen darf.

Und ist er denn rauh? Ist er stürmisch?

Wenn er das lieber wäre! — Dann und wann ein wenig Jähzorn, Unfreundlichkeit, Eigenwillen; wer verzeiht das nicht gern einem Vater, und einem so guten Vater?

Verzeiht das! — Drolligt!

Nur dann wieder Güte, Offenheit, Liebe, Vertrauen! — Aber Ihr schneidender, Ihr empfindlicher Ton — — Hier rückte der Alte am Stutz, und der Doctor fand für gut, etwas lindernde Mittel hinzuzusetzen — — Sie müssen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht, so zu reden; ich sag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachsicht — — Ihre ewig fortgesetzten Spöttereien und Anspielungen, die, gleich kleinen Schlägen, jeder an sich nur sanft sind, aber zu schnell hinter einander und immer denselben Fleck treffend, zuletzt unerträglich werden; — kurz, Ihr Necken, Ihre witzigen Ausfälle — —

Genug! sagte der Alte; genug! Dagegen läßt sich nichts aufbringen. Sie haben Recht.

Und dürft' ich denn also hoffen —?

Was? — was? — indem er ihn mit ein Paar großen und stieren Augen ansah, die den Doctor ganz irre machten: — daß ich in meinen Jahren mich ändern; daß ein alter, verwachsener, knotigter Stamm sich nun noch biegen und ziehen sollte? — Das ist unmöglich, Herr Doctor; unmöglich!

Nun ward der Doctor, der es so gut gemeynt hatte, auch an seiner Seite verdrüßlich. — Sie verfallen schon wieder in Ihren Ton. —

Schon wieder? Und das mit Ihnen, mit dem ich doch sonst eben nicht witzle? — Er sagte das Wörtchen: Witzeln mit einem ganz eigenen Nachdruck. — Nun, Sie sehn dann wohl selbst: ist unmöglich, unmöglich! —

Gleichwohl — habe ich Mitleiden mit meinem Sohn, und ich komme da eben auf einen Gedanken — auf einen, glaub' ich, guten Gedanken — den aber nur Sie würden ausführen können.

Nur ich? —

Sie haben mir so eben Ihre grosse Gabe dazu bewiesen.

Wie versteh' ich das? Welche Gabe?

Je, die glückliche Gabe, Fehler zu sehn und zu sagen. Wie, wenn Sie nun gingen, und meinem Sohn auch die seinigen sagten? — denn daß er ihrer hat, dafür steh ich. Recht derbe Fehler! — Wenn Sie zu ihm sprächen: „Sie müssen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt „mir freilich nicht so zu reden; ich sag' es nur im Ver„trauen auf Ihre Nachsicht" — oder wie Sie es sonst herumbringen; wie Sie sonst Ihre Pille versilbern wollten: — Sie werden das ja wissen, Herr Doctor —

Gut! gut! sagte dieser, und biß voll Unmuths die Lippen.

Kurz, wenn Sie sprächen: „die bewußte Unterre„redung mit unserm Alten hab' ich gehabt. Es ist doch „ein wunderlicher, eigenwilliger, hartnäckigter alter „Mann. Steif ist sein Rücken, und steif ist sein Kopf. „Beide würden eher brechen, als biegen. — Wie, wenn „lieber Sie, der jüngere Mann, die Fehler ablegten, die „den grämlichten Alten auf Sie verdrüssen? wenn Sie, „zum Beispiel, ein gesetzterer Mensch, ein sparsamerer „Wirth, ein aufmerksamerer Kaufmann würden? Ich „stünde Ihnen dann mit meiner Ehre dafür" — und hier meine Hand darauf, daß Sie Ihr Wort nicht bereuen

sollten! — „ich stünd' Ihnen mit meiner Ehre dafür:
„der Alte sollte uns anders werden; er sollte seinen
„Sohn lieber haben, als seinen Witz; er sollte keine
„grössere Sorge auf dem Herzen tragen, als wie er den
„einzigen Erben seines Hauses und seines Namens glück-
„lich machte." — Hier drehte sich Herr Stark wieder
gegen den Tisch, und griff nach den Beuteln. — Den-
ken Sie der Sache gelegentlich nach! Es ist ein Vor-
schlag zur Güte.

Ich sehe wohl, sagte der Doctor, der seinen Verdruß
kaum mehr bergen konnte — es ist nichts mit Ihnen zu
machen.

Finden Sie das? — Das hat schon Mancher gefun-
den. Das ist fast immer so mit Leuten, die nach Grund-
sätzen handeln.

Und so muß ich's Ihnen denn nur gerade heraussagen.
Sie werden erschrecken; aber — — Ihr Sohn — —

Mein Sohn?

Er will von Ihnen — will fort!

Dem Alten war jetzt eben ein Zweidrittelstück in die
Hände gefallen, das ihm nicht so recht echt schien. Er
besah es von vorn und von hinten, warf es auf den
Tisch, um den Klang zu hören, und musterte es endlich
aus. — Dreizehn, vierzehn, funfzehn. — Will von
mir? Wohin?

So gelassen dabei? — Aber Sie denken vielleicht:
es sey nur Vorwand, nur Kunstgriff. — Ich schwör' es

Ihnen dann auf Ehre: er will fort, will nach Br**, auf nimmer Wiedersehen.

Will er? — Hahahaha!

Sie lachen?

Ueber etwas sehr Lächerliches.

Nun beim Himmel! So finde ichs nicht.

Aber ich! — Lieber, lieber Herr Sohn! So etwas für Ernst zu nehmen!

Und wofür sonst?

Für nichtigen, leidigen, elenden Trotz.

Ich fürchte, Sie werden bald anders denken. — Ja, wenn es das erste Mal wäre, daß er den Einfall hätte! Aber er hatt' ihn schon öfter. — Und so leicht es mir Anfangs ward, ihn zurückzuhalten, so schwer ward mir's nachher.

Natürlich! Weil Sie sich gleich Anfangs zu viele Mühe gaben.

Er geht aber. Denken Sie an mich, lieber Vater! Er geht! — Und nun — was wird die Welt davon urtheilen? Ihr Sohn ist für keinen üblen Mann bekannt, und Sie selbst werden ihn so nicht bekannt machen wollen. — Ihre Handlung werden Sie fremden Händen vertrauen müssen. Sie sind zu alt und mit andern Geschäften zu überhäuft, um diese Hände genug zu beobachten. — Ihre Frau wird ihren einzigen Sohn — denken Sie selbst, wie ungern! verlieren: Wir Alle — —

Ach Thorheit! Thorheit! sagte der Alte, und zählte fort.

Wenn Sie's so ansehen — —

Wie anders?

Ich habe dann das Meinige gethan, und muß schweigen.

Lieber, lieber Herr Sohn! — und er drehte sich zu einem ernsthaften Gespräch herum, mit bei Seite gelegter Brille. — Ihre Gründe sind gut, sind vortreflich; aber für wen? Für meinen Sohn oder für mich? — Wenn ihn die Welt als keinen üblen Mann kennt; so hoff' ich sagen zu dürfen: mich kennt sie als einen guten. Auf wen wird also der meiste Vorwurf, der meiste Tadel fallen? — Wenn die Handlung zu Grunde geht; wer ist's, der den Schaden trägt? der verliert? Ich, der Greis, der sein Gutes genossen hat und nun auf die Grube geht? oder Er, der Jüngling, der erst geniessen soll, und — so gerne geniessen mag? — Mit dieser einzigen, ihm ganz zufällig entfahrenen Spötterei war der Alte auf einmal wieder in voller Laune. — Was? was? fuhr er mit einer Art von komischen Unwillen fort; ein Mensch, der nicht das Herz hat, bei einer Frau zu schlafen; der hätte Herz, daß er davon ginge? daß er sich auf seine eigene Hand setzte? daß er hier Alles im Stiche liesse? — Ach Thorheit! Thorheit!

VIII.

Madame Stark, die schon einige Zeit auf ihrem Posten gestanden hatte, glaubte jetzt eine unglückliche Wendung des Gesprächs zu bemerken, und kam herein. Das Mutterherz war ihr übergetreten, und sie hielt das Tuch vor die Augen.

Bist du da, lieber Vater?

Auch die? sagte der Alte in sich, und sah nun im Geist, mit voller Ueberzeugung, auch schon die Tochter kommen. — Ja, wie du siehst, liebe Mutter. — Er stand auf, und ging ihr freundlich entgegen.

Diese Freundlichkeit beunruhigte Madame Stark; sie hätte, nach dem Antrage des Doctors, ihn weit lieber mürrisch und verdrießlich gefunden. — O ich sehe schon, sagte sie, ich werde wieder einmal vergeblich bitten.

Warum? Weil ich freundlich bin, meynst du? — Ich fürcht' es beinahe auch, weil du weinst. — So ein vierzig Jahre mit einander leben, macht doch sehr mit einander bekannt. — Wenn du dein Recht fühlst, weiß ich, da kommst du so zuversichtlich, so freudig, und ich bleibe dann in meiner gleichmüthigen Ruhe: aber wenn du dein Unrecht fühlst, da beweinst du den schlechten Erfolg, den du voraussiehst, und ich bin dann fein freundlich, um dich zu trösten. — Nur gleich die Probe zu machen: Was giebts?

Dein Sohn will von dir — fuhr sie mit grosser Wehmuth heraus.

Wenn er will — Du weißt, er ist kein Jüngling mehr; er ist Mann.

Freilich! Freilich! Und eben darum — —

Richtig! — Eben darum muß er wissen, was er zu thun hat.

Aber ihn verlieren zu sollen! —

Das ist nicht anders. Söhne gehn in die Welt.

Wenn du nur mit ihm reden, nur ein einziges Mal mit ihm freundlich seyn, ihm dein Wort geben wolltest — —

Wie? — wie? — Nun da sieh einmal, Mutter! Sieh, wie recht du hast, daß du weinst! — Ich mein Wort geben? ihm? Und worüber? — Der junge Mensch, seh' ich, wird mir fein aufsätzig, fein trotzig; es verdreußt ihn, einen so wachsamen Beobachter, einen so beschwerlichen Erinn'rer zu haben; er mögte gar zu gern den Mund gestopft wissen, aus dem er so unangenehme Wahrheiten hört; er macht da Plänchen, mich in Furcht zu setzen, in Respect zu erhalten; er mögte mir — wie heißt doch die Redensart? — er mögte mir Brillen verkaufen. Eben jetzt hat er da eine fertig, wovon er glaubt, daß sie mir unvergleichlich stehen müßte; und da kommst du nun, und bittest mit heissen Thränen, daß ich die Nase hinhalten soll, um sie mir aufsetzen zu lassen. — Sage: ist das recht, Mutter? Ist das vernünftig?

Sie hören! sagte die Alte, und streckte die Hand mit dem Tuche gegen den Doctor. — So hat er es immer mit mir getrieben! Das gelt ich ihm! Das bin ich

ihm werth! — So hab' ich mich von jeher müssen verächtlich machen und mißhandeln lassen.

Herr Stark bat, daß sie schweigen mögte; denn das Jammern sey ihm in der Seele zuwider, und Unvernunft hör' er nicht gerne; aber er bat umsonst, und er hätte selbst können schweigen. Endlich besann er sich, daß er ja auf dem einen Ohre taub sey, und daß er über das andre nur den Stutz ziehen dürfe: was er denn unverzüglich that, und sich gemächlich wieder an seine Arbeit setzte.

IX.

Wo sind sie denn? rief die Tochter, indem sie den Kopf zwischen die Thürflügel steckte. — Ei sieh! Alle hier bei dem Vater? — Guten Morgen! guten Morgen!

Schon so frühe? sagte der Alte. Vor Tische?

Ich hatte einzukaufen, mußte vorbei. Husch flog ich herein, um meinem Väterchen einen guten Morgen zu sagen. Denn ich weiß, er sieht mich so gerne. Nicht wahr?

Als ob das noch Fragens brauchte!

Wenn ich nicht so ganz zufällig käme, so hätte mich eins von den Kleinen begleitet; das, was am artigsten oder am fleissigsten gewesen. — Ich küsse Ihnen in Aller Namen die Hand.

Danke. Danke. — Er sah sie bedenklich, aber nicht ungütig an. — Du thust ja heut ausserordentlich freundlich?

Ich thäte nur so? Ich bin's.

Und hast hier noch niemand gesehen? — Deinen Mann nicht?

Den wohl. Am Theetisch.

Deine Mutter noch nicht? — Sie log mit einem Kopfschütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen. — Dann ist's aber nicht artig, ihr nicht die Hand zu küssen.

Ach verzeihn Sie! sagte die Tochter, und küßte ihr, seitwärts lachend, die Hand.

Deinen Bruder wohl noch vielweniger?

Gesehn; aber kein Wörtchen mit ihm gesprochen. Er lief mir da mit einem Gesichte vorbei, mit einem Gesichte! — Huy, dacht' ich, was kümmern mich deine Gesichter? Lauf immer! — Aus meinem guten Humor bringt mich kein Mensch. Denn Sie wissen wohl: ich bin ganz ihre Tochter.

Bist du? sagte der Alte, und lachte mit innigem Wohlbehagen.

Immer munter, immer fröhlich und guter Dinge. Wer's nicht mit mir ist, mag seine Launen für sich behalten. Oder wenn ich mich ja mit ihm abgebe, so geschieht es nur, um ihn auszulachen. Da, der Herr — indem sie mit dem Finger auf den Doctor wies — hat die Erfahrung.

Närrisches Weib! sagte dieser. Hab ich den Launen?

O, du hast! hast! du bist Mann. — Aber doch

wirklich, mein lieber Vater; nahe geht's mir, daß ich den Bruder immer so unlustig sehe. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre glücklich. — Ich meiner Seits, wenn ich dazu helfen könnte — ich thäte Alles.

Doch? Thätest du Alles? — Jaja! — Er war aufgestanden und packte die Beutel zusammen.

Wollen Sie denn fort, lieber Vater?

Ich bin hier fertig. —

Aber Sie könnten doch noch immer ein wenig bleiben.

Wozu? — Er gab ihr einen scharfen, bedeutenden Seitenblick, und drohte ihr mit dem Finger. — Weib! Weib! du hast mit deinem Mann gesprochen, hast mit deiner Mutter gesprochen, hast mit deinem Bruder gesprochen.

Sie meynen: heut? hier im Hause? — Nein wahrlich! Mit Mann und mit Bruder kein Wort.

Also doch mit der Mutter!

Nun? Wäre denn das nicht recht?

Gar sehr. — Aber da kommst du nun mit eben der Bitte, wie sie; nur anders eingekleidet, versteht sich. Was sie tragisch gesagt hat, das willst du komisch sagen. — — Geh! geh! Mit denen da ward ich fertig; aber mit dir — —

Da getraun Sie sich nicht?

Aus Ursache. — Denn sieh! wenn du bittest, da bitten gleich alle deine Kinderchen mit; und das mögte mir denn zu viel werden. — Geh!

O, nun — nun kommen Sie mir gewiß nicht von dannen. Oder wenn Sie gehn, lauf' ich nach. — Gutes, liebes, bestes Väterchen — —

Schmeichlerinn!

Schmeichlerinn? — Das bin ich nur dann, wenn Sie sich nicht erbitten lassen.

Nun, was willst du? Nimm Alles! — Er hielt ihr beide Geldbeutel hin.

Nicht doch! Geben sollen Sie nichts. Keinen Heller.

Aber eine Thorheit begehn, für die ich hinterdrein, um sie nicht begangen zu haben, das Zwiefache, Dreifache gäbe.

Thorheit, sagen Sie? Lieber Gott! — Als ob's Thorheit wäre, einmal recht gütig, recht liebreich zu seyn! — Sie sind das gegen mich; sind's so sehr: Seyn Sie es um meinetwillen auch gegen den Bruder! — Um meinetwillen! Denn Sie helfen mir da von der unangenehmsten Empfindung, die ich nur kenne. — Er beneidet mich — ich habe das mehrmalen bemerkt; — er hat allerhand kleinen Argwohn, daß ich Ihrer wohlthätigen Zärtlichkeit mißbrauche: und fast — wenn man bloß nach dem Scheine geht — hat er Ursache dazu. Denn sagt er nicht eben so gut Vater, als ich, und genießt doch so viel weniger Liebe?

Er von der Mutter, und du vom Vater. So ist's in der Ordnung.

Nein, ich bitte; bitte, so sehr ich kann: Machen Sie, daß er bleibt! daß er nicht fortgeht!

Kann ich ihn halten?

Mit einem einzigen guten Worte.

Hm! — Das, meynst du, soll der Vater dem Kinde geben?

Gut heißt freundlich, nicht bittend. — Wahrlich, er hat Gefühl, er ist dankbar. Er wartet nur auf die erste Eröfnung des väterlichen Herzens, und Sie haben den besten Sohn von der Welt. — Wenn er nun glauben müßte, daß ich seine Entfernung zu seinem Schaden nutzte? daß ich Ihnen für mich und meine Kleinen abschmeichelte, worauf wir zwar Alle kein Recht haben, was aber doch ihm eben so gut zukommen würde, als mir? — Sie wissen, daß das nicht ist, und daß ich dazu ganz unfähig bin; aber er würd' es doch glauben; er würd' es ganz sicher glauben, und meine Empfindung dabei — — Sie hatte Thränen im Auge.

Diese Beweise von Zartgefühl, Schwesterliebe und Uneigennützigkeit, deren Wahrheit ausser Verdacht war, freuten den Alten innigst, und er sah sie mit großer Zärtlichkeit an. Er glaubte, nicht bloß sein Fleisch und sein Blut, sondern auch sein Herz und seine Seele in ihr zu finden.

Liebes, gutes, bestes Väterchen, fuhr sie fort, und nahm Alles zusammen, was sie im Tone Süßes und in der Mine Liebkosendes hatte — alle meine Kinderchen bitten mit. Könnten Sie's abschlagen?

Je nun, sagte der Alte, und fuhr sich mit den Fingern ein paar Mal über die grauen, etwas naß gewordenen Augenwimper — dran werd' ich schon müssen. Ich will mit ihm reden.

Gewiß? gewiß?

Ja doch! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Und bald?

So bald sich's thun läßt. In diesen Tagen.

Ein Mann, ein Wort? Schlagen wir ein?

Da! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Sie lächeln aber so in sich. Worüber?

Ach — über mich selbst. Laß das gut seyn? — Er hatte schon ohngefähr die Art, wie er sich nehmen müßte, im Kopfe, und lächelte fort bis zur Thüre.

Armer Mann! sagte er noch, im Vorbeigehen, zum Doctor; Sie sind gewaltig betrogen. Sie foderten von mir eine Frau, und ich habe Ihnen eine Schlange gegeben.

X.

Nun? triumphirte die Tochter, sobald der Vater hinaus war; hatt' ich nicht recht, liebe Mutter? War's des Schreckens und des Aufhebens werth? — So ein kleiner Zwist in einer Familie gemahnt mich, wie ein Feuer in einer Brandmauer. Das brennt schon aus, ohne Lärmschlagen.

Und du glaubst dich am Ende? sagte der Doctor.

Völlig. Völlig. Der Vater hält Wort.

Er müßte erst mehr versprochen haben. — Aber gesezt auch, daß du zu deinem Zweck kommst, und daß der Bruder für dießmal bleibt — —

Für dießmal? Warum denn nicht immer?

Wird er von seinen Schwachheiten lassen? Wird der Vater von seinem Eigensinn lassen?

Niemals! niemals! seufzte die Mutter.

Schwerlich! stimmte die Tochter mit ein.

Und also! Was sind wir weiter gekommen? — Wir wollten die inneren Ursachen der Uneinigkeit heben, wollten die Quellen des Uebels verstopfen: und da uns nun das nicht gelang — da stellen wir uns hin, und pinseln und pflastern an einem Geschwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird. — Das ist falsche Heilart, fuhr er mit Kopfschütteln fort, wovon ich bei Zeiten zurüktrete, und sie dir allein überlasse.

Klug! klug und gelehrt! sagte die Frau. — Aber auch PfuscherArbeit wird manchmal gute Arbeit. Laß mich nur machen!

Wie aber, wenn du ein Meisterstück machen könntest?

Ein Meisterstück? — Nun?

Er ging mit einem Blick voll Mißmuths umher, und rieb sich die Stirne. — Ach, es ist nicht zu machen. Es ist ein frommer Wunsch, weiter nichts. — Heurathen, heurathen müßte der Bruder. Ein kluges, sittsames, zärtliches Weib müßt' er nehmen.

So eins, wie du hast. Nicht wahr? — Sie sah ihm freundlichlächelnd unter die Augen.

Nun ja! Und wenn auch nur so eins — —

Boshafter! —

Er bot ihr liebreich die Hand, und zog sie in seine Arme. — So ein Weib würd' ihn zu Hause bei seinen Geschäften halten; denn zu Hause wäre ja sie: es würd' ihm alle die Vergnügungen, denen er jetzt nachläuft, verleiden; denn bei ihr fänd er ja beßre: es würd' ihn von den kleinen Thorheiten des Putzes und der Modesucht abziehn; denn man putzt sich ja nicht für die Seinigen, nur für die Welt. —

Er fand den größten Beifall mit dieser Rede. Die Frau liebkoste ihm, und die Schwiegermutter ertheilte ihm Lobsprüche.

Alle Quellen des Mißvergnügens wären dann auf einmal verstopft. Der Vater und wir Alle wären zufrieden. — Ja, wenn es möglich wäre, fuhr er mit einer Art von Begeisterung fort, indem er lebhafter umherging — wenn es möglich wäre, daß er die Wittwe — die gute Wittwe — —

Hier flogen beide Frauenzimmer zu ihm hinan, und brachten ihm ihre Gesichter so nahe, daß er erschrack und zurücktrat. — Was ist denn? Was hab' ich gesagt? fing er an.

Die Wittwe! riefen sie beide aus Einem Munde. — Sprachen Sie nicht von einer Wittwe, Herr Sohn? — Erwähntest du nicht einer Wittwe, mein Bester? — —

Der Doctor war unzufrieden, daß er sich mit seinem Geheimnis so bloß gegeben, und versuchte sein Möglichstes, um es festzuhalten. Er war durchaus nicht zu be-

wegen, daß er es im Ganzen hätte herausgeben sollen. Indessen riß, durch das ewige Fragen, bald die Frau, und bald die Schwiegermutter, ein Stück davon ab; und so bekamen sie endlich so viel davon in die Hände, daß er nicht absah, warum er den unbedeutenden Rest nicht noch freiwillig dazu geben sollte. Ueberdem hatte man ihm das heiligste Stillschweigen gelobt, und Mutter und Tochter hatten einander selbst recht inständig darum gebeten. —

Jetzt, da die Frauenzimmer ihr Geheimnis zu besichtigen anfingen, fand sich, daß sie sehr wenig daran erbeutet hatten. — Die Wittwe hatte Kinder — war ohne Vermögen — war nicht mehr jung; — ihr vier oder fünf und zwanzigstes Jahr mogte sie immer schon zurückgelegt haben; — der Liebhaber schien noch gar nicht entschieden; — der Vater hatte Vorurtheile gegen die Frau; — ihn von Vorurtheilen zurückzubringen, war immer sehr schwer, fast unmöglich: — alle diese Umstände liessen von der Liebe des Sohns, wie aufrichtig und zärtlich sie übrigens seyn mogte, keine Heurath, und noch weniger von so einer Heurath eine feste Grundlage für die Ruhe und Zufriedenheit der Familie hoffen. Man war also wieder in gleicher Verlegenheit, als zuvor.

Indessen tröstete sich die Doctorinn mit dem Gemeinspruche, daß der Mensch nicht zu weit vorausdenken, und wenn nur seine nächste Aussicht nicht trübe und gewitterhaft sey, sich beruhigen müßte. Voller Friede, meynte sie, sey wohl freilich das Beste; aber auch Waffenstillstand — und diesen wenigstens glaubte sie für die Familie bewirkt zu haben — sey schon nicht zu verachten.

XI.

Abends bei Tisch erlitt der Muth der Frau Doctorinn, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unsanften Stoß. Es war Donnerstag, wo, nach der Regel, das ganze Herbstische Haus, bis auf das kleinste Enkelchen herunter, bei dem Alten versammelt, und dieser dann gemeiniglich sehr vergnügt und beredt war. Eins der ersten Gespräche pflegte von denjenigen Kranken des Doctors zu seyn, die der Alte kannte, und an denen er, wenn sie auch sonst ihn nichts angingen, bloß darum, und weil sie Kunden seines Schwiegersohnes waren, viel Theil nahm.

Dießmal fragte er besonders nach einem gewissen Herrn Heil, einem Manne von mittlern Jahren, der eine starke Familie hatte.

O der, sagte der Doctor; der ist schon völlig ausser Gefahr.

Doch? Das ist mir eine sehr liebe Nachricht! — der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur sehr wenig Vermögen da seyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? — Es ist übrigens ein so rechtlicher, ein so stattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. — Aber — wenn ich nicht irre, so sagten Sie ja nur noch vorgestern: er sey der Schlimmste von Ihren Kranken; es sey Ihnen ganz bange um ihn?

Da stand's auch mit ihm soso. Er lag da eben in einer Krisis.

Was heißt das? — Krisis; — Das Wort, deucht mir, hab ich schon öfter gehört.

Das Wort ist griechisch, mein lieber Vater.

Ei meinetwegen arabisch! Ich mögte den Sinn davon wissen. — Ihr Herrn nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? — Eine deutsche Krankheit wird doch keine griechischen Zufälle haben?

Aber Zufälle, die sich zu deutsch nicht so kurz wollen sagen lassen. — Krisis nennt man bei hitzigen Fiebern die letzte, stärkste Anstrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochter Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte, und wiegte mit dem Kopf vor sich hin. — Das ist nun deutsch; — in der That!

Deutsch, wie Griechisch. Nicht wahr?

Beinahe. —

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn sie sich von den gesunden Säften, denen sie beigemischt war, schon so abgesondert hat, daß der Körper sich ihrer entschütten, oder wo nicht völlig entschütten, sie doch nach aussen hin absetzen kann. — Hat die Natur zu dieser Wirkung noch Kraft, so genest der Kranke; hat sie keine, so stirbt er. — So lange nun dieses glückliche oder unglückliche Bestreben der Natur fortdauert, sagt man von einem Kranken: er sey in der Krisis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun ver-

steh' ich. — Und so kann man denn auch in einer Krisis, wo es sich mit der Krankheit bessert, so herzlich krank seyn?

Nicht anders. — Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Krisis vorbereitet wird —— Sie verstehn mich nun schon ——

Vollkommen.

Während dieser ganzen Zeit ist die Krankheit im Wachsen, im Zunehmen; und kurz vor der Krisis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entstehen, die das Uebel auf seinen höchsten Grad treiben, und die man füglich einen kritischen Tumult nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einst einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erschrack.

Nicht doch! — Helfe Gott! muß man sprechen.

Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? — Doch freilich; wenn's mit dem Bewahren zu spät ist, da hat man schon Recht, daß man um's Helfen bittet. — Und die Hülfe kommt denn wohl durch den Doctor; nicht wahr?

Der kann dabei wenig, sehr wenig. Das Meiste und das Beste muß die Natur thun.

So! — Aber der Doctor nimmt doch sein Geld, und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daß er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um desto eher Frieden zu stiften.

Die Anwesenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft saß — und am meisten lachte der Doc-

tor. — Sie wären mir ein treflicher Arzt, lieber Vater. Wissen Sie, daß Sie durch Ihre zu große Thätigkeit, die Krisis stöhren und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie so? Das mögt' ich doch ungern. Der arme Heil!

Eine gestöhrte Krisis zieht immer entweder schleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödliche Versetzungen nach sich, die wir abermals mit einem griechischen Worte Metastasen nennen.

Genug! genug! sagte der Alte; kein Griechisch weiter! — Ich merke wohl, ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeschlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel besser ist's wirklich nicht. Ich gesteh' es Ihnen.

Je nun — Wenns so am sichersten oder am heilsamsten ist, ist's am besten. — Er saß hier einen Augenblick nachdenkend, und spielte mit seinem Teller. — Lieb ist mir's denn doch, daß ich bei der Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritischer Tumult muß behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfältigen Streich können machen.

Wie so? fragte der Doktor.

Ich hätte mich können verführen lassen, mitten in einer Krisis die Cur zu versuchen.

Sie? fragte der Doctor noch einmal.

Der Alte schwieg; aber ein bedeutender, lächelnder

Blick, den er nicht sowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf, wo dieser saß, ließ den drei Verbündeten keinen Zweifel, daß er mit seinen Reden auf den Zustand des Sohnes ziele; nur, wie er ihn in diesem Zustande zu behandeln denke, das blieb ein Räthsel. Nach Tische rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr gespannt als befriedigt. Endlich that die Doctorinn, die gewissermaßen das Orakel der Familie war, und die seit dem Siege von diesem Morgen noch an Ansehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorschlag, daß man sich fürizt den Kopf nicht weiter zerbrechen, sondern die eigne Erklärung, die der Vater durch sein Betragen geben würde, ruhig abwarten solle: ein Vorschlag, den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daß diese Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverlässig seyn müßte, sprang in die Augen.

XII.

Herr Stark, der Sohn, war mit seinen Anstalten zur Abreise bis auf's Einpacken fertig; er war nur noch unentschlossen, wie er Abschied nehmen sollte? Heimlich sich aus dem väterlichen Hause wegzuschleichen, in welchem er kein anderes Andenken, als an geleistete gute Dienste, zurückzulassen sich bewußt war, fiel ihm nicht ein; auch legte ihm sein Herz die Verbindlichkeit auf, eh' er ginge, seinem Vater für die erhaltenen vielen Liebesbeweise so ehrerbietig als zärtlich zu danken. Er hatte sich eine Art von Anrede ausgedacht, die dem Alten gleich sehr die Festigkeit und Unabänderlichkeit seines Entschlusses, als die rechtschaffnen, kindlichen Gesinnungen

eines Sohnes beweisen sollte, den er so hartherzig aus seinem Hause stiesse. Die Ausdrücke, womit er besonders den lezten Zweck zu erreichen hoffte, waren die gewähltesten, die er hatte finden können, und beim Zusammensetzen derselben war ihm eine Menge Thränen entflossen, die insoferne wahre Freudenthränen waren, als sie ihm für unverkennbare Beweise des vortreflichsten Herzens galten. Indessen ward, schon bei dieser Vorbereitung, dem jungen Manne immer bänger und ängstlicher, je lebhafter in seiner Einbildung die Züge des ehrwürdigen väterlichen Gesichts hervortraten; und als er sich endlich zusammennahm, um wirklich sein Wort an den Mann zu bringen, so gerieth das so äusserst übel, daß der Alte keinen geringen Schreck davon hatte.

Die ersten Worte der Anrede: „mein lieber" — kamen so ziemlich heraus, und ein Mann von etwas schärferm Gehör, als Herr Stark, mögte sie haben verstehen können: dann aber gerieth der Redner plötzlich in so ein Stottern, Zittern und Erblassen, daß der Alte, der von den Ursachen dieser Erscheinung keinen Verdacht hatte, mit großer Beängstigung auffuhr, dem Sohne kräftigst unter die Arme griff, und durch sein Rufen um Hülfe das ganze Haus auf die Beine brachte. Das eigne Zittern, das bei dieser Gelegenheit den Alten befiel, die Eile und Sorgfalt, womit er selbst einige dienliche Arzeneien mit Allem, was zum Einnehmen nöthig war, herbeischaffte, und die unablässigen liebreichen Fragen: wie dem Sohne jezt sey? und wie der Zufall ihn angewandelt? machten es diesem, der nicht wenig dadurch gerührt ward, unmöglich, von dem eigentlichen Grunde der Sache nur Ein Wort zu erwähnen. Lieber bestättigte er den Alten

in der Voraussetzung, daß eine Lieblingsspeise, wovon des Mittags zu reichlich genossen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden, Zufalle Schuld sey, und ließ sich eine lange, nachdrückliche Ermahnungsrede gefallen, deren Inhalt das Lob der Mäßigkeit war. — Da er wohl sah, daß es mit dem mündlichen Vortrage durchaus nicht gehen würde, so entschloß er sich nun, zu schreiben, und eh' er in den Wagen stiege, den Brief an Monsieur Schlicht, einen alten invaliden Handlungsdiener, der, nach geschwächtem Gesicht und Gedächtniß, in dem Hause des Herrn Stark eine Art von Haushofmeister vorstellte, sich zu allerhand kleinen Geschäften willigst gebrauchen ließ, und, trotz seines wunderlichen Wesens, das Vertrauen der Kinder, wie der Aeltern, in hohem Grade besaß. —

Ein andrer peinlicher Abschied, den Herr Stark unmöglich anders, als persönlich, nehmen konnte, weil ein schriftlicher, nach dem bisherigen engen Verhältnis, allzukalt würde geschienen haben, war der von der Wittwe.

Die gute Frau befand sich eben in einer sehr beunruhigenden Lage. Ein harter, ungestümer Gläubiger, der an das Lykische Haus eine nicht unbeträchtliche Foderung hatte, bestand durchaus auf Befriedigung, und die Casse hatte schon zu ansehnliche Zahlungen geleistet, um auch noch diese leisten zu können. Die Wittwe wußte, daß, wenn alle aussenstehenden sichern Schulden eingegangen und dadurch die fremden Foderungen völlig getilgt wären, ihr nur äusserst wenig zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Fortkommen übrig bliebe; sie wußte, daß auch dieses Wenige unausbleiblich verloren gehen, und zu dem Elende der Armuth noch die Schande eines öffentlichen

Bruchs hinzukommen würde, wenn das Beispiel von nur Einem Glaubiger alle übrigen ermunterte, ohne Zeitverlust auf sie einzubrechen. Der natürlichste Weg, aus dieser Verlegenheit herauszukommen, war der, sich an ihren so dienstfertigen und zu Diensten dieser Art durch sein Ehrenwort sogar verpflichteten Freund zu wenden; es konnte kein Hindernis für sie seyn, daß die Entdeckung ihrer Noth in der That nur eine versteckte Bitte um thätigen Beistand war; denn niemand wußte so gut, als Herr Stark, daß bei den Vorschüssen, die er ihr etwa machen könne, nichts zu verlieren stehe. Sie sezte sich also nieder, ihn um seinen freundschaftlichen Rath zu ersuchen; allein sie brachte kein Wort aufs Papier; ein noch nie gefühlter, unüberwindlicher Widerwille zwang sie, von ihrem Schreibtische wieder aufzustehen. So ging es ein, so ging es mehrere Male. Endlich fiel natürlicher Weise die Aufmerksamkeit der Wittwe von ihrer äussern auf ihre innere Lage; sie befragte sich selbst wegen der Ursache eines Widerwillens, den wenigstens ihr Freund durch sein Betragen nicht verschuldet haben konnte, da er immer die Güte und die Gefälligkeit selbst gewesen. Sollte sie die Schuld etwa bloß in ihrer Bescheidenheit, in dem Gefühle suchen, daß es empfangene Freundschaftsdienste sehr schlecht erkennen heisse, wenn man so leichtsinnig bereit sey, immer neue zu fodern? Ihr inneres beß'res Bewußtseyn überzeugte sie, nicht zwar von der Falschheit, aber von der Unzulänglichkeit dieser Erklärung. Sie ward endlich zu einem Geständnis genöthigt, welches ihr, so einsam sie war, vor Scham das Blut in die Wangen jagte; zu dem leisen, unwillkommnen Geständnis: daß sie ihren Freund mit etwas zärtlichern, als bloß freundschaftlichen Augen betrachte, und

daß sie nur darum, weil sie ihn liebe, ihm so ungern in ihrer Blöße erscheine. Ihre nach Entschuldigung umherspähende Selbstliebe fand indessen den Grund dieser Leidenschaft — die sie zwar aufs äusserste bekämpfen zu müssen einsah — nicht allein verzeihlich, sondern selbst lobenswürdig: dankbare Empfindungen, und mehr noch für die ihren kleinen Waisen erwiesene Liebe und Achtung, als für alle ihr selbst erzeigte große, nie zu vergeltende Gefälligkeiten, hatten ein Herz verstrickt, das sich noch immer jeder guten und edlen Empfindung ohne Rückhalt dahingegeben hatte.

Diese nur eben geendigte Selbstprüfung gab der Mine der Wittwe, als Herr Stark hereintrat, eine Schamhaftigkeit und Verlegenheit, ihrem Tone eine Sanftheit und Weichheit, wodurch sie einem Manne, der ihr ohnehin schon so sehr ergeben wär, äusserst reitzend erscheinen mußte. Er forschte nach der Ursache ihres kränklichen Aussehens und ihrer Blässe; sie schlug voll Verwirrung die Augen nieder: — Er bat, wenn sie irgend einen geheimen Kummer nähre, sich ihm mitzutheilen, und seine Dienste, falls er ihr nützlich seyn könne, nicht zu verschmähen; sie dankte ihm mit inniger Rührung, aber ohne den Muth zu haben, mit ihrem dringenden wichtigen Anliegen herauszugehen: — Er gestand ihr die Absicht, worinn er komme, und daß er nicht lange mehr so glücklich seyn werde, ihr seine Dienste persönlich anzutragen; sie war sichtbar erschrocken, forschte nach den Ursachen eines so unerwarteten Entschlusses, bat ihn, wenn es irgend möglich sey, davon abzustehen, und klagte, da ihr Bitten vergeblich war, mit nassen Augen ihr Schicksal an, das sie, nach so mancherlei harten Prü-

fungen, nun auch ihres besten, ihres einzigen Freundes beraube. — Ohne Zweifel hatte das unglückliche Verhältnis mit ihrem Gläubiger, aus welchem sie nun durch Herrn Stark herausgerissen zu werden nicht mehr hoffte, oder doch, bei seinen jezt eintretenden eignen Bedürfnissen, auch nur von fern darauf anzutragen nicht die Dreistigkeit hatte, den grösten Antheil an ihrer Wehmuth: Herr Stark indessen, der von jenem Verhältnis nicht im mindesten unterrichtet war, konnte unmöglich anders, als ihre Rührung ganz auf Rechnung ihrer innigen Dankbarkeit, ihrer zärtlichen Freundschaft setzen; und durch diesen Irrthum stieg seine eigene Rührung zu einem so hohen Grade, daß er, nach mehrern fruchtlosen Versuchen, ein Lebewohl hervorzustammeln, und nach nur Einem, aber desto heisserm Kusse auf ihre Hand, sich eiligst von ihr losreissen mußte. Er segnete, indem er auf die Straße hinaustrat, die schon eingebrochne Dunkelheit, die es ihm erlaubte, unbemerkt hinter seinem Tuche zu weinen. Dann erlauschte er vor dem väterlichen Hause den Augenblick, wo er ungesehen in sein Schlafzimmer entschlüpfen konnte, warf sich, nur halb entkleidet, aufs Bette, und erleichterte sein gepreßtes Herz durch Seufzer und Thränen. Er ward von mancherlei zärtlichen Wünschen, von mancherlei schmeichelhaften Hofnungen bestürmt; aber endlich gelang es ihm, durch die Rückerinnerung an seine ausgestandenen Leiden, sie alle von sich zurückzuweisen, und dadurch eine Seelenstärke und Entschlossenheit an den Tag zu legen, wie er sie, nach der sonstigen Weichheit seines gar zu guten Charakters, in sich selbst kaum gesucht hatte. Er sprang auf, zog noch diesen Abend den ReiseCoffre aus seiner Kammer, öffnete Kasten und Schränke, und belegte alle Stühle mit Wäsche

und Kleidungsstücken, um sie am folgenden Morgen beim Einpacken besser zur Hand zu haben.

Nein! sagte er, während dieser Arbeit, zu sich selbst; wer nicht die Kraft hat, sich fest und unwandelbar zu entschliessen, der bleibt, was er zu bleiben werth ist: ein Sclave. — Ich habe angefangen; ich muß hindurch. — Mag es doch mein Vater nun mit andern versuchen! Mag er es doch erfahren, was für ein Unterschied zwischen einem Diener und einem Sohn ist! Mag er es doch erfahren und mich zurücksehnen! Ich werd' ihm nicht kommen. — Hab' ich denn sonst keine Pflichten zu erfüllen, als nur gegen ihn? keine gegen mich selbst? —

XIII.

So laß er's doch gut seyn! sagte der Alte zu Monsieur Schlicht, als ihm dieser in voller Bestürzung die auf dem Zimmer des Sohns gemachte Entdeckung mittheilte, und nicht fertig werden konnte, das Haus seines guten alten Wohlthäters zu bejammern, wenn es mit dem jungen Herrn seine erste und festeste Stütze verlieren sollte. Er sah es in Gedanken schon von allen Seiten baufällig werden und in Trümmer zerfallen.

Hat nichts zu sagen, meynte der Alte, der sich hinsezte, um für seinen Sohn einen offnen Wechsel zu schreiben.

Nichts zu sagen! erwiderte Schlicht, und war unentschlüssig, ob er über die Gleichgültigkeit des Alten mehr erstaunen oder sich ärgern sollte. — Nichts zu sagen, Herr Stark! So erwägen Sie doch — —

Daß dich! rief hier der Alte; — da muß ich nun den Wechsel, der beinahe schon fertig war, wieder zerreissen, und einen andern anfangen. — Kann er denn keinen Augenblick schweigen? Ist ihm denn das Plaudern so zur andern Natur geworden? —

Monsieur Schlicht hatte das Eigne, daß er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn sie mit Beziehung auf ihn selbst gesagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne mißlaunigt und stöckisch zu werden. Er hatte, in jüngern Jahren, sich lange und viel in der Welt umhergetrieben, hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, seine Augen wie in die Tasche gesteckt, und wenn andre Leute sich Einsichten und Erfahrungen gesammelt hatten, so hatt' er's wohl auch. Ein solcher Mann, meynte er, müßte Freiheit zu reden haben, oder es hätte sie niemand, und alle Welt müßte schweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr Stark ihm ernstlich befahl, zu warten, und ihn dann zu seinem Sohn zu begleiten, wenn sich etwa noch dieses oder jenes zu veranstalten fände. —

Die übrige Familie, die Monsieur Schlicht schon etwas früher, als den Vater, von seiner Entdeckung benachrichtiget hatte, war eben in vollem fruchtlosen Kampf mit dem Sohn begriffen, als Herr Stark, in Begleitung des alten Handlungsdieners, hereintrat. Seine Erscheinung auf einem so abgelegenen Zimmer, das er gewiß seit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuß mehr betreten hatte, sezte Alle in die größte Erwartung, und den Sohn in eine sichtbare Verwirrung. So gut es indessen in der Geschwindigkeit möglich war,

raffte sich dieser zusammen, um den Vorwürfen oder Vorstellungen des Vaters, und wenn er die leztere auch noch so kräftig mit dem vollen Beutel in seiner linken Hand unterstützen sollte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten. —

Das sind viel Sachen, Monsieur Schlicht, sagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf, und ich sehe hier nichts, als den einzigen kleinen Coffre. Da gehn sie ja nimmer hinein.

So bleiben sie heraus, murmelte Schlicht, ohne daß es der Alte hörte; warum ist er nicht größer?

Wäre denn sonst keiner da? denn in diesen hier bringt er ja kaum das Drittel von allen den Kleidungsstücken. Das könnt' er, dächt' ich, mit halben Augen sehen.

Ach, ich — mit meinen Augen, Herr Stark — ich sehe nur mein Leiden an der Geschichte.

Warum denn aber? — Sey er nicht wunderlich, Freund! Geb' er mir Auskunft!

Der alte Mantelsack mag noch da seyn, den Sie vor etwa dreissig oder vierzig Jahren auf Ihren Reisen brauchten. Er war ja schon damals in lauter Fetzen.

Der Alte konnte sich kaum enthalten, zu lachen. — Ich weiß nicht, wie er mir manchmal vorkommt, Monsieur Schlicht. Solche feine und kostbare Kleidungsstücke — denn er sieht ja wohl, daß das ein Garderobue ist, die für keine tausend Thaler geschafft worden; — die will er in den schmutzigen alten Mantelsack schnüren.

Ich nicht, Herr Stark. Ich will sie weder packen noch schnüren.

Noch einmal: Sey er nicht wunderlich, Freund! Steck' er Geld ein, und geh er zu dem Manne gegen der Börse über! Der hat Coffres, den ganzen Laden voll, von allerhand Grösse und allerhand Art: da such' er sich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk' ich, wird er ihn wohl nicht nehmen können; aber mit der Länge wird er sich vorzusehn haben. — Am besten, er geht vorher in den Schuppen, und nimmt an meiner Chaise das Maaß.

An welcher Chaise? —

Der Alte sah ihn einen Augenblick an, und schüttelte mit dem Kopfe. — An der zerbrochnen nun doch wohl nicht? denn von der ist ja nichts als der Kasten übrig.

Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die Sie zur Reise von vorigem Sommer kauften.

Recht! — Ich schenke sie meinem Sohne; denn mir steht sie da nur im Wege: mit meinen Reisen ist's aus. — Und, Monsieur Schlicht — daß er mir das ja nicht vergißt! — Laß er doch vorher erst recht nachsehen, ob auch noch Alles in haltbarem Stande ist; Riemen und Eisenwerk, Räder und Achse. Nichts so ärgerlich, als wenn man unterweges mit seinem Fuhrwerk in Krüppeleien geräth! — Die Chaise, fuhr er mit einem unwilligen, verweisenden Tone fort, hat mir da, den ganzen Sommer hindurch, in der Trockniß gestanden. — Woran ich selbst nicht denke, denkt niemand.

Ich wollte, sie wär' in tausend Trümmern, brummte

Schlicht vor sich hin, und verließ das Zimmer, um das Befohlne entweder auszurichten, oder auch nicht auszurichten — wie es ihm gut dünken würde.

Der Alte sah mit einem trüben, mitleidigen Lächeln hinter ihm her. — Wie schwach einen doch manchmal das Alter macht! sagte er dann, mit einer Wendung gegen den Doctor. Der gute, ehrliche Schlicht ist meinem Sohne so herzlich, so herzlich ergeben, daß er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde umkommen, als auswärts sein größtes Glück machen sehen. — Nein, Gottlob! da bin ich fest'rer Natur. — Es ist freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um sich zu haben! aber wenn das einmal nicht seyn kann — —

Und warum nicht? Warum kann das nicht seyn? fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte. —

Aus mehr, als aus einer Ursache nicht, gute Mutter.

Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt ich.

Alle! — Es sind ja keine Geheimnisse.

Nun? —

Zuerst schon deßwegen nicht: weil ich und er, wenn wir länger zusammenblieben, uns einander das bischen Leben nur schwer machen würden.

Das sey Gott geklagt! Und die Schuld? —

Die ist mein. Das versteht sich. — Ferner deßwegen nicht, weil ich so oft ihm vorgeworfen, daß es ihm an Entschluß und Unternehmungsgeist fehle, und weil es seltsam herauskommen würde, wenn ich gerade bei'm

ersten Beweise vom Gegentheil — wie nun dieser auch immer seyn mag — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptsächlich deßwegen nicht: weil die Errichtung eines neuen Handlungshauses und der dazu nöthige Vorschuß ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich sie ihm hier, mit allem meinem Predigen, nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er soll mir jezt eine ganz andere Denkungsart annehmen; soll mir jezt ganz so werden, wie ich ihn immer wünschte.

Und deine Handlung? fuhr die Alte mit etwas gesunkenem Tone fort; deine Geschäfte? —

Für die, Mutter, hab ich zu sorgen, nicht du. Wer sie so lange gut zu führen gewußt hat, wird's auch jezt wohl noch wissen. — Denke du lieber an das, was dir noch wird zu besorgen bleiben.

Mir? — Und was ist das?

Du wirst ihn doch nicht so troken entlassen wollen? wirst ihm doch einen Abschiedsschmaus geben? — Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doctor. Und du — indem er die Tochter ansah — und euer ganzer kleiner Anhang, versteht sich. — Er lächelte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen sie hin. — Da wollen wir noch einmal recht von Herzen mit einander vergnügt seyn.

Vergnügt? Recht von Herzen? seufzte die Mutter. — Wirst du das können?

Warum nicht? Was in der Welt soll mich hindern? — Der Ort, wohin er zieht, ist so nahe. Wir dürfen nur anspannen lassen, wenn uns künftig das Herz zu

groß wird, dürfen nur zu ihm fahren. — Ja, wenn es zur See nach America, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!

Behüte Gott! rief die Alte.

Amen! Und nun keine Seufzer weiter! Es ist genug. — — Du hörst, fuhr er dann fort, indem er sich mit gütigem Ernst gegen den Sohn herumwandte, daß ich von deinen Absichten weiß, und daß ich sie, nach Lage der Umstände, wie diese nun einmal sind, eben nicht tadle. — Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reise! — An deine Stelle hier kann der erste Buchhalter treten, Monsieur Burg; den kennst du selbst, als einen gewandten, thätigen, rechtschaffnen Mann, und ich, so alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte, um arbeiten, und Augen, um nachsehen zu können. Für meine Handlung also sorge nur nicht; aber wie es mit deiner gehn wird? — Aller Anfang, sagt man, ist schwer, und was du dir selbst, bei so mancherlei Nebenausgaben, erübriget haben kannst, mag dich eben nicht drücken. — Da! indem er den ziemlich schweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte gestützt hatte, auf den Tragkasten unter den Spiegel setzte — eine kleine Erkenntlichkeit für geleistete Dienste! Ich hob sie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo sie dir eben gelegen käme; und diese, denk' ich, ist jezt. — Aber, da es dir doch noch fehlen, und dieser oder jener, wegen unsrer unvermutheten Trennung, bedenklich werden und dir sein Zutrauen versagen mögte; so ist hier noch ein offner Wechsel, der hoffentlich allen Bedürfnissen abhelfen und alles Mißtrauen entfernen wird.

Der Alte schwieg, und schien einen Augenblick auf die schuldige Danksagung des Sohns zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine steife, ungeschickte Verbeugung. — Ich sehe wohl, sagte er dann, daß ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worinn man sich eben darum so ungern stöhren läßt, weil man sie so ungern anfängt. — Ich will dich jezt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig bist, sprechen wir einander schon weiter. —

XIV.

Die Verbündeten sahen dem Alten, als er das Zimmer verließ, mit sehr verschiednen Empfindungen nach. Die Mutter war voll Aergers und Jammers, daß er dem Sohne, den er sollte zu halten suchen, selbst das Fortgehen erleichterte; die Tochter voll Empfindlichkeit und Beschämung, daß sie mit dem guten Worte, welches ihr versprochen und in gewisser Absicht freilich gehalten worden, so schlau hinter das Licht geführt war; und der Doctor voll stiller Bewunderung des scharfen, richtigen Blicks, womit der Vater den Charakter seines Sohns mußte gewürdiget haben. So, wie man diesen nur ansah, entdeckte man sogleich sein ganzes Inners in seinem Aeussern. Das Licht der Augen, die bedeutungslos vor sich hinstarrten, schien bis auf den lezten Funken verlöscht; aus den Gesichtsmuskeln war alle Festigkeit, alle Spannung verschwunden, und die Arme hingen an beiden Seiten so schlaff und welk, wie die Zweige einer Zitterespe, herunter.

Erst, als Mutter und Schwester zu ihm hintraten,

um ihre Theilnahme an seiner Entlassung zu bezeugen, kam auf einmal in die todte, Seelenlose Gestalt wieder Leben; er bat sie, mit abwärts gekehrtem Blick und hinter sich ausgestreckter verwandter Hand, daß sie, wenn sie noch einige Zärtlichkeit für ihn hegten, ihn auf der Stelle verlassen mögten. Diese Bitte ward von dem Doctor, der selbst voranging, mit Wink und Blick unterstüzt; er urtheilte, daß der Schwager noch ein wenig mehr beschämt, als gekränkt sey, und Scham, glaubte er, sey eine Empfindung, bei der man überhaupt keine Zeugen, und am wenigsten die mitleidigen, liebe. —

Wirklich war die Art, wie sich der Alte benommen hatte, eben weil sie so äusserst nachgebend und sanft schien, für die Eitelkeit des Sohns sehr verwirrend. So wenig auch dieser die Absicht gehegt hatte, seinem Vater wehe zu thun — denn dazu war er bekanntlich zu gut und zu fromm; — so lag es doch leider! in der Natur der Sache, daß der Alte für so manche Kränkungen, die er erwiesen, jezt an seinem Theil eine empfinden mußte; und da hätt' es der Anstand nun wohl erfodert, daß er sich diese Kränkung auch ein wenig hätte merken lassen. So ohne die mindesten Schwierigkeiten und ohne eine Spur von Mißmuth und Kummer in den Abgang des Sohnes einwilligen, hieß von den Verdiensten desselben um die Handlung sehr herabwürdigend denken, und gegen seine Unentbehrlichkeit, die doch so vollgültig durch die Unruhe der Familie und durch das Schrecken des alten Schlichts bestättiget war, sehr beleidigende Zweifel äußern. Noch mehr mußte es schmerzen, daß der Alte, durch sein Betragen eine heimlichgenährte sichre Hofnung des Sohns, die zwar dieser durchaus nicht anerkennen wollte, geradehin für eitel

und thöricht erklärte. Die Unentbehrlichkeit des Sohnes einmal festgesezt, ließ es sich nehmlich voraussehn, daß der Alte sich alle ersinnliche Mühe geben würde, ihn zurück zu erhalten: und da hätte dann jener, nach seinem so vorzüglich guten Charakter, sich gewiß am Ende bewegen lassen, über alles Vergangne einen Schleier zu werfen, und auf gute vortheilhafte Bedingungen wieder an seinen alten Platz zu treten. Jezt, da sich einmal der Alte so ganz anders erklärt hatte, war bei seiner störrischen Sinnesart nichts gewisser, als daß er sich in Ewigkeit nicht zum Ziele legen, sondern, wenn Noth an Mann ginge, lieber seine Geschäfte äusserst zusammenziehen, als das geringste gute Wort gegen den Sohn verlieren würde. Und so stand denn dieser mit seiner Wahl zwischen den zwei gleich unangenehmen Entschlüssen: entweder Reue zu zeigen, und das Joch, das er hatte abschütteln wollen, ganz geduldig wieder auf seinen Nacken zu nehmen, oder auch den unglücklichen Vorsatz zur Abreise ins Werk zu setzen, ohne daß er davon irgend einen der geahneten Vortheile hätte. Er bereute es jezt zu spät, daß er sich das prophetische Herzklopfen bei dem versuchten Abschiede vom Vater nicht ein wenig mehr hatte warnen lassen.

Was ihm diese Unannehmlichkeiten noch weit peinlicher machte, war der Umstand: daß seine Gesinnungen in Betreff der Wittwe nicht mehr völlig die alten waren. Von den Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit ihr entgegenstanden, hatten die meisten, durch das längere und öftere Betrachten, wie das so oft zu geschehen pflegt, an ihrer Wichtigkeit schon verloren, und vollends seit gestern, wo sich die Wittwe so äusserst liebenswürdig gezeigt hatte, waren sie fast gänzlich verschwunden. Ueber

den Mangel an Vermögen konnte ein Mann, der dessen selbst genug hatte, hinwegsehn; die Kinder, da sie Ebenbilder einer so liebreizenden Mutter waren, schienen eher eine angenehme, als eine beschwerliche Zugabe; und das Gerede einer albernen Menge, das ohnehin nie lange Dauer hat, läßt kein Kluger sich irren. Es blieb also von allen Steinen des Anstosses nur der gröste, der zu fürchtende Widerspruch des Vaters, übrig: und diesen wegzuräumen, war wohl schwerlich ein beßres Mittel, als daß man die Verbindung mit Madame Lyk zum ersten und wesentlichsten Vergleichspuncte bei der gehofften triumphirenden Wiederkehr machte. Statt also, wie es der anfängliche Wunsch des Herrn Stark gewesen war, seiner Liebe aus dem Wege zu gehen, wollt' er jezt dieser Liebe vielmehr entgegeneilen; es war nichts, als eine der Selbsttäuschungen, denen der junge Mann so sehr unterworfen war, wenn er sich am vorigen Abende zu einem so herrlichen Siege seiner Vernunft über seine Schwachheit Glück wünschte; denn gar nicht die Vernunft, sondern die Schwachheit, hatte gesiegt, und in dem Entschluß zur Trennung hatte die Hofnung der Vereinigung versteckt gelegen. Seine vielen Thränen hatte ihm weniger der Schmerz des Abschieds, als der heimliche Gedanke entlockt, daß sein Entwurf nicht vor aller Gefahr des Scheiterns gesichert seyn mögte; wenigstens, wie es jezt leider! am Tage lag, wäre so ein Gedanke eben nicht unvernünftig gewesen. — —

Der Doctor, der die Gemüthslage des Herrn Stark, bis auf den Punct von der Wittwe, durch und durch sah, kam jezt in der Absicht zurück, ihm mit seinem guten Rathe zu dienen. — Es wandelte ihn einige Verach-

tung an, als er den Schwager, in armselig zusammengekrümmter Gestalt, auf dem zugeworfnen Coffre sitzend fand, wie er mit der einen Hand auf das Knie griff, und mit der andern das schwere, Sorgenvolle Haupt unterstüzte. Er sah wohl, daß so einem Manne sich der Rath unmöglich geben liesse, den er sich selbst, unter ähnlichen Umständen, ganz gewiß würde gegeben haben; nehmlich: einen Entwurf, mit dem es einmal so weit gediehen, trotz allen Unannehmlichkeiten lieber durchzusetzen, als schimpflicher Weise davon zurückzutreten. Für den Schwager, glaubte er, sey nichts anders zu thun, als daß er irgend eine erträgliche Wendung ausspürte, womit er sich dem Vater, ohne zu große Beschämung, wieder anbieten könnte; und diese Wendung schien ihm durch die großmüthigen Geschenke des Vaters, gleichsam absichtlich, vorbereitet. Es war natürlich, daß das Herz des Sohnes davon lebhaft gerührt worden, und eben so natürlich, daß diese Rührung das Verlangen erzeugen mußte, einen so edeldenkenden Vater lieber nie verlassen zu dürfen. Wenn man dann dem Alten noch in dem Hauptpuncte willfahrte und sich geneigt zu einer Heurath erklärte; so ließ sich erwarten, daß dieser mit Freuden einschlagen, und daß er dem Sohne wohl gar seine Handlung, mit dem einzigen Vorbehalt der Geldgeschäfte, völlig abtreten würde.

Herr Stark hörte diesen Entwurf, den ihm der Doctor mit aller möglichen Feinheit und Schonung vortrug, zwar nicht ohne Scham, aber doch mit Gelassenheit an; nur bei dem Worte Heurath stieß er auf einmal einen so mächtigen, so tief aus dem Herzen geschöpften Seufzer aus, daß der Doctor sogleich einen neuen Sorgenstein

argwöhnte, der härter, als alle übrigen, drücken müsse. Er ließ jezt, im Fortgange der Rede, ein Wörtchen von Madame Lyk und ihrer Liebenswürdigkeit fliessen: — die Wirkung davon übertraf alle Erwartung; Herr Stark riß sich vom Coffre, floh in ein Fenster, und entdeckte durch laute Thränen, wie weit es mit seinem Herzen schon müsse gediehen seyn. Jezt ward nun guter Rath etwas theurer, und der Knoten verwickelte sich allzusehr, als daß der Doctor auf der Stelle gewußt hätte, wie er ihn lösen sollte. Um Zeit zu gewinnen, fiel er auf das Mittel, daß er sich, als Bruder und Arzt, für die Gesundheit des Schwagers besorgt stellte, ihn um seine Hand bat, und in seinem Pulse fieberhafte Bewegungen entdeckte. Herr Stark, als ob er schon sehnlich auf einen Vorwand, seine Reise aufzuschieben, gewartet hätte, ergriff dieses Wort des Doctors mit vielem Eifer; er ließ sogleich einen kleinen freiwilligen Frost über sich hinschaudern, sezte sich, wie ermattet, nieder, und versicherte, daß er wirklich seit einigen Tagen etwas Fieberhaftes bei sich verspüre. Der Doctor verschrieb ihm nun Arzeneien, die weder helfen noch schaden konnten, und Herr Stark fing an, eines Flußfieberchens wegen, worüber die Familie sich nicht sonderlich beunruhigen durfte, das Zimmer zu hüten.

II
Der rauschende Strom.

Wollt ihr den Strom der Rede, dieweil er rauschet, vertrocknen?
Laßt ihn. Wenn er nur rauscht, ist er am wenigsten tief.

III

Pallas = Athene
von Proklus. *

Höre mich, Tochter Zevs, die aus dem Haupte des Vaters,
Wie aus dem lebenden Quell entsprang, der unendlichen Kette

* Ein vor wenigen Jahren zu Madrit gefundener Hymnus, den Iriarte zuerst und Tychsen verbessert herausgegeben. Ein Commentar zu ihm steht im zweyten Stück der Göttingischen Bibliothek der alten Literatur und Kunst. Die friedliche Göttinn der Weisheit, die Erfinderinn der Künste, Athene=Polymetis wird hier besungen; und dabei aus der alten Mythologie mehrere Fabeln zu diesem Zweck gedeutet. Insonderheit wird ihr Sieg über den stürmischen Neptun, der Oelbaum, den sie der Mutter aller Künste, Athen, schenkte, und ihr hoher Sitz in der Burg zu Athen so anständig und lokal gepriesen, daß man diesen Hymnus ein Tempelgeschenk fürs Parthenon, den großen Minerventempel dieser Stadt, nennen könnte. Da der Gesang von Proklus, mithin aus späten Zeiten: so wird man in ihm die fröhliche Einfalt der Homerischen Hymnen nicht erwarten. Er ist gelehrt, orpheisch, theurgisch.

Höchstes Glied, Du männlich gesinnte, die du den Schild trägst,
Und den Spieß, und den goldenen Helm, des Ewigen Tochter,
Pallas Tritogenia! Nimm an mit holdem Gemüthe
Meinen Gesang und laß mein Wort nicht öd' in die Luft gehn.
Die du der Riesen Geschlecht, die Himmelsstürmer, gebändigt,
Die du der Brunst Vulkans, des Lüsternen, züchtig entfliehend,
Deiner Jungfräulichkeit Blume mit ehernem Zügel bewahrtest,
Und des Dionysus Herz, als unter der Hand der Titanen
Er in den Lüften zerfleischt ward, unbeschadet erhieltest,
Und es dem Vater brachtest, damit nach heiligem Rathschluß
Uns in Semelens Schooß ein neuer Bacchus entspränge;
Du, die der zaubernden Hekate Handen die Häupter hinabschlug,
Und die Ungeheuer der thierischen Lüste vertilgend,
Uns der Weisheit Pforten, wo Götter wandeln, eröffnet,
Heiliger Gipfel du der Menschen erweckenden Tugend,
Die, der Erfindung spürenden Sinn mittheilend den Seelen,

Unser Leben mit vielfach-blühenden Künsten geschmückt hat.
Auf dem Gipfel Athens, in Akropolis, stehet dein Tempel,
Sinnbild deiner Höh' in der großen Kette der Wesen.

Liebend das heldenernährende Land, die Mutter der Schriften
Widerstandest du kühn Poseidons wildem Verlangen,
Und gabst deinen Namen der Stadt und weise Gemüther.
Dieses Sieges ein herrliches Zeichen den später gebohrnen,
Pflanzetest du hoch auf des Berges Gipfel den Oelbaum;
Indeß tausend Wellen des Meers von Poseidon erreget,
Aufs Cekropische Land mit wildem Gebrause sich stürzten.
Höre mich, du, deren Antlitz ein reines friedliches Licht strahlt,
Gib der Seele das Licht von deinen heiligen Lehren,
Gib ihr Weisheit und Liebe. Die Liebe stärke mit Kräften,
Daß sie vom Schooß der Erde sich schwinge zum Sitze des Vaters.

Bin ich aber bestrickt auf böser Irre des Lebens:

(Denn ich weiß, wie so viel, aus einer der Thaten die andre,
Mich unheilig bestürmt und mir den besseren Sinn raubt,)
O so verzeih, du Mildegesinnte, der Sterblichen Vormund,
Und laß marternden Strafen mich nicht zur Beute, gequälet,
Hingestreckt auf dem Boden, der ich doch dein zu seyn wünsche.
Gib den Gliedern zu stehen Gewalt, und halte mit deiner
Holden ambrosischen Rechte die Schaar der Plagen entfernt mir.
Gib dem Schiffer, das Leben hindurch, sanft tragende Winde,
Kinder und Weib und Güter und Ruhm und heitere Stunden,
Süß überredendes Freundegespräch und kluge Besinnung,
Kraft den Gegnern entgegen und in der Versammlung den Vorsitz.
Höre mich, höre mich, Königin! neig' ein günstiges Ohr mir.

IV

Elegie.

Sey mir gegrüßt mein Berg mit dem röthlich
stralenden Gipfel,
Sey mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieb-
lich bescheint,
Dich auch grüß ich lachende Flur, euch säu-
selnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten
sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich
ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünen-
den Wald,
Auch um mich, der endlich entflohen des Zim-
mers Gefängnis
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet
zu dir,
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich
erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische
Licht,
Kräftig brennen auf blühender Au die wechseln-
den Farben,
Aber der reizende Streit löset in Wohllaut
sich auf,

Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summen geschäftige Bienen, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee,
Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden, und zeichnet
Einen farbigten Weg weit in den Himmel hinauf,
Glühend trift mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braußts aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras,
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.

Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene
Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz
mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die
Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte
die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter
mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fliessender Spie-
gel vorbey.
Unter mir seh ich endlos den Aether und über
mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit
Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen
Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wan-
drer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vor-
über,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das pran-
gende Thal,
Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum
scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter
gewirkt,
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschen-
erhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die
Liebe verschwand,

Aber in freyeren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin,
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang,
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab,
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich der Weinstock empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum,
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freyheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Leben sich ab:

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reyht.
Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leyht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz.
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an,
Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leyht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, in tausend Brüsten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Von dem Himmel steigen die seligen Götter, und nehmen
In dem geweyhten Bezirk festliche Wohnungen ein,
Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbey,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt von des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerinn ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Wahrheit und Kunst,

Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne verschlang,
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zürücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, gieb Kunde dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl"
Ruhet sanft ihr Theuren! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freye Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.

Aus dem Bruche wiegt sich der Fels, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos ertönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust sprützen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem thürmenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe da wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte,
Seltsamer Sprachen Gewirr braußt in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Stral Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äusserste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amathea das Horn.

Da gebiert dem Talente das Glück die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit gesäugt wachsen die Künste empor,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und von Dädal beseelt redet das fühlende Holz,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemache zeichnet bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Waage,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leyht dem stummen Gedanken die Presse,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feßeln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß er
Mit den Feßeln der Furcht nur nicht den Zügel der Schaam!
Freyheit heischt die Vernunft, nach Freyheit rufen die Sinne,
Beyden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng.
Ach, da reissen im Sturme die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wieget sich mastlos der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
Lüsterne Willkühr vermischt, was die Nothwendigkeit schied,
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, die heilige Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.

Ihren Schleyer zerreißt die Schaam, Asträa die Binde,
Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum,
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freyen Gefühls göttliches Vorrecht hinweg,
Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle
Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet,
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund,
Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge,
Hohl ist die Schaale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,

Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauren
Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülse bestehn,
Biß die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Biß, verlassen zugleich von dem Führer von aussen und innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht,
Eine Tygerin, die das eiserne Gitter durchbrochen,
Und des numidischen Walds plözlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öfnet euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr er gerettet zurück!
Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! Dem Sohn der Verändrung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahn,
Nimmer der Freye den Freyen zum bildenden Führer sich nehmen,
Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht.

Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüßige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft vorwärts und rückwärts den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchem das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzet der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier, und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf biß zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Arbeit und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schaudernd ergriffen,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.

Reiner von deinem reinen Altare nehm ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederhohlter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegest auf gleichem Mutterschoose die wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nehmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

V

Homer und Ossian.

Das grosse Geschäft, das den Händen der Zeit anvertrauet ist, Kunstwerke der Menschen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geistes wachsend zu machen, ihnen Fülle, Blüthe, endlich auch Frucht in andern Hervorbringungen zu gewähren, dies Geschäft bildet eine goldene Kette menschlicher Geister. Wo irgend ein Name aus der Vergangenheit hervorblickt, der auf einen Punct der Vollkommenheit traf, an den heften sich früher oder später die Namen derer, die sein Werk fortrieben. Vielleicht erlöschen diese Namen; aber das Werk, der Name des Anführers bleibt; ihre Bemühung selbst theilte Jenem neuen Glanz mit. Wer da hat, dem wird gegeben; die gesammte Nachwelt arbeitet sodann in des grossen Meisters Schule.

Im Orient sind die Namen Salomons, Lockmanns u. a. bekannt. Was an Natur- an Spruch- und Fabelweisheit späterhin erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unsterblichkeit geheftet; es hieß Lockmanische, Salomonische Weisheit. So hiessen die spätesten Psalmen immer noch Davidische Psalmen; durch ganz Morgenland ist Alexander als Zerstörer, Solimann als Erbauer alles Grossen und Prächtigen berühmt; sie gelten als fortlebende Monarchen im Reich

der Zeiten. — Bei den Griechen nicht anders. An Homer, Hesiod, Aesop, Anakreon, Sappho, Theognis u. f. reihete sich, was sich an sie reihen konnte; Namenlos traten spätere Krieger in die Glieder dieser alten Feldherrn; und die neuere Kritick wendet oft fast vergebliche Mühe an, bei diesem und jenem Werk Urheber und Zeiten zu sondern. Pythagoras und Plato lebten nach Christi Geburt zum zweitenmal in philosophischen Schulen auf; ihnen ward zugeschrieben, woran sie hie und da schwerlich gedacht hatten; ihre Gestalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.

Sollte es mit Ossian anders seyn? Wir wollen nicht behaupten; sondern auch bei ihm, wie bei Homer, dem Gang der Zeit, wie sie uns ihn offenbarte, folgen.

I.

Viele Leser werden sich erinnern, was für ein süsses Staunen die Erscheinung Ossians in den Jahren 1761 bis 1765 gewährte. Zuerst traten kleine Gesänge als Fragmente hervor, und vielleicht sind mehrere Liebhaber Ossians, die ihn in dieser Gestalt, in der sie ihn zuerst kennen lernten, immer noch am meisten lieben. In kleinen romantischen Erzählungen wurden wir mit Schilrick und Vinvela, mit Connal und Crimora, mit Ronnan und Rivina, mit Fingal, Ossian, Oscar, Minona bekannt; wir hörten die Gesänge Selma's; Comala erschien; Carthon, der Tod Cuchullins, Berrathon, Karricthura. * Allenthalben

* Uebersetzt erschienen diese einzelne Gedichte unter dem Titel:

sahen wir Scenen der Unschuld, der Freundschaft, der väterlichen, kindlichen, der Bruder- und Schwesterliebe, und hörten von der Wehmuth getrennter Liebenden und Gatten die rührendsten Töne. Offenbar trug die abgerißene Gestalt dieser Erzählungen, ihre hohe Einfalt, und wenn ich so sagen darf, ihr niedrer Himmel, ihre schmale Einfassung zu dem Eindruck bei, den sie auf alle, insonderheit jugendliche Seelen machten. Wie aus der Ferne, aus einer Höle, über das Meer, vom Thal oder von Gebürgen der Nebelinsel her, hörte man süsse Stimmen und sah wie im Traume die engbeschränkte, von Wolken umfaßte Hütte der Edlen und Geliebten.

Fingal erschien; bald auch, nebst andern Gedichten, Temora. Sie wurden als Epopeen angekündigt, die mit Homer wetteifern, und ihn wohl gar übertreffen sollten. Dahin zielte in mehreren Anmerkungen Mac-Pherson selbst, Ossians unsterblicher Herausgeber; dahin Hugh Blairs kritische Abhandlungen; * noch mehr Cesarotti's Anmerkungen zu seiner Italiänischen Uebersetzung dieser Gedichte. Dem zu Folge sang Denis in wohlklingenden homerischen Hexametern, mit lyrischen Sylbenmaassen untermischt, sie den Deutschen vor, und

Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst. Hamb. 1764. Auch Fingal, ein Heldengedicht nebst verschiednen andern Gedichten Ossians. Hamb. 1764.

* Uebersetzt von Denis im dritten Bande seines Ossians; so wie auch durch die ganze Sammlung hin Cesarotti's Mac-Phersons Noten.

gab ihnen dadurch noch mehr das Ansehen eines einförmig-fortgehenden Ganzen. Mehrere Uebersetzungen in Prose folgten. Zugleich aber erschienen auch Einwendungen und Zweifel, die von sehr verschiedner Art waren. *

Die Irländischen Zweifel dünkten mir vom wenigsten Belange. Irland nämlich, (Erin) wollte sich Fingal und Ossian landsmännisch zueignen; es reclamirte den Sänger, wie den Helden. Fingal sollte Fion oder Fin, König in Leinster, Ossian soll Oisin, der Sohn Fions gewesen seyn, u. f. ** Auf alle dies, dünkt mich, kann man kurz antworten: „beweiset, daß er es gewesen. Bringt irländische Gesänge, schönere Gesänge hervor, als die Schotten hervorbrachten; und wir wollen Euch glauben." Sei Fingal in der Geschichte, wer er wolle; in Ossians Gedichten ist er nicht Fion oder Fin in Leinster mehr, sondern Fingal, der König der Menschen, Anführer der Helden. Der Gesang hat ihn auf seine Fittige genommen, und über die Sterblichen erhöhet. Würden Achill, und Ajax, Ulysses, Penelope, Agamemnon sich in Homers Bildern erkennen? Ich glaube schwerlich; so wenig sich König Artus, Carl der grosse, Gottfried von

* Ein vollständiges Verzeichnis dessen, was über Ossian gestritten und geschrieben worden, liegt ausser meinem Wege; wahrscheinlich ists auch von andern schon geliefert worden.

** Eine Abhandlung hierüber ist in den Unterhaltungen (Hamburg 1766. B. 1. S. 329. u. f.) übersetzt worden; gut, daß wir mit mehreren dergleichen verschont geblieben.

Jerusalem, oder die Helden Ariosts in den Gesängen ihrer Dichter erkennen würden. Eben nur durch eine Verwandlung wurden sie epische Helden. Die Sage hatte sie von Munde zu Munde fortgetragen; da war ihre Gestalt zwischen Himmel und Erde gewachsen. Der Sänger nahm sie auf und verewigte sie; in ihrer alltäglichen, gemeinen Gestalt wären sie keine Geschöpfe für ihn gewesen. Fingal, Ossian, Oskar sind Kinder der Sage, Gebilde der erhöhenden, fortsingenden Zeit.

Was sollen überhaupt in dieser Sache geographisch-historisch-chronologische Rivalitäten? Ossians Gedichte gehören dem ganzen Galischen Völkerstamm, ja jedem zu, der seine Ursprache verstehet, oder Ossian zu schätzen weiß; er lebe dies- oder jenseit des Meeres. Zwar auch die Griechen stritten unter einander, wem Homer zugehöre? und es wetteiferten hiebei mehr als sieben Städte und Länder. Nicht aber thaten sie es in der Absicht, daß sie dadurch Homers Gesänge, wie man sie hatte, verunglimpfen wollten; vielleicht mit manchen Abwechselungen sangen Alle Einen Homer. Und so mögen denn auch Schotten und Irländer Einen Ossian so lange lesen und an Einen Fingal so lange glauben, bis Irland aus seinen Mitteln uns einen zarteren Ossian, einen edleren Fingal hervorruft, als ihn Mac-Pherson darstellte. Sodann wollen wir der romantischen Sage dankbar seyn, die sich in zweien Mundarten zwar verschieden, in jeder aber vortreflich erhalten. Bisher ist von Irischen Gedichten nichts bekannt, das an die Schottischen reiche.

2.

Ein ungleich wichtigerer Zweifel war der, den man gegen die Aechtheit des Mac-Phersonischen Ossians machte; und es ist zu verwundern, daß man ihn, der kecken Manier ungeachtet, mit der ihn die Engländer vorbrachten, bisher noch so unbefriedigend aufgelöset hat. Mac-Pherson konnte dies am leichtesten thun, ja den Zweifel auf einmal zu Boden schlagen, wenn er einzeln und treu anzeigte: „woher Er jedes Stück habe? in welcher Gestalt er es empfangen? und was daran sein sei?" Der Urtext dieser Gesänge in ihrer brüchigen Form, mit den Sylbenmaaßen und Gesangweisen begleitet, deren entzückende Einfalt und Abwechselung mehrere Verehrer Ossians rühmen, wäre, ohne alle kritische Noten, ein Erweis der Wahrheit für Welt und Nachwelt gewesen, gegen welchen kein Britte, kein Johnson einen Laut hätte thun mögen. Meines Wissens ist dies nicht geschehen; und daß es nicht geschehen ist, daß es von Mac-Pherson nicht selbst geschah; freilich dies vermehrte den Zweifel. Seid ihr denn so arm, ihr Schotten, daß ihr Euern Homer, den Ihr über den Griechen preiset, nicht in der Ursprache, ganz wie ihr ihn habt, wie er bei Euch noch gesungen wird, mit Melodien und Sprach-Erläuterungen ans Licht stellen, ihn dadurch vom Abgrund der Vergessenheit, dem er so nah ist, retten, ihn auf einmal der Unsterblichkeit vergewissern, und eurer Sprache dadurch selbst die Unsterblichkeit, und zwar die edelste, claßische Unsterblichkeit sichern könnt? Oder erwartet Ihr ein schöneres Product in ihr, als Ossian? Oder glaubt ihr, daß man diese Gesänge immerhin fortsingen werde? Oder bildet ihr

euch ein, daß man bei Euren Behauptungen von der unaussprechlichen Schönheit dieser Gedichte in der Ursprache, und ihrem entzückenden Reiz in den Gesangweisen, ohne Proben, etwas denke? Verlangen und am Ende Ueberdruß erwecken dergleichen unkräftige Anpreisungen; Proben, Proben allein geben Sicherheit und Belehrung. *

* Von ächten Melodieen zu Ossian hat mir das Glück bisher noch nichts zugeführet. Von einer ächten Ausgabe Ossians im Ersischen ist mir auch nichts bewußt; das Specimen aus dem 7. Buch der Temora konnte nichts entscheiden. Woher hätte es Mac-Pherson? Ist alles, wie es gedruckt ist, gefunden? Ists aus lebendigen Gesängen genommen oder aus Handschriften? Stimmen die Handschriften unter einander? stimmt jede derselben mit dem lebendigen Gesange? Aus welcher Zeit ist die Diction des Gesanges und der Handschriften? Untersuchungen und Belehrungen solcher Art wären verdienstlicher als alle Lobpreisungen Ossians. — Die Galic Antiquities sollen zwar unter dem Titel Sean Dana Ersisch herausgegeben seyn; daß aber diese und nicht Mac-Phersons Ossian, daß sie, soviel ich weiß, ohn' alle Kritick herausgegeben sind, bringt uns nicht weiter. Im Jahr 1784 hat ein Irländer Arthur Young Galische Gedichte, die sich auf die Geschichte der Fians beziehen, in Nordschottland gesammlet; (übersetzt ins Deutsche 1792) sie sind mir noch nicht zu Händen gekommen. Eine treffende Anzeige, worauf es bei ihnen ankomme, stehet im 139 Stück der allgemeinen Literaturzeitung 1795. Wenn auf diesem Wege

Daß eine solche Behandlung Ossians sehr nützlich seyn müsse, ist schon daher ersichtlich, weil sie die einzig-vernünftige ist. Entspringe daraus ein Resultat, wie es wolle; Mac-Phersons Ruhm kann es nicht schaden. Sei alles der Tradition entnommen, wie Ers gab; Er hats gesammlet, Er hats gegeben. Er war der Solon und Hipparch, der die Gesänge dieses Homers der Vergessenheit entzog, sie der ganzen gebildeten Welt annehmlich machte, sie in der Verständigen Ohr, in der Empfindenden Herz hinübertönte. Sein Name bleibt unvergeßlich. Oder empfing er nur rohen Stof, und sezte mit Schöpferhand zusammen, was er dargestellt hat; um so rühmlicher für ihn, um so belehrender für uns. Hier ließ er sodann niedrige Züge aus; dort sezte er aus Hebräern, Griechen oder Neueren ähnliche, feinere Züge hinzu, und gab dem Ganzen, seinem Fingal, seinem Ossian, seiner Bragela die edelste und zarteste Bildung; um so besser. Er that, wie ein kluger Mann thun mußte. Zu eignen Gesängen solcher Art fühlte er sich schwerlich stark genug; aber der Geist seines Vaterlandes, seiner Vorfahren, der Geist seiner Sprache

von andern, insonderheit von Galen selbst, fortgeschritten würde, käme man zum Ziel. Gemeiniglich aber geschieht am spätesten oder gar nicht, was zuerst hätte geschehen sollen. Späterhin sind mehrere Gedichte z. B. the Works of the Caledonian Bards herausgekommen, deren Mythologie sogar vom Mac-Phersonschen Ossian auszuweichen scheint. Vielleicht ist keine Gesangesart, in der sich, dem Anschein nach, so leicht fortsingen läßt, als die Gesangweise Ossians.

und der in ihr gesungenen Lieder ergriff ihn. In sie legte er also den Schatz vieler sowohl aus andern Zeitaltern gesammelten Schönheiten als der Empfindungen seines eignen Herzens. Daß er dies unter der Maske Ossians that, ist ihm sodann nicht nur zu verzeihen, sondern es war für ihn vielleicht eine Pflicht der Dankbarkeit und der Noth. Unter solchen Gesängen war er erzogen; sie hatten sein Innerstes erweckt; auf ihren Flügeln schwang er sich empor; über dem war ein heiliger Betrug dieser Art bei der überschwenglich=geltenden Mode=Poesie der Engländer fast nothwendig: denn was gleicht dem Stolze dieses Handels=Volkes, auf die Grimaces, faces und Graces, seiner fashionable Poëtry, auf die pleasure's, measure's und treasure's seiner gereimten Verse? Was stand diesen mehr entgegen als der schlichte, einfache Ossian? Da war es ja ganz an Ort und Stelle, daß Mac=Pherson den literarischen Krämern alte Handschriften in die Läden zu London legte, daß sie sich daran satt sehen könnten; er wußte doch, daß sie damit nichts thun würden.

Aber was Mac=Pherson nicht that, thue jetzt einer seiner Freunde, deren Mehrere doch gewiß die genaueste Kenntniß der Sache haben. Man lasse weiter keinen Engländer oder Irländer umherreisen, sondern entdecke zu Ehren Ossians und Mac=Pherson's die Beschaffenheit der Sache kritisch, klar und wahr. Bei einiger Genauigkeit müssen sich dabei in Ansehung des Ursprungs der Verbreitung, der Erhaltung und Abänderung dieser Sagen, in Ansehung der moralischen, geistigen und politischen Begriffe dieser Gedichte Untersuchungen ergeben, die alle ästhetische Belehrungen über den Werth dieser

Gesänge, weit überwiegen. Ich traue der gütigen Zeit es zu, daß sie auch dieses Werk zu ihrer Stunde fördern werde.

3.

Denn was sollte die ganze Parallele zwischen Homer und Ossian sagen? Daß Homer kein Ossian und Ossian kein Homer sei? wer hätte daran gezweifelt?

Unsere Erde hat mancherlei Klima; unser Menschenstamm hat mancherlei Geschlechter. Jonien ist nicht Schottland, die Galen sind keine Griechen; hier ist kein Troja, keine Helena, kein Pallast der Circe. Was wollen wir unnütz vergleichen? Gegend, Welt, Sprache, die ganze Seh- und Denkart beider Nationen ist anders; das verschiedene Zeitalter, in welchem Homer und Ossian lebten, noch ganz ungerechnet. Was ein Tausend von Jahren und Meilen von einander trennt, wollt Ihr als ein Symplegma zu Einer Form vereinen?

Schon das unterscheidet Homer von Ossian ganz und gar, daß Jener, wenn ich so sagen darf, rein-objectiv, dieser rein-subjectiv dichtet. Jener ist blos ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen

Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebet, entsprang daher jener Styl Griechenlandes, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeuget. An ihm bildete Herodot dem Vortrage und Perioden nach seine Geschichte; nach ihm formete sich ein System der Götterlehre, der Kunst und Weisheit. — Bei Ossian geht alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüth des Sängers aus; um ihn sind seine Hörer versammlet, und er theilt ihnen sein Inneres mit. In diese Welt ziehet er sie hinein; diese Zauberwelt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitungen in seine Gesänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in seinen Ton gleichsam stimmet und füget. Er mahlet die Gegenstände umher, den Ort, die Tages- und Jahrszeit. Meistens sinds Töne des Ohrs, dadurch er sie mahlet: denn diese stimmen das Gemüth mehr, als Ansichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage ist mit seiner eignen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengesang. Auch in den großen Gedichten, Fingal und Temora geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, so wie die verlebten Schicksale der Väter. Und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechselung des sanften, traurigen, oder wilden und kühnen Sylbenmaasses nicht genug preisen; von welchem allen Homer nichts weiß. Unermüdet irret dieser immer auf derselben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen. Er ist ein rein-epischer,

Ossian ist, wenn man so will, ein lyrisch-epischer Dichter.

Mit dieser verschiednen Art des Gesanges unterscheidet sich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heitern Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft, in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewigvesten Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist, als das Feld vor Troja; unter dem immerheitern Asiatischen Himmel geht Eine Heldengestalt nach der andern hervor und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirket, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorget, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.

Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten, und sollten es seyn; aus dem leisen Hauch der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellete und mahlte. Man höret

ihren Tritt oder ihre Stimme; man siehet den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie her; so vorüber. Gleichergestalt mahlet er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich beweget. In ihm siehet man die Handlung, die man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnet. Was endlich die Exposition der Gedichte betrift: so hätten Mac-Pherson und Blair sich hüten sollen, hierinn beide Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählet sich alles selbst; Eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora dunkel-zusammengereihete Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich zu folgen hie und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke betrachten kann, deren einige z. B. Comala sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine geistige Schilderei, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht blos Mac-Pherson in die größern Stücke gebracht hat, scheinet ihr ganz fremde.

Es ergiebt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist Eine Gestalt wie die andre und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Mahler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schö-

pfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Helldunkel der Situation anwenden. Dagegen ist in Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten, sittlichen Gesinnungen, die Homer seinen Helden nicht beilegen konnte. Beide Dichter unterscheiden sich hierinn, wie sich die Welt diesseit und jenseit der Alpen unterscheidet. In Norden hat die Natur die Menschen mehr zusammengedrückt, und indem sie ihnen eine härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von aussen gab, in ihrer Brust vielleicht eine tiefere Quelle des sittlichen Gefühls aus dem Felsen gebohret. In den südlichen, wärmeren Gegenden breitete sich die Natur mehr aus; lockerer gehet die Menschheit aus einander und theilt sich allem, was um sie ist, leichter und lebendiger mit. Dagegen aber bleiben vielleicht auch Empfindungen unerweckt, die nur der nordische Himmel, einsame Geselligkeit, Noth und Gefahr ausbilden konnten. Die intensive Kraft des Gesanges, wiewohl in einem engern Kreise ist Ossians; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug.

Aus Homer entsprang also, was aus Ossian die Zeit nicht entwickeln konnte. Jener blühete mit einem jungen Volk auf; und in jeden neuen Ruhmeskranz dieses Volks schlang sich sein Lorbeer. Die erste Kriegsunternehmung des gesammten Griechenlandes hatte er besungen; wenn späterhin Griechenland gegen die Perser noch größere Unternehmungen ausfocht: so konnten Aeschylus, Sophokles u. s. mit Homers Gastmahle, nach neuerem Geschmack zubereitet, ihre Mitbürger bewirthen. Die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßte in seinen Ge=

sängen; sie trug reiche Blüthen und Früchte in jeder Art, mit jeder neuen Betriebsamkeit des Volkes: denn über ihnen schien ein heiterer Himmel; um sie weheten Jonische, Griechische, Italische Lüfte.

4.

Und Ossian? Es ist ungerecht von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, seiner Art nach, nicht bringen kann; Ossian sei an seinem Orte das, was Homer war; nur stand er auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Thaten des Ruhmreichen Fingals und ihr Mithelfer, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt; dies ist der Standpunct des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führet. Er ist die Stimme voriger Zeiten; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet.

In jedem Lande bildet sich der Volksgesang nach innern und äußern Veranlassungen der Nation; auf Einem Punct derselben steht er sodann stille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen gab diesen Charakter-Punct der Trojanische Krieg, und Homer war der Sänger, der ihn veststellte; unter den Galen war es der Ausgang des Heldenstammes; und Ossian dessen trauriger Verkünder. Woher in aller Welt kam den Galen dieser jammernde Abschnitt der Zeiten? und mit ihm für alle Nachzeit zwar ein schmelzender, aber zugleich ein niederschlagender Ton der alten Sage? Ver-

anlaßete ihn eine fremde Unterjöchung? oder die eindringende Religion der Culdäer, der christlichen Mönche? Auf beides spielen die Gedichte an; aber warum nur so dunkel? haben die bisherigen Sammler etwa nur aus Höflichkeit die harten Stellen und Töne verschwiegen, denen die Stimme der Galen den Untergang ihres alten Heldenruhms beimißt? oder war diese Stimme so sanft, daß sie duldend gleichsam schwieg und vielleicht schweigen mußte? Wie es sei; so sollte darüber Auskunft gegeben werden: denn es scheint unmöglich, daß ein Volk nur klage, ohne sich zu beklagen, ohne die Ursache seines Verfalls anzuzeigen und den Geist der Väter, wenn auch mit leeren Versuchen, zurückzurufen und anzufeuren. — Hievon nun zeigt sich in den Ossianischen Gesängen fast keine Spur. Die Wolkengegend, der luftige Aufenthalt der Väter ist ihr einziger Trost; auf der Erde sehen sie traurige Wüsten, erloschne Tritte; sie hören verklingende Töne. Man siehet, daß die Gesänge in einem duldenden, unterjochten Volk fortgesungen worden sind, das sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren unmächtig labte. *

Wie es mancherlei Jahrszeiten in der Natur giebt: so giebt es deren auch in der menschlichen Geschichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbst

* Die irische Akademie hat ein Gespräch Ossians mit einem christlichen Priester bekannt gemacht, das auch im Deutschen übersetzt ist. Es enthält harte Stellen, deren Einige, wie es scheint, haben unterdrückt werden müssen; offenbar aber ists von einem späten Datum, und hat nicht den edeln Charakter, der die andern Gedichte Ossians bezeichnet.

und Winter. Ossians Gedichte bezeichnen den Herbst seines Volkes. Die Blätter färben und krümmen sich; sie fallen und fallen. Der Lufthauch, der sie ablöset, hat keine Erquickung des Frühlinges in sich; sein Spiel indessen ist traurig-angenehm mit den sinkenden Blättern.

Auch Klagen sind nicht ohne Anmuth. Mimnermus und Solons Elegieen, die Wehklagen aus der Jüdischen Gefangenschaft in Jeremias und den Psalmen rühren uns; noch mächtiger Hiobs Jammergeschrei; und an wessen Herz ertönte je eine Ossianische Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut, des einsamen Gatten, des verschwindenden Heldenstammes vergebens? Der Klageton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist; der Klang derselben und die Gesangweise der Lieder hat nach allen Berichten denselben Ausdruck.

Ich gebe es zu, daß Ossian mißbraucht werden kann, nicht nur, wenn man ohne seine Empfindung seine Töne nachsinget, sondern auch, wenn man seinen wehmüthigen Gefühlen sich zu einsam überläßt, und sich mit erliegender Ohnmacht an seinen Bildern, an seinem süssen Wolkentrost labet. Indessen giebts in ihm auch eine so reine Uebersicht der Menschheit, in ihren innigsten Verbindungen und Situationen, daß ich diese, wenn ich so sagen darf, rein-menschliche Stellen und Empfindungen, wie Perlen gefaßt, sämmtlich componirt wünschte. * Von selbst würde der Gesang hier ein

* Wir können die Hoffnung geben, daß eine solche Samm-

sanftes Recitativ, dort ein wehmüthiger Ausruf der Empfindung, hier eine leidenschaftliche Declamation, dort wechselnde Stimmen und Chöre werden, denen man schwerlich sein Ohr und Herz verschliessen könnte. Wer z. B. hat Sigmund Seckendorfs Grabgesang der Darthula bei einem Saitenspiel singen gehört, ohne von dem Zuruf:

Darthula wach auf!
Frühling ist draussen, die Lüfte säuseln,
Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,
Weben die Blumen! im Hain wallt sprießendes Laub.

und von dem traurigen Abschiede:

Nimmer o nimmermehr kommt dir die Sonne
Weckend an deine Ruhestäte: wach auf!
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist fern.

Auf immer, auf immer weiche dann, Sonne
Dem Mädchen von Kola, sie schläft!
Nie ersteht sie wieder in ihrer Schöne,
Nie siehst du die Liebliche wandeln mehr!

innig bewegt zu werden. Wenn ich diesen Gesang und die seufzende Vinvela ebenfalls in Seckendorfs Composition hörte: so dünkte mich, sein Geist schwebe zu den lieblichen Tönen hernieder und höre sie mit an.

Unter allen Nationen, die Italiänische selbst nicht

lung ausgesuchter Ossianischer Stellen für die Composition bald erscheinen werde.

ausgenommen hat Ossian seine Probe bestanden. Wir Deutsche verdanken ihm nicht nur mehrere zarte Töne in Gerstenbergs Minona, in Klopstocks Oden, in Kosegartens, Denis Gedichten u. a.; sondern wer das Schicksal der Zeiten, unter mehreren Europäischen Nationen zur Stimme bringen wollte; könnte er anders als Ossian singen und seufzen?

5.

Wer wissen will, wie es jetzt mit dieser alten singenden Helden-Nation, Ossians Nachkommen stehe? lese Buchanans Reisen durch die westlichen Hebriden, während der Jahre 1782 bis 90. * Der edelmüthige Verfasser fodert Jeden auf, ihm in seinen Berichten die kleinste Unwahrheit zu erweisen. — Wozu sind diese alten edlen Geschlechter hinabgewürdigt! in welchen Zustand sind sie gerathen! „Uebersieht man, spricht Buchanan, wie wir gethan haben, die westlichen Hebriden im Allgemeinen, so zeigt sich das Bild der Traurigkeit und Unterdrückung am häufigsten, und tritt allenthalben hervor. Im Ganzen genommen, sind diese Inseln der schwermüthige Aufenthalt des Jammers und des vielgestaltigen Elends: denn ihre Bewohner werden als Lastvieh, schlimmer als Lastvieh behandelt. Können Mangel und Striemen den Sklaven, gegen seine Abhängigkeit, gegen den Spott und die Schmach, welche sich über ihn häufen, nicht völlig abhärten: so rufen sicherlich die Thränen, die Seufzer, das Geschrei, eines vielzähligen,

* Uebersetzt, Berlin 1795.

unterdrückten, aber keinesweges sinn-und geistlosen Volks, die Staatsverwalter um Mitleid und Rettung an." *

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung, sind Ossians Galen auch hier noch kenntlich. „Im Ganzen, sagt Buchanan, ** besitzen die westlichen Hebrider, gute natürliche Fähigkeiten, begreifen schneller, und dringen vielleicht tiefer in einen Gegenstand ein, als irgendwo innere Landesbewohner zu thun pflegen. Dies muß daher kommen, weil sie so vielen Umgang mit Leuten von verschiedner Gemüthsstimmung haben, welche ihnen die Schiffahrt täglich zuführt, derentwegen sie vorsichtig, thätig und gefällig werden müssen. Auch setzt sie ihre beständige Gefahr, auf dem Elemente mit welchem sie sich unablässig beschäftigen, in die unumgängliche Nothwendigkeit, zu ihrer Selbsterhaltung, Augen und Sinnen stets wachsam zu erhalten: und diese anhaltende Uebung wird bei ihnen zur festen Gewohnheit, die sich bei jeder Handlung des Lebens an ihnen offenbaret."

„Sie haben eine glückliche Anlage zur Dichtung,

* S. 174. 175. der Deutschen Uebersetzung. So lese man S. 43. 44. 184. überhaupt das kleine Buch von Anfang bis zu Ende. Der Verfasser hat sich auf eine seltne, Menschenfreundliche Art für dies Volk bemühet; möge die Vorsehung seine ernsten Bemühungen segnen. Vielleicht bringt seine Rettung der Galen gegen Pinkerton oder die Galischen Alterthümer, die er verspricht, uns auch in dem, was wir über Ossian wünschen, weiter.

** S. 71—73. 74. 76. 125.

wie zur Sing- und Instrumental-Musik, besonders auf beiden Uists, wo man nicht bloß studierte, sondern augenblickliche Ergiessungen einer sehr scharfen und beissenden Satyre zu hören bekommt, die durch Mark und Bein dringt und den Stachel sitzen läßt."

„Durch eben diese Gesänge strömt ein zarter weicher Laut tief empfundener Rührung, der die Seele zu herzlichen Gefühlen und Liebe stimmt. Auch vernimmt man wehmüthige Klagen und Jammertöne um verlohrne Geliebten und Freunde: und solche Sänger findet man nicht bloß unter Vornehmen, sondern unter der niedrigsten Volksklasse. Darin übertreffen sie alle alten englischen und schottischen, bis jetzt bekannt gewordene Lieder: so vielen und verdienten Beifall diese auch bei wahren Kennern des Gesanges gefunden haben. Wäre die Galische Sprache bekannt genug, die Meisterstücke ihrer Tonkunst würden allen Schaubühnen, wo Geschmack und Anmuth herrscht, zur Zierde und Bewunderung gereichen."

„Ihre Luinneags, und der Einklang aller hineinfallenden Stimmen, sind dem Ohr unaussprechlich angenehm. Auch das Auge wird beschäftigt, wenn man sie im Kreise stehn und Hand und Tuch bewegen sieht. Sing- und Instrumental-Musik sind ihre gesellschaftliche Unterhaltung. An Geschicklichkeit im Tanz übertreffen sie wahrscheinlich alle andern Völkerschaften."

„Die gemeinen Leute sind wundernswürdig schnell in ihren Begriffen. Weiber werden so gute Weber als Männer. Sie lernen diese Kunst in wenig Monathen. Dabei singen sie herzhaft ihre Jorrams und Luin-

neags. Eine macht die Hauptstimme, die andern den Chor, der nach jedem Gesetz des Liedes zwei oder dreimal wiederholt wird. Der süsse Laut ihrer Lieder zieht gewöhnlich eine Menge Zuhörer herbei, welche mit in den Chor fallen."

Von Sankt Kilda schreibt er: „Männer und Weiber lieben den Gesang, und haben schöne Stimmen. Ihre natürliche Anlage und Neigung zur Dichtkunst ist nicht geringer, als die der andern eingebohrnen Hebrider. In ihren Liedern lieben sie Beschreibungen, und beweisen ungemeine Einbildungskraft. Der Gegenstand derselben sind die Reize ihrer Geliebten, und die Heldenthaten der Vogelsteller oder Fischer, wie auch der traurige Tod, welcher sie zwischen Klippen überfällt."

„Wie auf Harris singen die Männer am Ruder, und beleben sich bei der Arbeit durch Wett= und Chorgesang, der zum Schlage den Takt hält." — — Käme diesen armen Galen ein zweiter Fingal wieder: so würde sein Sohn Ossian auch erscheinen. Er sänge nicht mehr, wozu jener den Ton angab und was die traurige Zeit leider fortsingen mußte: Untergang der Helden, Unterdrückung, Jammer und Wehmuth.——

VI

Mährchen

(zur Fortsezung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.)

An dem großen Fluße, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag, in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen, er hörte, daß Reisende übergesetzt seyn wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat sah er zwey große Irrlichter über dem angebundenen Kahne schweben, die ihn versicherten daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu seyn wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, quer über den Strohm, indeß die Fremden in einer unbekannten sehr behenden Sprache gegen einander zischten und mit unter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn schwankt! rief der Alte und wenn ihr so unruhig seyd kann er umschlagen; setzt euch ihr Lichter!

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe, riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücken in den feuchten Kahn. — Ums Himmels willen was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strohm, der dieß Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen seyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammen suchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter. — Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen — Und doch kann ich euch nicht loslassen, bis ihr mir versprecht, daß ihr mir drey Kohl-

häupter, drey Artischocken und drey große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen seine Forderung nächstens zu befriedigen, er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg als sie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das wichtigste vergessen! Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinab treiben lassen, wo er in einer gebirgigten Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie ersah kaum die leuchtenden Scheiben als sie solche auf der Stelle, mit großer Begierde verschlang, und alle Stücke die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsritzen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Kaum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich

sey; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch sich für die Zukunft sicher zu stellen aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold herein gestreut haben könnte. Sie fand niemanden; desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichste verklärt; vergebens durchstrich sie die einsame Wildniß, desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von weiten einen Glanz der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find ich doch endlich meines Gleichen! rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trockenen Bergwiesen, in hohen Felsritzen am liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte; so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beyden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie loß, begrüßte sie, und freute sich so angenehme Herren von ihrer Verwandtschafft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpften über sie weg und lachten nach ihrer Weise. Frau Muhme, sagten sie, wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; freylich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn sehen Sie nur

(hier machten beyde Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopferten, sich so lang und spitz als möglich) wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin; welche Familie kann sich das rühmen? so lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder gesessen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich, denn sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, so fühlte sie doch daß sie ihn wieder zur Erde biegen muste um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hayn außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft gefallen sey; sie vermuthe es sey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach sie zu verschlingen. Laßt es euch schmecken, Frau Muhme, sagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen und sie leuchtete wirklich aufs herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich

mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeste zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was ihr wollt, was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten.

Recht schön! riefen die Irrlichter, sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führ uns so schnell als möglich zum Pallaste und Garten der schönen Lilie, wir sterben vor Ungedult, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Diesen Dienst, versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers. — Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! sollte es nicht möglich seyn, den Alten wieder zu errufen.

Sie würden sich vergebens bemühen, versetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns schön gebettet; giebt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen? — Noch einige, nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde. — Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinüber fahren — Wie geht das zu? — Der grosse Riese, der

nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohhalm, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja alles, deswegen ist er beym Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigsten, und so darf man sich Abends nur auf den Nacken seines Schatten setzen, der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshitze, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine sonderbare Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthiget war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Cristalle hindurch, bald fühlte sie die Hacken und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem rings-

um verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äusserst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammen zu fassen und das was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig durch ihr eigenes Licht dieses wunderbare unterirrdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die sie in das Heiligthum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Rotonde nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug. Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgestellt war. Dem Maaß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.

Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: wo kommst du her? — Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was ist herr-

licher als Gold, fragte der König? — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was ist erquicklicher als Licht? fragte jener — das Gespräch antwortete diese.

Sie hatte unter diesen Reden bey Seite geschielt und in der nächsten Nische ein anderes herrliches Bild gesehen. In derselben saß ein silberner König, von langer, und eher schmächtiger Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bey diesem Lichte sahe die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt da saß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war, und eher einem Felsen als einem Menschen glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der größten Entfernung von ihr stand, aber die Mauer öffnete sich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hinein sah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommst du, da wir Licht haben? fragte der silberne König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht

erleuchten darf. — Endigt sich mein Reich? fragte der silberne König. — Spät oder nie, versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eherne König an zu fragen: wann werde ich aufstehn? — Bald, versetzte der Alte. — Mit wem soll ich mich verbinden? fragte der König. — Mit deinen ältern Brüdern, sagte der Alte. — Was wird aus dem jüngsten werden? fragte der König. — Er wird sich setzen, sagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen stotternden Stimme.

Die Schlange war, indessen jene redeten, in dem Tempel leise herumgeschlichen, hatte alles betrachtet und besah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er stand an eine Säule gelehnt, und seine ansehnliche Gestalt war eher schwerfällig als schön. Allein das Metall, woraus es gegossen war, konnte man nicht leicht unterscheiden. Genau betrachtet war es eine Mischung der drey Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren. Aber beym Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammen geschmolzen zu seyn; goldne und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehn.

Indessen sagte der goldne König zum Manne: wie viel Geheimnisse weißt du? — Drey versetzte der Alte — Welches ist das wichtigste? fragte der silberne König. — Das offenbare, versetzte der Alte. — Willst du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, sagte der Alte — Was kümmerts mich! murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin.

Ich weiß das vierte, sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas ins Ohr. — Es ist an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen, und in dem Augenblick versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und jedes durchstrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felsen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold, denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; diese Wirkung zu äussern mußte sie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt.

Der Alte trat in seine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand sein Weib in der größten Betrübniß. Sie saß am Feuer und weinte und konnte sich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief sie aus, wollt ich dich heute doch nicht fortlassen! — Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum bist du weg, sagte sie mit Schluchzen, so kommen zwey ungestüme Wanderer vor die Thüre; unvorsichtig lasse ich sie herein, es schienen ein paar artige, rechtliche Leute; sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Irrlichter halten können; kaum sind sie im Hause, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise, mir mit Worten zu schmeicheln, und werden so zudringlich, daß ich mich schäme daran zu denken.

Nun, versetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl gescherzt; denn deinem Alter nach sollten sie es wohl bey der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau, soll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß. Und sieh dich nur um, wie die Wände aussehen; sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; alles Gold haben sie herunter geleckt, du glaubst nicht, mit welcher Behendigkeit, und sie versicherten immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Muthwillen von neuem an, streichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, schüttelten sich und eine Menge Goldstücke sprangen herum; du siehst noch wie sie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unser Mops fraß einige davon und sieh da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren, denn sonst hätte ich nicht versprochen, ihre Schuld beym Fährmann abzutragen. — Was sind sie schuldig? fragte der Alte — Drey Kohlhäupter, sagte die Frau, drey Artischocken und drey Zwiebeln, wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen.

Du kannst ihnen den Gefallen thun, sagte der Alte, denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber versprochen und betheuert haben sie es.

Indessen war das Feuer im Kamine zusammengebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke bey Seite und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein, in dem schönsten Glanze, die Mauern überzogen sich mit Gold und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechselung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

Nimm deinen Korb, sagte der Alte, und stelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drey Kohlhäupter, die drey Artischocken und die drey Zwiebeln lege sie umher und trage sie zum Flusse. Gegen Mittag laß dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring ihr den Onyx, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährden an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sey nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte, das Weib gieng mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie aufs Haupt und es war nicht der Onyx der so lastete. Alles todte was sie trug fühlte sie nicht, vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüß oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeitlang hingegangen als sie auf einmal, erschreckt, stille

stand, denn sie hätte beynahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte, und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er sie scherzhaft zu begrüßen an und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frey ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlende Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger edler schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es ist das Gemüse das Euch die Irrlichter schuldig sind, versetzte die Frau und wieß ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwey fand ward er verdrießlich und versicherte daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne und daß ihr die Last auf dem Wege den sie vor sich habe beschwerlich sey. Er blieb bey seiner abschläglichen Antwort, indem er sie versicherte daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich

neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielen hin und wiederreden versetzte endlich der Alte: es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm ich die sechs Stücke zu mir, es ist aber einige Gefahr dabey. — Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und versprecht daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte thats, aber wie erschrack sie nicht als sie ihre Hand kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog. Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das schönste an ihr gewesen wären, und daß sie, ohnerachtet der harten Arbeit, diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie besah die Hand mit großem Verdrusse und rief verzweiflungsvoll aus: Das ist noch schlimmer! ich sehe sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.

Jetzt scheint es nur so, sagte der Alte, wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können nur daß sie niemand sehen wird. — Ich wollte lieber ich könnte sie nicht brauchen und man säh' mirs nicht an, sagte die Alte, indessen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald los zu werden. Eilig nahm sie darauf den Korb,

der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und frey in die Höhe schwebte und eilte dem jungen Manne nach, der sachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Gestalt und sein sonderbarer Anzug hatten sich der Alten tief eingedruckt.

Seine Brust war mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle Theile seines schönen Leibes sich durchbewegten. Um seine Schultern hing ein purpur Mantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wie seine schön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heissen Sand hin und ein tiefer Schmerz schien alle äussere Eindrücke abzustümpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich ungeachtet seiner schönen Augen müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: Ihr geht mir zu langsam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht versäumen um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortrefliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen. Mit diesen Worten schritt sie eilends fort und eben so schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur schönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was ist das für ein Geschenk das Ihr tragt?

Mein Herr, versetzte die Frau dagegen, es ist nicht

billig nachdem Ihr meine Fragen so einsylbig abgelehnt habt, Euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen wie es mit mir und meinem Geschenke steht. Sie wurden bald einig; Die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes und ließ ihn dabey das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops der sanft zu ruhen schien, in seine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirst von ihren Händen berührt, du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß Lebendige vor ihr fliehen um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren, Doch was sage ich traurig! ist es nicht viel betrübter und bänglicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es seyn würde von ihrer Hand zu sterben. Sieh mich an, sagte er zu der Alten, in meinen Jahren, welch einen elenden Zustand muß ich erdulten. Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg, ich bin übrigens so nackt und bedürftig als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neu=

gierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet seyn wollte. Sie erfuhr weder den Nahmen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von Einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarste schimmern. Beyde erstaunten, denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. Wie! rief der Prinz; war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Prasem gebaut da stand, muß man nicht fürchten sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolit mit der anmuthigsten Mannigfaltigkeit zusammengesetzt erscheint. Beyde wusten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war, denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Gestalt einer kühnen Brücke da stand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und giengen schweigend hinüber.

Sie waren kaum an jenseitigem Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Wassers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beyde hatten kaum für die Erlaub-

niß auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen gedankt, als sie bemerkten, daß ausser ihnen dreyen noch mehrere Personen in der Gesellschaft seyn müßten, die sie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete, sie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: wir werden, sagten ein paar wechselnde Stimmen, uns erst Incognito in dem Park der schönen Lilie umsehen, und ersuchen euch uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend präsentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des grossen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabey, antwortete die Schlange und ein zischender Laut verlohr sich in der Luft.

Unsre drey Wanderer beredeten sich nunmehr in welcher Ordnung sie bey der Schönen vortreten wollten, denn so viel Personen auch nun sie seyn konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulten sollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang; die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzten sie Gras und Büsche in Bewegung. Auf einem eingeschlossenen grünen Platze in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume saß sie und bezauberte beym ersten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes das sich ihr mit Entzücken näherte und bey sich selbst schwur, die Schöne sey

während ihrer Abwesenheit nur immer schöner geworden. Schon von weiten rief die gute Frau dem liebenswürdigsten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzusehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe so reizend in Eurem Schoße lehnt, wie Eure Arme sie so sanft umgeben, wie sie sich nach Eurer Brust zu sehnen scheint und wie sie unter der Berührung Eurer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreyfach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konntest!

Unter diesen Worten war sie näher gekommen, die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte: betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur desto stärker mein Unglück. Sieh hier zu meinen Füßen liegt der arme Canarienvogel todt, der sonst meine Lieder auf das angenehmste begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu sitzen und sorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals seine harmonischen Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin, das arme kleine Thier, erschrocken, flüchtet in meinen Busen und in dem Augenblick fühl ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin, aber was kann mir seine Strafe helfen, mein Liebling ist todt und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.

Ermannt euch, schöne Lilie! rief die Frau indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung

des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zusammen, mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt eure Trauer mäßigen; das gröste Unglück als Vorbote des größten Glückes ansehen; denn es sey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie sie schwarz geworden ist, wahrhaftig sie ist schon um vieles kleiner ich muß eilen eh' sie gar verschwindet! Warum mußt ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum mußt ich dem Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? so bring ich sie dem Fluße und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die Eurige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebel könntest du allenfalls noch finden; aber Artischocken suchest du vergebens. Alle Pflanzen in meinem grossen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte, aber jedes Reis das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Hayne habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken dieser Zypressen, die Colossen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reißer als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf diese Rede wenig acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte daß sie das

Beste vergessen hatte. Sie hub sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. Mein Mann, sagte sie, schickt Euch dieses Andenken, Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen und die Betrübniß, daß ich ihn verliehre, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn besitzt.

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und wie es schien mit Verwanderung an. Es kommen viele Zeichen zusammen, sagte sie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unsrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammen trift, uns vorbilden das Beste sey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl seines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?
Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deshalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt! rief sie aus, fragt nur diese gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint. Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so schön farbig.

Ich wünsche euch Glück dazu, sagte Lilie, allein verzeihet mir wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber schreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den grossen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. Verweilt noch einen Augenblick sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Canarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib seyn; aber eilt was Ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sey, sagte die Schlange indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbauet.

Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen.

Aber wann werden sie aufstehen? fragte Lilie.

Die Schlange versetzte, ich hörte die grossen Worte im Tempel ertönen: es ist an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. Höre ich doch, sagte sie, die glücklichen Worte schon heute zum zweytenmal, wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreymal höre?

Sie stand auf und sogleich trat ein reitzendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine andere, die den elfenbeinernen, geschnitzten Feldstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammenschlug und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine Dritte die einen grossen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf erwartend ob Lilie, auf einem Spatziergange, etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck schön und reitzend waren diese drey Mädchen und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich jeder gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die schöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er

sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt seine Wohlthäterin auf das freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. So kalt du bist, rief sie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, bist du mir doch willkommen, zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln, und fest dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst. Das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht, versetzte darauf der Jüngling, klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir daß ich mit dem Gefährten meines Elends Gesellschaft mache.

Indessen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu

necken, und sie antwortete dem durchsichtigen Liebling durch das freundlichste Betragen. Sie klatschte mit den Händen um ihn zu verscheuchen, dann lief sie um ihn wieder nach sich zu ziehen. Sie suchte ihn zu haschen wenn er floh und jagte ihn von sich weg wenn er sich an sie zu drängen versuchte. Der Jüngling sah stillschweigend und mit wachsendem Verdrusse zu; aber endlich da sie das häßliche Thier das ihm ganz abscheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weissen Busen drückte und die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: muß ich, der ich durch ein trauriges Geschick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich selbst, verlohren habe, muß ich vor meinen Augen sehen daß eine so widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung fesseln und deine Umarmung geniessen kann. Soll ich noch länger nur so hin und wieder gehen und den traurigen Creiß den Fluß herüber und hinüber abmessen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Busen; er schlage in diesem Augenblick zur letzten Flamme auf. Wenn Steine an deinem Busen ruhen können, so möge ich zu Stein werden wenn deine Berührung tödtet, so will ich von deinen Händen sterben.

Mit diesen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von seiner Hand, er aber stürzte auf die Schöne los, sie streckte die Hände aus ihn abzuhalten und berührte ihn nur desto früher. Das Bewußtseyn verließ ihn und mit Entsetzen fühlte sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrey trat sie zurück und der holde Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen! Die süsse Lilie stand unbeweglich, und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen, die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hülfe nicht um, denn sie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto emsiger, sie schien auf Rettung zu sinnen und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Creiß um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernem Feldstuhl, und nöthigte, mit freundlichem Gebärden, die Schöne sich zu setzen, bald darauf kam die Zweyte, die einen feuerfarbenen Schleyer trug und das Haupt ihrer Gebieterinn damit mehr zierte als bedeckte, die Dritte übergab ihr die Harfe und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedruckt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurück kam, sich der Schönen gegen über stellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmste Bild das in der Natur zu finden war darstellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleyer ihre Reitze, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu sehen; so sehr wünschte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erschien fest zu halten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öfnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr, doch bald lößte sich ihr Schmerz in Thränen auf, zwey Mädchen faßten sie hülfreich in die Arme, die Harfe sank aus ihrem Schoß, kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bey Seite.

Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht? zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemloß die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verlohren und verstümmelt rief sie aus! seht wie meine Hand beynahe ganz weggeschwunden ist, weder der Fährmann noch der Riese wollten mich über setzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin, vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drey Stücke und kein Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth sagte die Schlange und sucht hier zu helfen, vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzusuchen, es ist noch zu hell sie zu sehen, aber vielleicht hört ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.

Das Weib eilte so viel sie konnte und die Schlange

schien eben so ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beyden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts und lange Schatten zogen sich über See und Wiese, die Schlange bewegte sich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Creiß durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn, den Habicht, dessen Brust die letztern Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich für Freuden über das gute Zeichen und sie betrog sich nicht, denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schrittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen.

Der Geist meiner Lampe, versetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie spratzelt wenn man meiner bedarf, und ich sehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um, irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden soll. Sey ruhig, schönstes Mädchen, ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Creiß

geschlossen, fuhr er fort, indem er sich an die Schlange wendete, sich auf einen Erdhügel neben sie hinsetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Creiß! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte stehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wie die Finsterniß zunahm fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weise zu leuchten an, sondern der Schleyer Liliens gab auch ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blassen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man sah sich wechselsweise mit stiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erschien daher das alte Weib in Gesellschaft der beyden muntern Flammen, die zwar zeither sehr verschwendet haben musten, denn sie waren wieder äusserst mager geworden, aber sich nur desto artiger gegen die Prinzessin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der grösten Sicherheit und mit vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen, besonders zeigten sie sich sehr empfänglich für den Reitz den der leuchtende Schleyer über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden schlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ohngeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne solange sie von seiner Lampe beschienen sey, behauptete sie mehr als

Einmal daß wenn es so fort gehe noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbey gekommen man wuste nicht wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir sind zur glücklichen Stunde beysammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch, denn alle gegenwärtige Personen sprachen für sich und druckten laut aus was sie zu thun hätten, nur die drey Mädchen waren stille, eingeschlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenschirm, die dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken denn es war spät, die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerschönste gehalten.

Fasse, sagte der Alte zum Habicht, den Spiegel und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schlaferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, lößte den Creiß auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feyerlich folgten ihr die beyden Irr-

lichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, sie zogen von beyden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Canarienvogel auf die Brust, der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug und die Gegend war von diesen vielerley Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinüber steigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bey Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bey Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Creiß scharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsahe, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Creiß und die sonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weiße zu schwanken und sich

wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder und die Schlange zog aufs neue ihren Creiß umher, der Alte neigte sich vor ihr und sprach: was hast du beschlossen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, versetzte die Schlange, versprich mir daß du keinen Stein am Lande lassen willst.

Der Alte versprachs und sagte darauf zur schönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten. Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblick schien dieser in das Leben überzugehn, er befügte sich im Korbe ja er richtete sich in die Höhe und saß, Lilie wollt ihn umarmen, allein der Alte hielt sie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufstehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Creiße trat.

Der Jüngling stand, der Canarienvogel flatterte auf seiner Schulter, es war wieder Leben in beyden, aber der Geist war noch nicht zurücke gekehrt; der schöne Freund hatte die Augen offen und sah nicht, wenigstens schien er alles ohne Theilnehmung anzusehn und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit einigermassen gemäßigt als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zerfallen, unvorsichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gestoßen und man sah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Creiß leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt die Steine in den Korb zu fassen, wozu ihm seine Frau behülflich seyn muste. Beyde trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort und er schüttete die ganze Ladung nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.

Meine Herrn sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich ihnen den Weg und eröfne den Gang, aber sie leisten uns den grösten Dienst, wenn sie uns die Pforte des Heiligthums öfnen, durch die wir dießmal eingehen müssen und die außer ihnen niemand aufschließen kann.

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück, der Alte mit der Lampe gieng voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufthat, der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch, still und ungewiß hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm, die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Die Irrlichter schloßen den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammen neigten und mit einander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem grossen ehernen Thore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der

Alte rief sogleich die Irrlichter herbey, die sich nicht lange aufmuntern ließen sondern geschäftig mit ihren spitzesten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz als die Pforten schnell aufsprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern, besonders ließen es die Irrlichter an krausen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldne König woher kommt ihr? — aus der Welt! antwortete der Alte. Wohin geht ihr? fragte der silberne König — in die Welt! sagte der Alte — Was wollt ihr bey uns? fragte der eherne König — euch begleiten, sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach: hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Gaum. Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegten sich an ihn, sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Wiederschein. Ihr seyd mir willkommen, sagte er, aber ich kann euch nicht ernähren, sättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten sich und schlichen, bey dem ehernen vorbey, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengesetzten loß. Wer wird die Welt beherrschen? rief dieser mit stotternder Stimme. — Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte — Das bin ich! sagte der gemischte König — Es wird sich offenbahren, sagte der Alte, denn es ist an der Zeit.

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichste. Heiliger Vater! sagte sie, tausendmal dank ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum dritten mal. Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen daß der ganze Tempel sich bewegte, wie ein Schiff das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind, die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun als er hindurchzog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in den Weg.

Wenig Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Oefnung der Kuppel hereinzurießeln, der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: Wir sind unter dem Fluße und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn doch sie betrogen sich, der Tempel stieg aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöße über ihrem Haupte. Bretter und Balken in ungestalter Verbindung, begannen sich zu der Oefnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn sie war es die der Tempel, im Aufsteigen, vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte, sank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrien laut, und der Tempel schütterte wie ein Schiff das unvermuthet ans Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verschlossen und auf ihr Pochen hörte niemand; Sie pochten heftiger und wunderten sich nicht wenig als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Krafft der verschlossenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfosten und Balken und dehnte sich zu einem herrlichen Gehäuße von getriebener Arbeit aus. Nun stand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des Großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm und ein anderer schien ihn zu unterstützen, der in einem weissen kurzen Gewand hervorkam und ein silbernes Ruder in der Hand hielt, man erkannte in ihm sogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die schöne Lilie stieg die äußeren Treppen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: soll ich doch noch unglücklich werden, ist bey so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten. Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und sagte: siehe der Tag bricht an, eile und bade dich im Fluße. —

Welch ein Rath! rief sie, ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlet — Gehe, sagte der Alte, und folge mir! alle Schulden sind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Cranze der Kuppel, der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: drey sind die da herrschen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bey dem ersten Worte stand der goldne König auf, bey dem zweyten der silberne und bey dem dritten hatte sich der eherne langsam empor gehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte.

Wer ihn sah' konnte sich, ohngeachtet des feierlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäfftigt hatten, traten zur Seite, sie schienen, obgleich blaß beym Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bey Flammen, sie hatten auf eine geschickte Weise die goldnen Adern des kolossalischen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs innerste herausgeleckt, die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider grade an den Stellen die

ganz bleiben wenn der Mensch sich setzt, dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, muste seine Augen wegwenden, das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab, und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwerdt, in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich — Das Schwerdt an der Linken, die Rechte frey! Rief der gewaltige König. Sie giengen darauf zum silbernen, der sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe. Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Gebährde dem Jüngling den Eichencranz aufs Haupt und sprach: erkenne das Höchste.

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgegürtetem Schwerdt hob sich seine Brust, seine Arme regten sich und seine Füße traten fester auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, schien sich die Krafft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reitz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichencranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist und das erste Wort seines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die silbernen Trep-

yen hinauf entgegen eilte, denn sie hatte von der Zinne des Altars seiner Reise zugesehn, liebe Lilie! was kann der Mann, ausgestattet mit allem, sich köstlicheres wünschen als die Unschuld und die stille Neigung die mir dein Busen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drey heiligen Bildsäulen ansah. Herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter, aber du hast die vierte Krafft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Krafft der Liebe. Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals, sie hatte den Schleyer weggeworfen und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten unvergänglichsten Röthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet und das ist mehr.

Ueber dieser Feyerlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die ofne Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein grosser mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beyden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reutern und Wagen belebt, die an beyden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen, sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern,

und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, sagte der Mann mit der Lampe, du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels herein traten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Liliens, aber die vierte, schöner als die drey, war eine unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinanstieg.

Wirst du mir künftig mehr glauben liebes Weib, sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen, wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet.

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, sagte er lächelnd, so darfst du heute

einen andern Gatten wählen, von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geschlossen wird.

Weißt du denn nicht, versetzte sie, daß auch du jünger geworden bist — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erscheine, ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beyden Männer nach der Brücke hinsah' und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit, denn er sahe einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden, anstatt derselben fand er festes Land und tapte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so war doch seine Gegenwart zwar von allen erstaunt, doch von niemand empfunden; als ihm aber die Sonne in die Augen schien und er die Hände aufhub sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm, so kräftig und ungeschickt, unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammen stürzten, be-

schädigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkührlichen Bewegung nach dem Schwerdte, doch besann er sich und blickte ruhig erst seinen Scepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an. Ich errathe deine Gedanken, sagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sey ruhig, er schadet zum leztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt.

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte für Verwunderung über das, was er mit ofnen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Grade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossalische mächtige Bildsäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einem Creiß auf den Boden um ihn her, nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen, nicht wenig verwundert war die Königin, die, als sie mit gröster Herrlichkeit geschmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, herauf stieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aussicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er stillstand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt, von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien und drängte sich nach der Thüre.

In diesem Augenblick schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmlischen Glanze erleuchtet und alles Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Pallaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drey aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war desto begieriger zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen seyn möchte, denn, wer es auch mochte gewesen seyn, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammen gesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wegzuheben wagen darf.

Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt werden.

Unvermuthet fielen Goldstücke, wie aus der Luft;

klingend auf die marmornen Platten, die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte sich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeitlang hin und wieder, drängte und zerriß sich, auch noch da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmählig, zog seine Straße und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

VII
Leukothea's Binde.

Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.



Die Horen

Jahrgang 1795

Eilftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795



Innhalt des eilften Stücks.

I	Das Fest der Grazien.	Seite 1
II	Die Theilung der Erde.	— 27
III	Die Thaten der Philosophen.	— 29
IV	Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten.	— 31
V	Theophanie.	— 40
VI	Einem jungen Freund, als er sich der Weltweißheit widmete.	— 41
VII	Archimedes und der Schüler.	— 42
VIII	Ueber das Naive.	— 43
IX	Briefe über Poesie, Silbenmaaß und Sprache.	— 77
X	Die Horen.	— 103
XI	Der heilige Wahnsinn.	— 104

Die Horen.

Erster Jahrgang. Eilftes Stück.

I

Das Fest der Grazien.

Unvermuthet habe ich auf meiner Reise das Vergnügen genossen, einem Fest beizuwohnen, das man das Fest der Grazien nannte. Mein Freund empfing mich in seiner reizenden Gegend und machte mich mit einigen Familien bekannt, die seit langen Jahren in Freundschaft mit einander lebten. Sie waren in einem großen und schönen Land-Hause versammlet; und kaum hatte ich ihre Bekanntschaft gemacht, kaum hatten sie mir gesagt, daß sie am heutigen schönen Tage, das Fest ihrer Freundschaft und eines gemeinschaftlichen Geburtstages feierten: so trat ein Chor Kinder mit einem Gesange herein, der das Fest begann. Sie brachten Blumen, sie brachten Kränze, und jedes erzählte ohne Prunk, was ihm im vorigen Jahr das Angenehmste, das Erfreulichste gewesen. Einige erinnerten die Eltern an diese und jene Gegend, die sie genossen, an Geschenke die sie empfangen hatten, an mancherlei kleine Umstände und Augenblicke, die ihnen insonderheit liebgewesen waren. Es war ein freudiger Wettstreit zwischen ihnen; Jenes pries den Aufgang der Sonne, den es zum erstenmal gesehen hatte; dieses die

Abendröthe; ein andres Geschenke an Kleidern, an Büchern; dies Lectionen im Unterricht, oder an der Hausarbeit. Man sagte Stellen aus Dichtern her, und hatte Kränze gewunden, um das Brustbild Dieses und Jenes Dichters zu schmücken. Ich freuete mich, die Namen unsrer besten lebenden und verstorbenen Weisen nennen zu hören; und bemerkte in jedem Kranz die Blumen charakteristisch gewählet. Noch merkbarer war die verschiedne Neigung der Kinder zu dem oder jenem Vergnügen, die jedes frei bekannte, und von der es die Züge in seinem Gesicht, wie in seinem Betragen trug. Häusliche, sittliche, literarische Vergnügungen flogen wie Schmetterlinge von mancherlei Farben durch und über einander hin; einige der Aeltern nannten sehr ernste Bücher, sehr ernste Geschäfte und Freuden. Die Eltern, als ob diese Kinder ihnen gemeinschaftlich angehörten, nahmen an jeder frohen Erinnerung Theil; hie und da bogen sie den Kranz des Andenkens sanft zurecht und verschönten ihn gleichsam durch neue Blumen der Erinnrung. Kleine Winke an sie wurden miteingeflochten; man munterte auf, man lobte, man dankte; allenthalben aber blickte aus diesen Unterredungen die Seele des Tages durch, Freude über sein Daseyn, über sein thätiges Zusammenleben mit einander in sittlicher Bildung. Die Eltern freueten sich in den Kindern, die Kinder in den Eltern, diese sich unter und mit einander. Es war wirklich ein Fest des Genius dieser Familien, und der sittlichen Grazie, die sie in sich und in andern anbaueten, genossen und liebten.

Nachdem das junge Heer sich in den Garten zerstreu-

er hatte, um das Andenken seiner vergnügten Augenblicke hie und da emblematisch zu bezeichnen, setzten die Eltern das Gespräch fort. Auch sie erinnerten sich des Angenehmen und Unangenehmen voriger Tage; letzteres wurde kurz abgethan, und meistens dabei bemerkt, wie auch aus dem Bösen etwas Gutes entsprossen sei, oder wie es noch daraus erwachsen könne. Hiezu bot Einer dem Andern seine Hand, seinen Rath, seine Beihülfe an, weil sie sich alle als Eine Familie ansahen. Der erfreuenden Scenen wurde desto reicher gedacht; diese wurden von Jugend auf gleichsam noch einmal durchlebet. Da die Geschichte eines jeden Menschen interessant ist, sobald das Herz daran Theil nimmt: so erschienen mir bei diesen Erzählungen viel angenehme Scenen. Der Traum des menschlichen Lebens, fühlte ich, werde dann nur schön geräumt, wenn er sympathetische Erinnerungen erwecket und nachläßt.

Die fröhliche Jugend rufte uns jetzt zur Ansicht ihrer Embleme, unter welchen wir viel artige Gedanken, einfach- und rührend ausgedruckte Empfindungen, allgemein aber eine Grazie des Vergnügens bemerkten, die dem ganzen Fest Leben und Wonne gab. Kränze, Inschriften, Tänze gehörten mit darunter, ohne welche sich die Jugend, insonderheit des weiblichen Geschlechts kaum freuen zu können glaubet. So kamen wir zu einem kleinen offenen Tempel, in welchem drei bekleidete Grazien standen, mit der Inschrift: Wohlwollen, Dankbarkeit, Freude; ineinander geschlungen standen sie auf einem Altar, an dessen Einer Seite das Profil des Mannes erhoben gearbeitet war, der Stifter dieses Festes gewesen. Wir lagerten uns um dies verborgne

Tempelchen; die Chöre der Kinder zerstreueten sich zu ihren Spielen und Erfrischungen; unter uns fiel das Gespräch natürlich auf den Stifter des Festes. Man rühmte dessen menschenfreundliche, holdselige Denkart, und zeigte mir das Papier, worauf er in wenigen Worten zu dieser Anstalt Gelegenheit gegeben hatte. Ich theile den Anfang des Aufsatzes mit:

„Die Menschen beklagen sich über die Unannehmlichkeiten des Lebens, und gestehen ein, daß diese meistentheils von den Gesinnungen der Menschen gegen einander herrühren. Wie also? wenn einige unter uns zusammenträten mit dem vesten Entschluß, einander so viel an uns ist, das Leben angenehm zu machen, und auch unsre Kinder dazu zu gewöhnen?

„Man beklaget sich oft über Undank; und sind wir selbst wohl in Allem und über Alles dankbar? Wie wäre es, wenn wir zusammenträten, Erkenntlichkeit in unserm Gemüth über Alles zu erwecken, was uns im Lauf der Dinge von der Vorsehung oder von Menschen Gutes wiederfähret, und auch unsre Kinder zu dieser dankbaren Gemüthsart zu gewöhnen?

„Man beklaget sich oft über Erschlaffung der Seele, über Mangel der Triebe zu guten Handlungen. Damit wir diese leicht und fröhlich verrichten; wie? wenn wir zusammenträten, die fröhliche Thätigkeit in uns zu stärken, und auch die Unsrigen dazu zu gewöhnen?

„Wohlwollen ist die erste Grazie des Lebens. Eine Handlung; die ich aus Zwang verrichte, wird mir

schwer; leicht wird, wozu uns die Liebe beflügelt. Es giebt keinen holderen Aufenthalt, als in menschlichen Seelen zu wohnen, mit dem Gemüth für ein andres Gemüth sich zu bemühen, zu wachen, zu wirken, und auch die kleinste Handlung mit einem guten Willen zu bezeichnen.

„Erkenntlichkeit, ist die zweite Grazie des Lebens. Wie durch Vergleichung und Ableitung der Dinge von einander, durch Bemerkung der Ursachen und Folgen die Vernunft der Menschen gebildet wird: so durch Erkenntlichkeit die sittliche Vernunft des Menschen. Ich fühle, was ich andern schuldig bin, indem ich in ihren Seelen lese, was sie mir Gutes thun wollten. Diese Wiederholung ihrer Wohlthaten, dies Zurücksetzen meiner in ihre Empfindung macht Seelen mit einander Eins; ihre Wohlthaten selbst machen die ihrige zu einem Theil meiner Seele. Ich gehöre mir nicht ganz, sondern auch ihnen; wie sie sich mir gaben und mir zugehören. Die zwote Huldgöttin schließet sich also vest an die erste.

„Und die dritte ist von ihnen unabtrennlich: freudige Thätigkeit im Fortwirken für andre. Möge der Erfolg seyn wie er wolle; ich gehöre mir nicht zu, sondern andern. Ich habe empfangen und muß geben. Je gutmüthiger und freudiger; desto schöner. Was von Herzen kommt, geht zu Herzen, untrennbar von der wahren Grazie ists, daß sie das Gemüth erhebt und beflügelt, daß sie des andern Gemüth ergreift und ihm das Herz raubet. So umfassen sich die Drei und wirken auf Menschen und Geschlechter."

Nach diesem Anfange beschreibt der Stifter die Anordnung seines Festes, zu welchem dann seine Freunde gern beitraten und das bereits viele Jahre hindurch viel Gutes gestiftet hatte. Wirksame Fröhlichkeit, häußliche Vertraulichkeit, und jener Liebreiz des zuvorkommenden, dankbaren, geselligen Umgangs waren dieser Familien auszeichnender Charakter. Mich ergrif das Wohlgefühl der Harmonie, die in diesem Kreise herrschte, wie die Musik aus einer Welt der Seelen. Ich fühlte, daß, was die innigste, eine unversiegbare Freude des menschlichen Lebens gewähre, sei die Zusammenstimmung der Gemüther, ein gemeinschaftliches Empfangen und Geben, ein Fortwirken mit und zu einander, nach der großen Regel des Wohllauts, der in uns tönet und der unser wahres Seyn ist.

Aber, sagte ich, verzeihen Sie mir Einen Zweifel. Schweigt Ihnen diese Musik der Seele niemals? Werden Ihre Saitenspiele nie verstimmt, hier durch Neid, dort durch das Uebelwollen einer niedern Begierde? Wie ists, wenn Sie Undank erleben, oder sonst gegen sich selbst auf der Hut seyn müssen? Wird Ihre Seele durch diese Grazientugend nicht zu weich, zu weiblich, da unser Leben eher ein Kampf als ein fortwährender Freudentanz ist.

Ein ernster Mann nahm das Wort und sagte: Ich weiß worauf Sie deuten; viele Philosophen gebieten eine Tugend, die immer steif und müßig steht, mit geschloßnen Armen, das Gewehr auf der Schulter und ruft: wer da? Diese Tugend hat einen vornehmen Ton,

an ihrem Platz ist sie auch nöthig; nur stehet sie einsam da; sie stehet sich müde, und wartet auf Ablösung. Die Gemüthsneigung eines fortwirkenden, ich möchte sagen, eines lebendigen Lebens, auf welches doch die Natur gerechnet hat, ist eine andre.

„Lassen Sie mich hierüber als Mutter reden, unterbrach ihn bescheiden eine Frau vom edelsten Anstande: Einer der uneigennützigsten, und wenn Sie so wollen, der unbelohntesten Triebe ist doch wohl die Mutterliebe. Er ist so stark, daß er alle Gefahren verachtet, daß ihm keine Mühe verdrießlich, und der Tod selbst nicht schmerzhaft ist, wenn dieser ein geliebtes Kind rettet, oder sonst sein Glück befördert. Woher, meinen Sie, entsteht dieser Heroismus? Etwa dadurch, daß eine Mutter sich von ihrem Kinde zuförderst getrennet denkt, und sich fragt: ob dies oder jenes zu thun, ihr ihre Würde, die Würde des Gesetzes der Vernunft gebiete? Nicht also; und ich wäre fast überzeugt, daß steife Ueberlegungen dieser Art sie vielleicht zu einer gelehrten, aber nicht zu einer thätigen, liebenden Mutter machen werden. Wohlwollen ists, was sie treibt, was sie beseelet, das uneigennützigste und zugleich eigennützigste Wohlwollen: denn sie sieht ihre Kinder nicht getrennet von sich, sondern als ihre Kinder, als Gebilde an, die unter ihrem Herzen erwuchsen. So wenig sie damals einen Unterschied zwischen sich und ihrer ungesehenen Frucht kannte; um so weniger kennet sie jetzt einen Unterschied, da sie ihre Kinder, gebildet, vernünftig, fühlend, liebens- oder mitleidswürdig vor sich siehet. Mit siebenfacher Stimme ruft ihr jetzt die Natur zu; das Wort derselben ist ihr deutlicher, vernehmlicher ge-

worden, da es sich in mancherlei Sorgen und Rücksichten getheilt hat. Sie lebt jetzt ungleich mehr in ihren Kindern, als da sie körperlich mit ihr Eins waren; in jedem isolirten Zurückkommen auf sich, würde sie sich als einen vertrockneten Stamm, als eine verdorrete Blume fühlen."

Ein Vater verfolgte das Wort. „Mit allen andern Banden reiner menschlichen Beziehungen nicht anders. Welcher Vater geniesset nicht siebenfach, wenn seine Kinder sich freuen und geniessen? Welcher Freund lebt nicht in seinem Freunde, der Ehegatte im Ehegatten, der Geliebte im Geliebten, unendlich zarter und inniger, als ob er selbst mit abstrahirtem Genuß empfände? Das ganze Geheimniß der Liebe, ja ich möchte sagen der ganze Zusammenhang der Schöpfung ist auf diese heilige Verwirrung und Mittheilung der Gemüther, auf einen wechselseitigen, im Genuß des andern siebenfach verstärkten Genuß gegründet. Wir sollen nicht in uns selbst, abgetrennt und selbstsüchtig leben; sonst sind wir falbe Herbstblätter, die in der Luft flattern, um bald am Boden ganz zu ersterben. In andern sollen wir leben; da sagt der Stifter unsers Festes, da leben wir geläutert, rein, vielfach, verjünget, unsterblich. Nicht in sich, wohnet das Wohlwollen, die erste Grazie, sondern in ihren Schwestern. Das Gemüth anderer ist ihr heiliger, unzerstörbarer Tempel." —

Eben kam der Chor der Kinder im Tanze bei uns vorüber, der, was gesagt werden sollte, ungezwungen sagte! Es war ein Wechseltanz, der das Du für Mich, Ich für Dich, geistvoll, naiv und bescheiden ausdrückte. Der Chor schwebte vorüber.

Und einer der ältern Söhne, der sich hinter uns gelagert hatte, nahm das Wort. Nicht anders, sagte er, haben die Griechen das Wort Charis (Grazie) ehemals verstanden. „Ich thue das deinethalben, dir zu Liebe, dir zur Freude und zum Wohlgefallen;" das war der ursprüngliche Sinn dieses Worts, aus dem sodann die zweite Grazie „ich freue mich; ich empfinde dies Wohlgefall'en und bringe dir erfreulichen Dank dafür," natürlich folgen mußte. An eine erkünstelte Anmuth oder gar an nackte Figuren dachte man damals bei diesen Worten noch nicht. — Der Jüngling führte eine Reihe von Ausdrücken an, da die Griechen jede Gefälligkeit, Gunst und Wohlthat, wenn sie mit Artigkeit gegeben und genommen wird, Charis nannten. Bei dem Lateinischen gratia und dem Deutschen Huld wurde ihm die Sache noch klärer, und er war beredt zu zeigen, daß was auch in der Schönhei Grazie (Anmuth) sei, immer von einem Zuge der Gefälligkeit, von einer Gebehrde herrühre, in welchem sich ein gefallendes Gemüth offenbare. „So, sagte er, sprachen die Griechen von Augen und Augenbraunen, von Lippen und Küßen der Grazie, eben um sie von der todten Schönheit zu unterscheiden." — Er war mit der jüngern Kunst unzufrieden, die durch die Entkleidung dieser Göttinnen beinah ihren Charakter verfehlt habe. „Was ist, fragte er, an diesen drei wiederholten, weiblichen Körpern bedeutend? Nur ihre Stellung, ihre zusammengeschlungene Hände, ihre Angesichte; würden diese bei einer leichten Bekleidung nicht noch bedeutender seyn?" Er wies auf die drei bekleideten Sokratischen Grazien im kleinen Familien-Tempel.

„Gnug, (unterbrach ihn ein Alter, der als der Vater aller Familien angesehen ward,) gnug mein Sohn, von Worten und Bildern; laß uns zur Sache selbst zurückkehren. Mögen die Griechen unter Charis zuerst Reiz des Körpers oder Gefälligkeit der Seele verstanden haben; alle Grazien sind Schwestern und streiten nicht unter einander, welche von ihnen die ältere sei. Wahre Anmuth stralt allein aus der Seele, sie theilt sich aber allem mit, nicht nur jeder Gebehrde des Körpers, sondern auch jedem Wurf des Gewandes. Wir feiern das Fest sittlicher Grazien; mich dünkt, sprach er, und winkte auf mich, daß Sie auch gegen unsre zweite Huldgöttinn, die Dankbarkeit, einen Zweifel hegten."

„Kennen Sie, wiederholte ich, keinen Undank?"

„Unter uns, antwortete der Alte, fürchten wir ihn nicht; wo er sich ausser unserm Kreise findet, suchen wir auch ihn in Dank zu verwandeln. Und es gelingt uns meistens. Glauben Sie, mein Freund fuhr er fort, es spricht von Undank, wer am wenigsten davon sprechen sollte. Man beklaget sich über ihn, und behauptet doch in demselben Athem, daß die Tugend Pflicht sei, und Großmuth keinen Dank erwarte. Man beklaget sich über Undank, und ist überzeugt, daß man ihn verdiene: denn der verdient ihn, der mit einer geringen Wohlthat nach grossem ewigem Dank haschet, der durch eine kleine Gefälligkeit, die Pflicht war, den andern Zeitlebens zum Knecht, zum Schmeichler, zum unwürdigen Sklaven gemacht haben will. Ich kann deßwegen die Worte Devotion, Verbindlichkeit, Verbundenheit, so wenig als die goldnen Worte, Huld und Gnade recht

leiden: denn sie werden zu oft gemißbraucht. Das schöne Wort Huld, z. B. das meistens mit Gnade zusammengesetzt wird, hat dadurch ganz seinen Werth verlohren. Ein Mensch, der, wodurch es auch sei, sich über alle Sterblichen erhoben glaubt, und ihnen mit seiner Macht, mit seinen Talenten, mit seiner Geschicklichkeit oder seinem Reichthum nur Gnade erweiset, für welche er auf unermeßlichen Dank rechnet, ist dieses Danks weder werth noch fähig. Hatte Er sich vom Bande der Gefälligkeit, das ihn mit seinen Brüdern zusammenschlang, losgemacht und ist ein Gott geworden, so sind auch andre von ihm los; ihm dufte Weihrauch. Die ächte Grazie des Danks, die ihrer ältern Schwester dem wirklichen und wahren Wohlwollen unzertrennt zur Seite ist, sucht er vergebens. Wie kann jemand andre der Undankbarkeit anklagen, ohne zu fühlen was er mit diesem Wort sage? welchen harten Vorwurf er ihnen vielleicht ungerecht mache? wer das kann, der hat die Grazie nicht gesehen: er suchet sie scheltend, und sie fliehet ihn als einen Wilden.

„Undankbarkeit fuhr er fort, ist vielleicht nicht immer ein Laster; aber eine Barbarei des Gemüths, und wie das Wort Unerkenntlichkeit selbst sagt, ein Unbesinnen, eine Rohheit der Seele ist sie, die ihren Verschuldeten selbst peinigt. Haben Sie je die häßlichen Charaktere bemerkt, die einen Menschen nicht leiden können, sobald sie ihm verbunden zu seyn glauben? Er ist ihrem Gedanken, ihrem Anblick unerträglich, weil sie durchaus niemanden verbunden seyn wollen; je grösser die Wohlthat ist, die er ihnen erzeigt hat, desto verdrießlicher wird er ihnen. Hätte er ihnen das Leben,

oder sie aus einer Verlegenheit gerettet, die sie selbst schaamroth macht; fortan trage er die Schuld dieser Schaamröthe! — Was halten Sie von einer solchen Gemüthsart? Strafet sie nicht aufs empfindlichste sich selbst? Was ist süßer als Dank!" —

„Was ist süßer als Dank, fuhr die Tochter des Greises fort, die seine Knie umfaßte. So oft ich daran denke, was meine Mutter, mit der ich nicht mehr sprechen, der ich meinen Dank sichtbar nicht mehr bezeugen kann, an mir that, so oft lebe ich mit ihr, und mit Euch, Vater, meine fröhliche Kindheit und Jugend noch einmal wieder. Jede schöne Situation meines Lebens kommt mir, und mich dünkt, geläutert, wie ein schöner Engel wieder. Die Gebehrde meiner Mutter ist vor mir; ihr sanfter Ton klingt meinem Ohre; ich glaube, sie sei um mich, sie sei auch jetzt um mich, da ich so innig an sie gedenke. Vergelten kann ich ihr nichts, was sie an mir that; ihre Asche hört meinen Dank nicht; aber ihr guter Geist hört ihn, ihr Geist, der mit dem Meinigen Eins ist: denn ein Theil von Ihr wohnt gewiß in meiner Seele. Das Beste, was in mir ist, ist das Ihrige; meine besten Gedanken sind noch jetzt ihre Gedanken; meine reinsten Empfindungen und Gewohnheiten hat sie mir angebildet. Sie ist um mich, sie ist in mir!" —

Die Tochter schwieg und senkte ihr Haupt auf den Schoos des Vaters; sie erhob es wieder und sagte: „Die Griechen, so traurig ihre Bilder vom Todtenreich waren, liessen dennoch auch in diesen düstern Gegenden, dem Verstorbenen mit seinen Nachlebenden die Mitempfindung. Auch der Schatte freuete sich, wenn zu ihm von

den Hinterlassenen eine fröhliche Nachricht hinabkam; und ihre Gesänge sandten deßhalb die Echo, als eine Bothschafterin zu den Vätern hinunter. Man glaubte, daß Verstorbene die Opfer annähmen, die man ihnen am Grabe brachte, und auch da noch Liebe mit Dank belohnten" —

Der Greis der die zu starke Regung seiner Tochter mäßigen wollte, antwortete schmeichelnd: „mein Kind! der beste Dank, den man den Verstorbenen bringt, ist ein Leben nach ihrem Sinn. Dann leben sie in uns, wir setzen ihr Leben fort: auch mir lebt deine Mutter in dir."

Er wandte die Rede zu mir. „Meine Tochter hat Recht, daß ein großer Theil der Undankbarkeit wirklich aus Mangel von Nachdenken, aus Ungefühl herrühre. Es ist ein eigner Zauber in der Wiedererinnrung an empfangene Wohlthaten. Das Leben, das wir in ihrem Andenken nochmals leben ist, geistig, genialisch, ambrosisch. Alles Widrige, alles Störende ist davon getrennt; die Charis hat ihren süßesten Reiz darüber ausgegossen und es gleichsam von jeder Schlacke der Sterblichkeit geläutert. Dankloſigkeit kann also wirklich nur aus Zerstreuung, aus Schwäche des Gemüths und bloßer Unbesonnenheit herrühren; man will nicht nachdenken, man kann nicht nachdenken; sonst würde man sich die süßen Augenblicke dieses Zurücklebens in einer freundlichen Wiederholung genossener Wohlthaten gewiß nicht versagen. In meiner Familie ist es jeden Abend, jeden Sonnabend ein angenehmes Fest, das von andern empfangene Gute des Tages oder der Woche

durchzugehn, und wir bereiten uns dadurch wöchentlich und täglich zur Feier des heutigen Tages. Wie mancher Groll wird dadurch abgethan, wenn Einer am Andern unzeitigen Verdacht geschöpft hat! wie mancher geheime Vorwurf wird in Dank und Liebe verwandelt!"

„Wenn Ein Stand zu solchen Festen der Dankbarkeit buchstäblich ermuntert wird, so ists Euer Stand, ihr Gelehrten. Was wißt ihr, das ihr nicht gelernt? was habt ihr, das ihr nicht von andern empfangen habt? Jedes Buch ist ja ein Repertorium der Gedanken Andrer; jede Wissenschaft ein Gebäude, an welchem Völker und Jahrhunderte baueten. Nehmt weg, was ihr alten und neuen Nationen schuldig seyd, was bleibt euch? und was seyd ihr euren Lehrern, dem täglichen Umgange, der fortgesetzten Lectur nicht schuldig? Ihr solltet also bei jedem Buch ein benedicite und gratias beten, nirgend aber fluchen und lästern. Könnt und wißt Ihrs besser, so sagts und thuts mit Grazie; der Andre half euch vielleicht auf eure bessern Gedanken. Ein Schüler, der seinen Lehrer verfolgt, weil dieser jetzt alt ist, und Er weiter zu sehen glaubt, trägt die Nemesis auf dem Rücken und das Zeichen der Verwerfung an seiner Stirn. Wir wollen ihm nicht wünschen, daß die Zeiten des Undanks einer so häßlichen Harpye noch fortdauern und ihm in seinem Alter ein Gleiches wiederfahre."

„Arme Menschen, worauf seyd ihr stolz? warum verbittert ihr euch das Leben? Giebt es nicht viele und mancherlei Gaben? Bedarf das Auge nicht der Hand? die Hand des Auges? Haben wir nicht alle in der Welt, und wenn wir es verdienen, im Tempel der Un-

sterblichkeit Raum? Bedarf die Menschheit nicht noch unzählicher neuer Verdienste? Glauben Sie mir, mein Freund, was allen Neid austreibt, und den Verdienstvollesten, nicht nur dankbar und bescheiden, sondern selbst demüthig macht, ist Mnemosynens Tochter, die erinnernde Muse. Mit den Grazien wohnt sie zusammen; sie ist selbst eine Charis."

„Ich hatte einen Bruder, fuhr er fort, der ein Gelehrter, aber ein sehr bescheidener Gelehrter war, und als er uns einmal während dieses Festes besuchte, sich ausser diesem Tempelchen noch einen ungeheuergroßen Tempel, ein Pandämonium ausbat. Hier sollte das Andenken aller um die Menschheit verdienten und berühmten Männer und Weiber laut gefeiert werden; das stille Verdienst sollte diesem verborgnen Tempelchen heilig bleiben. „Ihr könnt nicht glauben, sagte er, was eine laute Anerkennung und richtige Abwägung fremder Verdienste für eine heilsame Kraft aufs menschliche Gemüth hat. Sie giebt ihm Bescheidenheit und Würde, Schranken und Umriß, Entschluß und Demuth. Wenn ich, sagte mein Bruder, mit euch in dies Pandämonium treten und euch erzählen würde, was jeder dieser Geister fürs menschliche Geschlecht gedacht, gewollt oder gethan hat? wie weit ers brachte, und warum es nicht weiter gedieh? wie würdet ihr euch freuen, wie werdet ihr hoffen und danken!" —

„Und warum richteten Sie ein solches Denkmal der Verdienste nicht auf?"

„Theils, weil mein Bruder nicht bei uns blieb;

am meisten aber weil wir keine Gelehrte sind, uns also auch die namentliche Erinnerung aller verdienten Männer in allen Zeiten nicht obliegt. Wir wiesen ihn in seine Bibliothek, als in ein ächtes Pandämonium, wenn er in ihr Bücher und Bilder gut sammle; und versicherten ihn, daß uns das Tempelchen des Namenlosen, stillen Verdienstes heilig bliebe. Meine Kinder, wie hold und süß ist die Grazie eines Namenlosen, stillen Verdienstes! Was ist Name? der Schall einiger Sylben, der mit uns keine Gemeinschaft hat. Unsre Form selbst, ist sie nicht abwechselnd und verschwindend? Aber wir haben empfangen und sollen geben. Verwebt in die Kette der Dinge können wir nicht anders als auf einander wirken; wie wollen wirs thun? Uns mit Gefälligkeit einander die Hände bieten, oder uns einander fortstoßen? Die Grazien, singen die Dichter, tanzen in ewigverschlungenen Reigentänzen, nicht nur am Cephisusstrom, sondern auch an Jupiters Throne, nahe seinem unsterblichen Haupt; die ganze Schöpfung ist auf dies freudige Fortwirken im Geben und Nehmen berechnet."

„Am schönsten also, meine Kinder, leben wir für und in einander. Schauet umher, wie Gott in seinen Werken lebet; ihr sehet ihn nirgends stehen, nirgends umherwandeln. Aber die Blume sprießt durch seine Kraft; sein Saft ist in allen Gewächsen, und der edelste Lebenssaft den wir kennen, sind wohlwollende Neigungungen, fröhlich fortwirkende Gedanken. In dem allen erfreuet sich Gott; er erfreuet sich in uns, wenn dieser edelste Lebenssaft sich in uns rein läutert, und in andern Seelen erfreuet. Da lebt unser bester Theil in

andern. Die Kette dieser Gedanken und Empfindungen ist unendlich; sie reichet übers Grab hinaus, so wie sie auch jenseit des Grabes herkommt. Unsre Sichtbarkeit ist nur Form und Schein; was uns beseelt, stärkt, erquicket und regelt, haben wir von denen, die vor uns waren; wir lassen es denen, die nach uns seyn werden. Jenen geben wir Dank, den sie vielleicht mit uns empfinden; mit Wohlwollen und Liebe reichen wir, was wir empfinden, vermehrt weiter. Diese freundliche Thätigkeit, voll Erkenntlichkeit, und voll guten Willens ist unser Elysium hier, es ist die wahre Geister- und Menschenwelt, ein Reich Gottes in menschlichen Seelen, wo auch das Grab nichts trennet und abreißt." —

Mit stiller Rührung hatte der Greis dies gesprochen; die Sonne ging unter, der Mond auf. Ein paar Gesandte der kleinen Gesellschaft luden uns zu einem Spaziergange ein; er endigte zwischen Gräbern. Zwei Geschwister hatten im vorigen Jahr ihre Geschwister, ein Neffe seinen Oheim verlohren, der als Vater ihn geliebt und erzogen hatte. Denkmale der Liebe standen auf den Gräbern der Verstorbenen; und mit herzlicher Einfalt bekannten die Ueberbliebenen den Abgeschiedenen den Dank für ihr Leben. Nicht Worte waren es, was sie sprachen, sondern Thaten die sie hervorriefen, Situationen des Lebens, an welche sie die Abgeschiedenen gleichsam erinnerten, und zu denselben vom Himmel herab riefen. Der Mond schien freundlich; schön ging die Sonne unter; es dünkte uns sämmtlich einige Augenblicke, als ob die Verstorbenen noch mit uns wären. An ihren Gräbern ward ein Bund geschlossen, ein

Bund des unsterblichen Dankes gegen sie, und des freudigen Fortlebens in und mit einander durch Wohlwollen, Dank und thätige Liebe.

Wir schieden. Der Freund, der mich eingeführt hatte, begleitete mich und machte mir im Namen seiner Freunde ein Geschenk; das Gesangbuch der Gesellschaft; die drei bekleideten Grazien standen voran. Ich freuete mich, in ihm die schönsten Gesänge der Dichter alter und neuer Zeiten zu finden, die diese drei Huldinnen des menschlichen Geschlechts besungen hatten, kein einziges entehrendes Lied des Bacchus, Mars oder der sinnlichen Venus fand ich darunter. Noch erfreuender aber wars für mich, als auf den folgenden Tag mein Freund erschien und mir das Archiv der Gesellschaft zeigte. Vielleicht kann ich Ihnen Einiges daraus mittheilen. —

Die griechische Charis.

Eine Anmerkung.

Es sei mir erlaubt, Dem was im vorstehendem Aufsatz der Jüngling über die Bedeutung des Worts Charis (Grazie) bei den Griechen sagt, mit einer Note nachzuhelfen.

Zuerst ists keinem Zweifel unterworfen, daß das Wort Charis von Freude, Fröhlichkeit (χαρα, χαιρω) abstammt; mithin heißt das Gratiose (χαρισν) alles, was Freude und Fröhlichkeit gewähret.

Dies ist der älteste und weiteste Begrif des Worts, ohne Rücksicht, *wodurch* diese Freude und Fröhlichkeit gewährt werde.

Auch personificirt führten die Griechen die Grazien ursprünglich als *Freudegeberinnen* auf den Altar. Bei den Lacedämoniern hiessen sie *Phaenna* und *Kleta*, Göttinnen, die einen *glänzenden Ruhm* verleihn, weil Lacedämon vor Allem den Ruhm liebte. In Athen war ihr Name *Hegemone* und *Auxo*; jene die *Führerin*, diese die *Mehrerin* des Wohlstandes, den Athen wünschte. So nennet *Pindar* alles was uns erfreulich begegnet, Ruhm, Sieg, Reichthum, Wohlstand, jede Anmuth des Lebens *Charis*; und hat in seinen Glückpreisungen darüber die herrlichsten Stellen.

Zweitens. Eben so unzweifelhaft ist die Bedeutung des Worts χαριζεσθαι, das jede *Gefälligkeit* und *Gegengefälligkeit*, wodurch ich den andern *erfreue oder ihm dankend meine Freude bezeuge*, ausdrückt. Insonderheit bemächtigte sich die *Liebe* dieses Worts; ihre höchste, letzte Gunst hieß Charis. Grazienlos, (oder gar eine Steingrazie) nannte Sappho jenes Mädchen, das der Liebe ungefällig war; die stolzen Centauren waren in wilden Umarmungen ohne die Grazien erzeuget.

Sehr natürlich war also jene Personification Homers, der eine Anzahl Grazien zum Gefolge der Königlichen Juno machte; *aufwartende Gefälligkeit* war ihr Charakter. Für eine Gefälligkeit, die ihr der Schlaf erwiesen hatte, versprach sie ihm Eine der jüngsten, also

auch der gefälligsten Grazien, Pasithea, zum Dank, zum Lohne.

Drittens. Da Schönheit und Reiz sowohl zum Erfreulichen als Gefälligen des menschlichen Lebens gehören: so ging der Begrif der Grazie sehr bald auf persönliche Anmuth über. Jener Jüngling war mit Grazie geschmückt, (übergossen, gesalbet,) diesen Helden zierte Pallas mit Anmuth.

Auch diese dritte Bedeutung ward frühe zur Personification. Schon beim Homer ist es der Grazien Amt, als Dienerinnen die göttliche Aphrodite zu schmücken, zu salben, zu kleiden; und bei Hesiodus schmücken die Grazien sammt der Pitho die junge Pandora. Hephästus (Vulkans) Gemahlin ist eine Charis, weil Kunst das Gefällige sucht und sich mit Anmuth paaret. Bei Pindar ist es die Charis, die Allem, insonderheit der Poesie, dem Gesange, dem fröhlichen Gastmal, dem Tanz, jedem SiegsAufzuge Leben und Anmuth giebt. Nichts ist gefällig, nichts ist erquickend, was nicht in ihrem Garten wuchs, was ihre holde Hand nicht berührte. Hier geselleten sich also Grazien und Musen, die auf dem Parnaß neben einander wohnen: denn auch die Werke der Musen waren ohne sie ungefällig und reizlos.

— Die Charis ists, die den Menschen alles versüßt,
Die den Reden Ansehen schaft;
Oft macht sie selbst das Unglaubliche glaubhaft.

Der Dichter Hermesianax konnte also mit Recht

Eine der Huldinnen Pitho, die Ueberredung nennen; und Pindar ist der Dichter der Grazien dadurch worden, daß er sie in jeder Bedeutung des Worts als Dank, Ruhm, Freude, Anmuth des Lebens, Süßigkeit des Wohlgefallens und des guten Beifalls, als die Blüthe jeder Kunst und Weisheit preiset.

Pindars Gesang an die Grazien.

Die ihr den Cephisusstrom und der schönen Roße
Nährerin-Flur zu eurem Sitze bekamt,
Ihr des glänzenden Orchomenus gepriesenen Königinnen,
Von Alters her, Aufseherinnen des Minyerstamms,
Ich fleh' euch, Grazien, hört!
Denn nur durch Euch, wird, was den Sterblichen lieblich
Und süß ist. Wer ein weiser, wer ein schöner,
Ein glänzender Mann ward, wars durch Euch.
Selber die Götter begehn
Ohn' Euch, Ehrwürdige,
Weder Reigentänze, noch Mahle;
Alles ordnen im Himmel
Die Grazien an;
Neben dem Pythischen,
Mit dem goldnen Bogen bewehrten Apollo
Setzen sie ihre Thron' und preisen
Des Olympischen Vaters unendlichen Ruhm.

Töchter des mächtigsten unter den Göttern,
Ehrwürdige Aglaja, du

Liederfreundin Euphrosyne, höret mich:
Du auch Gesangesfreundin, Thalia, die jezt
Auf günstigem Glük den Hymnenchor
Leichtschwebend daherziehen sieht:
(Denn in lydischer Weise
Mit vorbedachten Gesängen
Den Asopichus zu singen kam ich hieher;
Da der Minyer Stadt in Olympia Siegerin ward,
Thalia durch dich.)

Echo, geh' in das schwarzummauerte Haus
Der Proserpina, bringend
Dem Vater die fröhliche Botschaft.
Wenn du dort den Kleodamus siehst,
Melde vom Sohn ihm,
Daß er sein jugendlich Haar
Im Schoos der herrlichen Pisa
Gekränzt hat mit der edelsten Kämpfe Fittigen!

Viertens. Nach diesem Gesange Pindars sollte man kaum erwarten, daß die ehrwürdigen Göttinnen Aglaja, Thalia und Euphrosyne blos als hübsche Mädchen, als gesellige Schwestern, und angenehme Gesellschafterinnen vorgestellet würden, an denen nichts bedeutend ist, als Hände die sich umschlingen, und etwa ein Anblick fröhlicher Unschuld. Man wird sagen: Dies seyn die Grazien Hesiods; * von Anbeginn

* Aber Oceanus Tochter, Eurynome, herrlich an Ansehn,
Ward die Mutter der drei Huldinnen, schönwangige Mädchen,

aber ists nicht also gewesen. Nicht im Olymp allein sitzen Pindars Grazien neben Apollo und singen mit ihm das Lob des höchsten Gottes; auf Erden auch waren sie, sobald sie nicht mehr in rohen Steinen verehrt wurden, und goldene, marmorne, oder aus Marmor und Golde zusammengesetzte Bildniße bekamen, nie ohne Bekleidung. Neben dem Apollo, oder mit den Eumeniden verehrt, waren sie Ehrwürdige Göttinnen; zu Delphi selbst standen ihre Bilder neben dem Gottesbilde; in Smyrna standen sie den Göttinnen des Orts, der zwiefachen Nemesis zur Seite. In Athen hatten sie ausgezeichnete Altäre, im Odeum, beim Eingange der Acropolis (wo Sokrates sie gebildet hatte,) allenthalben bekleidet. Pausanias weiß nicht, wer sie zuerst nackt zur Schau gestellet habe; wenigstens war es kein Weiser. Denn unser Jüngling hat Recht: Drei unbekleidete, weibliche Körper in Einerlei Stellung, in welcher kaum die Hände bedeutend sind, können am Ende zu nichts, als zum müßigen Zierrath dienen; daher wir für den Charakter, den diese Grazien ausdrücken sollen, unstreitig lieber die Kindheit wählen würden.

Dieser vierte Charakter ist schwesterliche Gesel-

Euphrosyne, Thalia, die lieblich, samt der Aglaja
Holde, von deren Augenliedern die süßeste Liebe
Träuft, die die Glieder uns lößt; so huldreich blicket ihr Auge.

Hesiod. Theogon. 907.

Auch im Orphischen Hymnus heißen sie Καλυκωπιδες ιμεροεσσαι.

ligkeit im jugendlichen Tanz und fröhlicher Unschuld. Weder Liebreiz soll er ausdrücken, noch eine Würde hoher Anmuth; er tändelt jugendlich mit Rose, Myrte und dem Spielwürfel (talus.)

Wenn also von Vorstellungen der Kunst die Rede ist, so muß man durchaus Grazie (χαρις) als eine Eigenschaft oder Charakter, von den drei nackten Grazien des neuern Styls unterscheiden. Jener, die Grazie, ist ein so umfassender, hoher und reicher Begrif, daß er durch drei nackte Mädchen, die sich einander die Hände reichen, weder ausgedrückt werden konnte, noch sollte.

Selbst wenn Winkelmann in seiner vortreflichen Beschreibung der Grazie in den Werken der Kunst, (Gesch. der Kunst S. 229. Dresdn. Ausg.) die zwei ältesten Ehrwürdigen Grazien der Griechen hieher zieht und sie mit der himmlischen und irrdischen Venus vergleicht, wenn er die Bilder dieser Göttinnen an Jupiters Thron und in der Juno Krone hieher zieht; so ists blos Schmuck der Rede: denn seine Beschreibung der hohen Grazie in Werken der Kunst ist fast ein Hymnus. Sonst hat jene himmlische Charis, die sich über Werke der Schönheit ausgießt, von den Kunstgebilden, die man Grazien nennet, sehr wohl unterschieden, und die letzten blos als Dienerinnen an den Ort gesetzt, der ihnen gebühret.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Unterschied von allen bemerkt wäre, die über Grazie und die Grazien schrieben. Drei Zierrathgestalten haben das Glück gehabt, welches selbst Pallas, Juno und Aphrodite nicht hatten, daß man von ihnen theils nie etwas Böses, wohl

aber ein tausendfaches Gutes sagte, das nicht ihnen, sondern der Charis selbst gebührte. Fast haben sie uns erstickt mit süßduftenden Worten.

Künstler von gutem Geschmack trugen Sorge, ihren Grazien etwas zu thun zu geben, um sie ihrem Handumschlingendem Müßiggange zu entreissen. Die Jungfrau'n mußten an ihr Geschäft, eine Göttinn oder wer der Göttinn gleich seyn sollte, zu schmücken, zu salben, zu zieren. Sie brachten sie mit Kindern, mit dem Amor, dem Merkur, Apollo, oder sonst in Gesellschaft. Die Kleider, die ihnen Amor geraubt hatte, wurden ihnen wiedergegeben, und so konnten sie in tausend Schmeicheleien und Artigkeiten anmuthig werden.

Endlich gieng ihre ursprüngliche Bestimmung, die das Wort Gefälligkeit, Dank (χαρις, gratia) sagte, auch in sittlichen Deutungen hervor. Plutarch, die Anthologie u. a. haben dergleichen Bezeichnungen; die Subtilste von allen hat Seneka aus dem Chrysippus; (de benefic. L. 1. C. 3. 4.) wo sogar jeder Umstand ihrer Vorstellung auf das Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthaten deutet. Ich wünschte die schöne Stelle anführen zu können; sie ist aber zu lang und etwas zu subtil; dadurch schadet sie der unstreitig schönsten Bedeutung dieses Bildes: Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthat con grazia mit Anmuth.

Unsre deutschen Worte: hold, holdselig, Huld, Huldinn, Anmuth u. s. drücken aus, was die griechischen Worte χαρις, χαριτες, und die lateinischen

gratia, Gratiae ausdrückten; nur in Fortleitung und Anwendung dieses Begrifs, haben wir nicht eben wie die Griechen der Grazie geopfert. Jeder Versuch, der uns die ächten Grazien der Menschheit, Wohlwollen, Dankbarkeit und thätige Freude bekannt macht, ist eines freundlichen Blicks der Charis werth, die in wohlwollenden Herzen wohnet: denn was heißt anmuthig, als was uns hold anmuthet, was wahr und lieblich unserm Herzen zuspricht?

An die Huldgöttinnen.

Ein Orphischer Hymnus.

Höret mich Huldgöttinnen, in grossem Namen Verehrte,
Töchter Zevs und der schönen Eunomia, glänzend an Ansehn,
Du Aglaja, Thalia, Euphrosyne, Fröhliche, Holde,
Freudegewährerinnen, ihr Liebenswürdige, Reine,
Immerblühende, Vielgestaltige, schwebend in Tänzen;
Stets den Menschen erwünscht und erfleht, Anmuthige, Süße,
Kommt, Glückbringerinnen, und seid den geweiheten günstig.

II

Die Theilung der Erde.

Da! Nehmt sie hin, die Welt! rief Zevs von seinen Höhen
Den Menschenkindern zu. Nehmt! Sie soll euer seyn.
Euch schenk ich sie zum ewgen Leben,
Doch theilt euch brüderlich darein!

Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann füllte sein Gewölb, die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König sagte: Jeglichem das Seine:
Und mein ist — was geärntet wird!

Ganz spät erschien, nachdem die Theilung längst geschehen,
Auch der Poet, (er kam aus weiter Fern)
Ach! Da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh mir! So soll denn ich allein von allen
„Vergessen seyn, ich dein getreuster Sohn!"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
Antwortete der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
„Ich war, sprach der Poet, bey dir."

„Mein Auge hieng an deinem Stralenangesichte,
„An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
„Verzeyh dem Geiste, der von deinem Lichte
„Berauscht, das Irrdische verlor!"

Was kann ich thun, spricht Zevs. Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

III

Die Thaten der Philosophen.

Den Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Den Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben gieng,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn Ich ihm nicht drauf helfe.
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwey Füssen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Philosophie studiert,
Der weiß, daß wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und that sie, ich verhehl es nicht,
Eh noch Weltweise waren,
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Leibnitz nie gedacht,
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fieng der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand,
Und knüpft der Staaten daurend Band"
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

IV

Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten.

In einem der vorigen Aufsätze * ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Foderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit grösserer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkührlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles, und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkührlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollem Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle ausschliessend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

* Ueber die nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

Die moralische Bestimmung des Menschen fodert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln, und mit den Foderungen der Vernunft übereinstimmender werden, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafür nehmlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den Einen Theil nur so lange bindet; als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Karakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Ego-

ism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mässigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weis't so er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mässigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Karakters noch weit gefährlicher werden, und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in

demselben Objekte zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen, dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft, als moralische Richterinn, zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nemlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitige Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Aussprüchen nicht eine gewisse Ach-

tung zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz und was demselben entspricht kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn, und mit der Vernunft, als sittliche Gesetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Wagschaalen stehen also, wie sie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der

schwachen Menschheit umsonst würde abgefodert haben. Wer sollte wohl einem Affekte mistrauen, der das Vortrefliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das *lieben*, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn wollen?" So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als *eine Anregung der Selbstliebe* verächtlich zu machen, und unsre sittliche Würde als *ein Bestandstück unsrer Glückseligkeit* vorzustellen, welche zu veräussern in unsrer Willkühr steht. Ist unser Karakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltierten Einbildungskraft, und über unsre Selbstliebe einen glorreichen

Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman *Liaisons dangereuses* findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentinn von Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Grosmuth geopfert habe.

Die sogenanten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjekts weit mehr anheim stellen, und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr, als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele giebt es nicht die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Karakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken

tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preiß zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu bevestigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reitzt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille

den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft sich dieser Würde anzumaßen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Karakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung *schenken* läßt, was sie ihr *abfodern* könnte; denn unter dem Schein von *Freiwilligkeit* kann sich leicht das Gefühl der *Verbindlichkeit* verlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Karakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters *unmittelbar* gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der

Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der um zu geniessen nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

V

Theophanie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels,
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh.

VI

Einem jungen Freund

als er sich der Weltweißheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh das Eleusische Haus nun den Bewährten empfieng.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harret? Wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug der Kämpfe schwersten zu kämpfen
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?

Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche giengen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

VII

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling:
Weyhe mich, sprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Früchte dem Vaterlande getragen,
Und die Mauren der Stadt vor der Sambuca * beschützt.
„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's, versetzte der Weise,
Aber das war sie mein Sohn, eh sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte, die kann auch eine Sterbliche zeugen,
Wer um die Göttinn freyt, suche in ihr nicht das Weib."

* Der Nahme einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.

VIII

Ueber das Naive.

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beyden kann oft das gerade Gegentheil statt finden) sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bey den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabey im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen statt. Fürs erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten

werde; zweytens daß er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte zu dem ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur, mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. * Daraus erhellet, daß diese

* Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigends zu reflektiren angefangen, erinnert, daß wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden, und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überliessen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel vom intellektuellen Interesse am Schönen in der Critik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Ent-

Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooßter Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen rc. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu be-

deckung von dem hohen philosophischen Beruf dieses Mannes (welcher schlechterdings beyde Eigenschaften verbunden fodert) zu überzeugen.

schämen, unsre Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefodert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bey weitem die mehresten Menschen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen, und andere Liebhabereyen dieser

Art äussert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äussern, weil schon die, allen Menschen gemeine, Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bey noch so großer Entfernung unserer Thaten von der Einfalt und Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äussert sich diese Empfindsamkeit für Natur bey Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit soviel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erreget) ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der gränzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinauf sehen, gerathen wir in Rührung,

und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewißen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen liesse. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freyen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nehmlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag; in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganze eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erreget. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht theoretisches Unvermögen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst

aus innrer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der hohen Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfliessen. *

* Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der ästhetischen Urtheilskraft. S. 225. der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreyerley Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „Etwas aus beidem (dem animali„schen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen Gefühl „der Achtung) zusammengesetztes findet sich in der Naivi„tät, die der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich na„türlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur ge„wordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Ein„falt, die es noch nicht versteht sich zu verstellen und er„freut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die „jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete „die alltägliche Sitte der gekünstelten und den schönen „Schein vorsichtig angelegten Aeusserung und siehe es ist „die unverdorbene schuldlose Natur, die man anzutreffen „gar nicht gewärtig und der, so sie bliken ließ, zu ent„blößen auch nicht gemeynet war. Daß der schöne, aber „falsche Schein, der gewöhnlich in unserm Urtheile sehr „viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß

„gleichsam der Schalk in uns selbst bloß gestellt wird,
„bringt die Bewegung des Gemüths nach zwey entgegen-
„gesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich
„den Körper heilsam schüttelt. Daß aber etwas, was un-
„endlich besser als alle angenommene Sitte ist, die Lauter-
„keit der Denkungsart, (wenigstens die Anlage dazu) doch
„nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt
„Ernst und Hochschätzung in dieses Spiel der Urtheilskraft.
„Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist und die
„Deke der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird,
„so mengt sich zugleich ein Bedauren darunter, welches
„eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich als Spiel mit
„einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt,
„und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich
„auch die Verlegenheit dessen, der den Stoff dazu hergiebt,
„darüber daß er noch nicht nach Menschenweise gewitzigt
„ist, zu vergüten pflegt. —" Ich gestehe, daß diese Erklä-
rungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich
deswegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas
behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem
Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden
werde, wahr ist. Allerdings erregt es Lachen, wenn sich
jemand durch Naivheit bloß giebt, und in manchen Fällen
mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung,
die in Nichts aufgelößt wird, fliessen. Aber auch die Naiv-
heit der edelsten Art, das Naive der Gesinnung erregt im-
mer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts

Kunst den Sieg davon trage * es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt.

Bey dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bey dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn,

aufgelößte Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewißen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche sich bey dem Naiven der letztern Art in unsre Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder vielmehr der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

* Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstellung, aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künsteley, und die natürliche Freyheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur solange den reinen Eindruk des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rüksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beyden Fällen aber, beym Naiven der Ueberraschung wie bey dem der Gesinnung muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese leztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches, dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künsteley, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen. * Es wird also erfodert, daß die Natur

* Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinn, Ungestüm den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es ist naiv, wenn es sich von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dgl. aus freyer und gesunder Natur dispensiert. Dasselbe findet auch bey dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Ue-

nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz daß sie nicht als Nothdurft, sondern als innre Nothwendigkeit über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit sondern die Unstatthaftigkeit der letztern muß der erstern den Sieg verschaft haben; denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bey dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, d. h. dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem was

bertragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entstehet. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus natürlicher Plumpheit seine Lection schlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freyheit vergißt.

die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv gesinnte hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern bloß der, durch den Affekt freygelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurch bricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art, mit der Schadenfreude, einen Menschen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegensatz gegen die Künsteley und die Wahrheit im Gegensatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Gegenstand. *

* Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivheit dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber denn haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsre Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So

Bey dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bey dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person, und geniessen also nicht bloß ein moralisches Vergnügen sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloß Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreywillig ist; in dem zweyten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältniße übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fodern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder

wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, sobald wir durch eine Naivheit ein Verbrechen erfahren; eben so erstickt das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude sobald wir jemand durch seine Naivheit in Gefahr gesetzt sehen.

jener Mann für Armuth verschmachte, und das Kind hingeht, und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist diese Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfniß, und auf das nächste Mittel es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobey ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, sonst aber von gutem Verstande, einem andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiß, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leyht ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deßwegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in so fern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst

an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äusersten Grenze zwischen beyden schweben, und bey denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beyspiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Pabstes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Pabst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritischten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Parthey die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthey im höchsten Grad interessiert war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte ist keine Frage; wohl aber wie weit eine solche Naivität der Gesinnung mit der Rolle eines Pabstes verträglich seyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die

Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dißimulieren, was er im stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäß ließ er sich in der Instruktion, die er seinem Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnißen verleiten, die noch bey keinem Pabste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl, „hieß es unter andern, daß an diesem heiligen Stuhl „schon seit mehrern Jahren viel Abscheuliches vorgegan„gen; kein Wunder, wenn sich der kranke Zustand von „dem Haupt auf die Glieder, von dem Pabst auf die „Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle sind abgewichen, „und schon seit lange ist keiner unter uns gewesen, der et„was Gutes gethan hätte auch nicht Einer." Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten in Seinem Nahmen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen dessen, was vor ihm „von den Päbsten geschehen, nicht dürfe getadelt werden, „und daß dergleichen Ausschweifungen, auch da er noch „in einem geringen Stande gelebt, ihm immer mißfal„len hätten u. s. f. Man kann leicht denken, wie eine solche Naivität des Pabstes von der römischen Klerisey mag aufgenommen worden seyn; das wenigste, was man ihm Schuld gab war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Pabstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden sey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Sottise in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben vielmehr Ursache zu glau-

ben, daß er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit gieng zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern ihn auch als Pabst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, begieng er den unverzeyhlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivheit allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, ausserhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu er-

weitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beyspiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Ey des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles was die gesunde Natur thut ist göttlich) seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privat-Leben und in seinen Sitten. Es ist schaamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir

wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, von Albrecht, Dürer, Zervantes, Shakespear, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr, werden sobald sie durch ihr Genie groß sind einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil aber die herrschenden Grundsätze bey der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im moralischen eben so schwer als dem Mann im intellektuellen mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt diese Naivheit der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule Genialische Freyheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger weise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößet erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende

Schuld so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Roheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen eine Naivheit des Ausdrucks im Umgang, welche darinn besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beygelegt werden, obgleich nur insofern als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisierenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkühr und die phantastischen Begriffe des Menschen einen naiven Charakter bey. Dieß erfodert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leyhen, und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über

unsere eigene schlecht gebrauchte moralische Freyheit und über die in unserm Handeln vermißte sittliche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbey, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unseres wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsre Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freyheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur; eine Sehnsucht nach ihrer G l ü c k s e l i g k e i t, eine Sehnsucht nach ihrer V o l l k o m m e n h e i t. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauren.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmach-

tet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich aneckelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen und dein Ersatz muß die Freyheit selbst seyn, aus der sie fliessen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preiß deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freyer Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzig guten respektieren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür; daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frey, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung ausser dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wiederfindest, aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freyen Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an Naturcharaktere hangen können, bey demselben antrift. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beschrei-

bung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. Er scheint, in seiner Liebe für das Objekt, keinen Unterschied zwischen demjenigen zu machen, was durch sich selbst und dem was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wißbegierde, als sein moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süsser Wehmuth an derselben, wie wir Neuern. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifiziert und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungedultige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale, und Sitten befriedigen ihn, „und wenn wir in gewissen moralischen Stim„mungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug „unserer Willensfreyheit, der uns so vielem Streit mit „uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, „gegen die wahllose aber ruhige Nothwendigkeit des Ver„nunftlosen hinzugeben, so ist, gerade umgekehrt, die „Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur „schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, „wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen „Einfluß zu geben."

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in allem was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit

an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur ausserhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fliesset, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deßwegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. Unsre Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen, daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur ausser uns auf unsre Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *

* Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossians Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her hingegen war groß, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte.

Bey diesen artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verlohren hatte, so konnte er, ausserhalb dieser, auch nicht von ihr überrascht werden, und kein so dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst, und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bey dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles andre derselben zu nähern bemüht seyn; wenn wir, uneinig mit uns selbst, und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so mislungene Form aus unsern Augen zu rücken.

In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr, als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bey seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuscheuchen, und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirt den Ulysses bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am stärksten gerührt werden, und demselben einen Nahmen geben. Diese Nation waren, so viel ich weiß die Franzosen. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniß. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beyspiel schon äusserst auffallend im Euripides, wenn man diesen mit seinen Vorgängern besonders dem Aeschylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nehmliche Revolution läßt sich auch unter den alten Historikern nachweisen. Horatz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters preißt die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte

man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen, so wie er auch in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster ist. Auch im Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beym Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermißt, die Horaz in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit denselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwey ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmnng Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist kalt, gleichgültig, verschlossen, ohne alle Vertraulichkeit. Streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das

ihn umfassen will. Nichts erwiedert er, nichts kann ihn schmelzen, oder den strengen Gürtel seiner Nüchternheit lösen. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht wie ein schlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, sondern will wie das Gold in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; Er ist das Werk und das Werk ist Er; man muß des erstern schon nicht werth oder nicht mächtig oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwey höchst verschiedene, durch den unermeßlichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Makbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da fest hielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum

lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im VI Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stossen, und nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechts selbst im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwey Ritter und Nebenbuler, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuhohlen, das nehmliche Pferd besteigen. Beyde Beyspiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beynahe gleich, weil beyde den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivheit der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bey Beschreibung dieser ähnlichen Handlung. Ariost, der Bürger einer späteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bey der Er-

zählung dieses Vorfalls, seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die Sein Zeitalter charakterisieren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person: Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!
Die Nebenbuler waren, die entzweyt
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib von feindlich wilden Streit,
Frey von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Biß wo der Weg sich in zwey Straßen theilte. *

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus seines Gegners Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, so steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,

* Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 32.

Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene, herab von den Wagen sich schwingend
Faßten sie beide einander die Händ und gelobten sich Freundschaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Worts ist) auch nur biß hieher gewartet haben um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeyhen, da auch unser Herz beym Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz in dem Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern *

* Ilias. Voßische Uebersetzung. I Band. Seite 153.

Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber ausserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studiert, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als Grenzstörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beyspiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Im nächsten Stück einige Worte über die sentimentalischen Dichter.

IX

Briefe über Poesie, Silbenmaaß und Sprache.

Erster Brief.

Der Dichter, so rühmten von jeher die glühenden Bewunderer seiner Kunst, ist vor allen andern Sterblichen ein begünstigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdische Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfnisses und der Eingeschränktheit, welche sie erzeugten, an sich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die seinige athmet in reinem Aether, sie ist eine Tochter der unsterblichen Harmonie. Fast ohne daß er selbst es weiß, verwandelt sich auf seinen Lippen das Wort in Gesang. Das Entzücken, womit er das von oben empfangne wieder ausströmt, wird die Belohnung seiner Wohlthat. Leicht und frey wie auf Flügeln wird er über das Loos der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer, der seine begeisterte Stirn verklärt, fodert Anbetung von seinen erstaunten, hingerissenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuschte Erwartung, liebste Freundin, wenn anders mein feyerlicher Ton dich irre führen konnte) dieser Dichter ist selbst nur ein Ge-

schöpf der dichtenden Phantasie. Wie viel anders erscheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in seiner Werkstätte belauscht! Denn er hat eine Werkstätte wie jeder andre Künstler. Wohl nur scherzend hat man sie mit einer Schmiede verglichen: hier scheinen nicht so wohl Donnerkeile wie auf dem Ambos der Cyklopen, als Nadeln zugespitzt zu werden. Das schönste Gedicht besteht nur aus Versen; die Verse aus Wörtern; die Wörter aus Sylben; die Sylben aus einzelnen Lauten. Diese müssen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Sylben gezählt, gemessen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verse endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß ist noch nicht alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach bestimmten Zwischenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Diese muß der Dichter also aufsuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Westen bis Osten durchstreifen. Bey großer Anstrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewisses erhebendes Gefühl Statt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entschädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählig zusammenbuchstabirt wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geist demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt ist! Gewiß, der Fluch der Mühseligkeit, der sich über alles menschliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du Verse machen! Mit Schmerzen sollst du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indessen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdest

mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willst. Sieh, das ist eben das schlimmste. Andre wackre Leute dürfen sich wenigstens ihrer Arbeit nicht schämen; ja sie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erschöpfung nahe sind. Um den Dichter wäre es geschehen, wenn er sich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß sich knechtischem Zwange mit der stolzen Miene der Freyheit unterwerfen. Seine mit Fesseln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubst, er ruhe wohllüstig auf Rosen, während er sich auf dem Bette des Prokrustes peinlich dehnt oder krümmt.

Freylich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus seiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim ist hinlänglich, um ihn in dem kühnsten und glücklichsten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er diese spröde Echo, ohne daß sie ihm antwortet. Ja, nicht selten bricht der geheime und anhaltende Zwiespalt zwischen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Sylbenmaaß und Reim auf der andern Seite in so heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beyder Parteyen zu schonen, zu einem Machtspruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiste seiner Zuhörer, oder auch wohl mit beyden verderbt.

Hiemit hängt der Umstand zusammen, der dich gewiß in deiner Meynung von der geringen Wichtigkeit metrischer Vollendung bestärkt hat, und sie in der That zu be-

günstigen scheint: daß nähmlich die größten Original-dichter oft ein gewisses Ungeschick zum Versbau verrathen, und sich mehr als billig darin erlauben. Wem Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichsam von außenher gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauschen, weglassen und hinzusetzen. Der selbstständige Geist hingegen, welcher sie tief aus seinem Innern schöpft, würde bey diesen Umwandlungen an seinem theuersten Eigenthum, ja gewissermaaßen an seiner Person leiden. Nicht zum Dienen erschaffen, unterwirft er sich daher das Sylbenmaaß; und sollte selbst der Ausdruck hier und da ins Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabey. Es ist zweifelhaft, ob Dante und Shakespeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, sich um Tasso's und Popens glückliche Geschmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn sich indessen jene unabhängige Fülle nicht mit diesem Talent in derselben Organisation verträgt, so macht sie es auch entbehrlich.

Vielleicht bist du mir bey der obigen, leider nicht übertriebnen Schilderung schon mit den Fragen zuvorgeeilt, die sich hier natürlich darbieten: Wozu also jene Einschränkungen? Ist das Sylbenmaaß der Poesie wesentlich? Ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüsse eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von seinem Gegenstande erfüllten Geistes, nach einer mechanischen Regel abzumessen? Und sollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit seines Vornehmens als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es ist unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unsrer Be-

merkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raschen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poesie vom Sylbenmaaß begleitet, damit verschwistert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erstreckt sich also fast eben so weit als die bewohnte Erde; seine Erfindung ist nicht viel jünger als das Menschengeschlecht.

Bey einer so allgemeinen Ansicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bey den Alten würde man sie vergeblich suchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein ist das Sylbenmaaß bey keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatische Dichter diesen Schmuck verwirft oder vernachläßigt, so muß er zugleich alle Ansprüche auf eigentlich dichterische Schönheiten des Dialogs aufgeben, und selbst der tragische Schauspieler thut in diesem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beschränkung des Gebietes der Poesie gelten als für eine Erweiterung, wie man sie bey der sogenannten poetischen Prose im Sinne gehabt zu haben scheint. Wirst du es auf dich nehmen, dieser zweydeutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Nahme weißagt nicht viel Gutes, und wenn man sich bey den Alten nach etwas Aehnlichem umsieht, so wird man unglücklicher Weise an die Romane der spätern Sophisten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetorische Anmaaßung, oder eine Art von dichterischem Unvermögen eine solche Gattung erzeugt, die, indem sie die ausschließenden Vorrechte der Poesie und Prose vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beyder verfehlt. Bemerke auch, daß sie unter den neuern Sprachen am besten in der Französischen gediehen ist, welche mehr den Zwang

als die Musik der Sylbenmaaße kennt. Es mag ihr also hingehen, daß sie sich für eine Verwahrlosung der Natur an der Kunst zu rächen sucht. Bey einigen geschätzten Werken dieser Art unterscheidet man billig den Geist der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinstimmung der verschiedensten Völker und Zeiten läßt sich unmöglich zu einem willkührlichen, zufälligen Einverständnisse herabsetzen. So unstatthaft es ist, von der Allgemeinheit einer Meynung auf ihre Wahrheit zu schließen, wie man oft gewagt hat, so zuverläßig berechtigt uns die Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menschen zuzuschreiben; zu behaupten, sie gründe sich auf irgend ein körperliches oder geistiges Bedürfniß seiner Natur. Strenge genommen ist überhaupt nichts im menschlichen Thun willkührlich, auch das nicht, woran sich keine Spur von Absicht wahrnehmen läßt: wenn man sich vornimmt, einmahl ohne allen Grund bloß nach Willkühr zu handeln, so ist eben dieß schon der Grund, welcher den Willen bestimmt; und am unwillkührlichsten handeln wir unter dem Einflusse dunkler Antriebe, die sich unserm Bewußtseyn entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menschen, was nicht durch wesentliche Verhältnisse nothwendig bestimmt, sondern durch fremde Umstände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengesetzten Einwirkungen des Himmelstrichs und der Lebensweise, bey der abweichendsten Mannigfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung, immer wieder, dem Wesen nach unverändert, hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhytmische Gang der Poesie dem Menschen nicht weniger natürlich ist als sie selbst. Beydes ist keine überlieferte Erfindung, sondern eben so einheimisch in den erstarrten Wüsten längs dem Eismeere wie auf den lieblichen Südseeinseln; am Ontario wie am Ganges. Ueberall wo nur Menschen athmeten und lebten, empfanden und sprachen, da dichteten und sangen sie auch. Dieß bezeugt die älteste Sage der Vorwelt, die selbst nur durch den Mund der Poesie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Ursprunge macht Poesie mit Musik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen seinen Gestalten, von der einfachsten Natur bis zu den sinnreichsten Erweiterungen der Kunst, vom Freudensprunge des Wilden bis zum Noverrischen Ballet, nie die Begleitung der Musik entbehren gelernt. Dagegen bestehen jetzt Poesie und Musik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden sich vereinzelt in den Seelen verschiedner, oft sich misverstehender Künstler, und müssen absichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuschung des Vortrages wieder eins zu scheinen. Es ist mit diesen Künsten wie mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder sie alle für seine eigne Nothdurft; mit dem Fortgange der geselligen Ausbildung schieden sie sich mehr und mehr. Der absondernde Verstand hat sich selbst an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, dessen Wirksamkeit im Verknüpfen besteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, desto mehr gelingt es ihm, jeden Zusammenhang zu lösen, der sich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Als-

dann spielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was seine Geschäftigkeit zerstört hat, sey nie wirklich vorhanden gewesen. Aber der geheimste Zusammenhang ist oft auch der innigste, eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erschöpft, sondern auf solchen Beschaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anschauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln suchen, weil wir ihn bloß fühlen: denn was nicht ist, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarste Schöpfung des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam das große, nie vollendete Gedicht, worinn die menschliche Natur sich selbst darstellt, bietet uns von dem, was ich eben sagte, ein auffallendes Beyspiel dar. So wie sie auf der einen Seite, vom Verstande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen seinen Verrichtungen zunimmt, so büßt sie auf der andern an jener ursprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zusammenhange zwischen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So wie die gränzenlose Mannigfaltigkeit der Natur in abgezognen Begriffen verarmt, so sinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchstaben hinab. Zwar ist es unmöglich, daß dieser jene völlig verdrängen sollte, weil der Mensch immer ein empfindendes Wesen bleibt, und sein angebohrner Trieb, Andern von seinem innersten Daseyn Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen, (wie sehr ihn auch die Herrschaft des Verstandes, der sein Wesen, so zu sagen, immer außer uns treibt, schwächen möge) doch nie ganz verloren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptsächlich in der Gestalt,

wie sie zum Vortrage der deutlichen Einsicht, der Wissenschaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlohrne Spuren ihres Ursprunges, von welchem sie so unermeßlich weit entfernt sind; wir können sie fast nicht anders als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft festgesetzter Zeichen betrachten. Indessen liegt doch jene innige, unwiderstehliche, eingeschränkte, aber selbst in ihrer Eingeschränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen; sie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poesie möglich. Der ist ein Dichter, der die unsichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, sondern sie auch andern zu offenbaren weiß; und der Grad von Klarheit, womit dieß noch in seiner Sprache geschehen kann, bestimmt ihre poetische Stärke.

Ich hatte dir vorgeworfen, du wärest bey deinem seelenvollen Vorlesen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigstens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil du dich niemahls im mindesten um die Verskunst bekümmert hast. Du wolltest dieß zwar nicht eingestehn, doch einige prosodische Erörterungen dir wohl gefallen lassen, wenn sie nur recht kurz und bündig wären; und nun findest du dich unversehens von der Mühe, die es heut zu Tage unsern Dichtern kostet, die Geburten ihrer Phantasie in Verse, oder, wie die ehrlichen Alten sagten, in Reime zu zwingen, bis zum Ursprunge der Poesie, ja bis zur ersten Entwickelung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indessen lieber jener sinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Philosophie und dem Dithyramben, als der Absicht zu, dich mit Hinterlist in theoretische Untersuchungen der Kunst zu verstricken, vor welchen ich deine Ab-

neigung kenne. Du weißt, daß ich selbst die Theorie, an sich betrachtet, nicht liebe, sondern sie nur als ein nothwendiges Uebel ansehe. Sie ist für die Poesie der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen: sobald diese davon gekostet hatte, war ihr Paradies der Unschuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters bestand darin, keine Gesetze zu bedürfen; aber in dem unsrigen können wir leider so wenig in der Kunst als in der bürgerlichen Gesellschaft ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen sie darf sich daher, um nicht unbillig zu seyn, nur wider die Machtgebote des Systems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Gesetze der Kunst ausgiebt, oder wider die gesetzgebende Anmaaßungen des Philosophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Diesem Misverständnisse wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, statt des wissenschaftlichen Vortrags, die mehr anziehende historische Form geliehen hätte. Sie kann sie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunst wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendste, was sie seyn soll. Auch ist nicht zu besorgen, die Ansichten der Theorie möchten dadurch beschränkt werden; sie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunstrichter ein so enges Regelgebäude errichtet, weil sie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künstlichen Bildung vor Augen hatten; weil sie sich nie bis zur Weltgeschichte der Phantasie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont ist es, der alles uns bekannte Schöne der Poesie, was jemahls irgendwo unter den Menschen erschien, in sich faßt! Gewiß, der Forscher hat keine Ursache, sich darüber zu beklagen, daß er jenseit desselben nichts wahrzunehmen vermag, und es

dem dichtenden Geiste überlassen muß, die noch nicht vorhandne Vortreflichkeit vorherzusehen.

Meine Absicht ist, dir darzuthun, daß das Sylbenmaaß keinesweges ein äusserlicher Zierrath, sondern innig in das Wesen der Poesie verwebt ist, und daß sein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebey von allgemeinen Grundsätzen auszugehen, weil mir das meiste von unsrer so wunderbar zusammengesetzten äussern und innern Organisation abzuhängen scheint, welche wir als eine Thatsache erst aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geschichte der Metrik würde bey mir weit mehr Kenntnisse, bey dir vielleicht mehr Geduld erfodern, als wir beyde haben. Indessen dürfen wir doch nicht bey den Werken unsrer heutigen Dichtkunst stehen bleiben, deren musikalischer Theil, ganz vernachläßigt, beynah verstummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erscheint sie uns durch Erfindungen des geschäftig müßigen Witzes so vielfach bereichert oder entstellt, und dem Eigensinn der Gewohnheit oft so unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Ursprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu suchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es ist, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erst unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunst (wenn sie anders da schon diesen Nahmen tragen soll, der die Vorstellung von besonnenen Absichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur selbst gepflegt und erzogen ward. Diese Wandrung wird wohlthätig für uns seyn; wir werden

sie nicht in Gesellschaft jenes höchst verfeinerten Geschmacks anstellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bey einer gänzlichen Erstorbenheit des innern besteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa diese. Der Zwang des Sylbenmaaßes scheint bey der Aeusserung lebhafter Vorstellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Absicht des Dichters, sie andern so vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerspruch zu seyn. Dennoch tritt die Poesie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemessenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte seinen Grund in der menschlichen Natur haben, dem man am leichtesten im Ursprunge derselben nachspüren kann, weil Absicht und Ueberlegung sich da noch am wenigsten in die Spiele des sicher leitenden Instinktes mischen. Poesie entstand gemeinschaftlich mit Musik und Tanz, und das Sylbenmaaß war das sinnliche Band ihrer Vereinigung mit diesen verschwisterten Künsten. Auch nachdem sie von ihnen getrennt ist, muß sie immer noch Gesang und gleichsam Tanz in die Rede zu bringen suchen, wenn sie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Uebung des Verstandes seyn will. Dieß hängt genau mit ihrem Bestreben zusammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beynah in natürliche und an sich bedeutende Zeichen umzuschaffen.

Hier bin ich nun auf den Punkt gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünschte. Ich mußte dir diesen Zu-

sammenhang wenigstens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit du mich nicht beschuldigtest, ich mache es wie jener Sänger des Trojanischen Krieges, der vom Ey der Leda anhob, oder wie so mancher Chronikschreiber, der die Begebenheiten seiner kleinen Ortschaft unmittelbar an die Geschichte der Schöpfung anschließt. Laß mich erst in den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte sagen ihrer Unentbehrlichkeit, aufsuchen; hierauf an ihrer fortschreitenden Ausbildung im allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche sie zu erreichen strebt; und endlich zeigen, wie diese durch den unendlich verschiednen Bau der Sprachen in jeder eigenthümlich, und zwar sehr abweichend bestimmt, bald begünstigt und bald gehindert wird.

Zweyter Brief.

Fast gereut mich meines Vorhabens, liebe Freundin, da du mir bey seiner Ausführung so harte Bedingungen vorschreibst. Was ich nicht ohne Hülfe eines Kunstwortes sagen kann, soll ich nur verschweigen. Allem eigentlich Wissenschaftlichen, sey es nun Metaphysik oder Grammatik, willst du den Zutritt durchaus nicht verstatten. Gestehe nur, deine Absicht hiebey ist weniger, es dir leicht, als es mir schwer zu machen. Du besorgst, ich möchte ein unwillkommenes Licht auf Gegenstände werfen, die du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickst, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum auch nach den strengsten und sorgfältigsten Zergliederun-

gen bleibt unsre eigne Natur uns immer noch ein Räthsel; besonders ist das Gewebe unsrer Empfindungen so fein und dicht, daß sich die einzelnen Faden, woraus es besteht, kaum unterscheiden, geschweige dann unversehrt auftrennen lassen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genusse des Ahnens und halben Errathens den forschenden Ernst aufzuheitern.

Wenn du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodischen Unterrichts fliehest, so bist du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach versagter Erkenntniß frey, die zwar uns allen angebohren scheint, sich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen sollen, in deinem Geschlechte am frühesten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Untersuchungen über jene Geschichte hin, die aller eigentlichen Geschichte vorausgeht. Wir steigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekannten und eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den ersten Menschen, als manchmahl um unsre Vettern und Muhmen. Wir ängstigen uns, wie er doch seine von der armseligsten Thierheit gefesselten Anlagen entwickeln, wie er sich aus so manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bey seiner Erschaffung, ja bey der Schöpfung überhaupt gegenwärtig gewesen zu seyn!

Die Frage vom Ursprunge der Sprache steht mit den Meynungen über den anfänglichen Zustand des Menschen in engem Bezuge. Sie ist sehr alt, denn sie hat schon vor ein paar tausend Jahren Denker beschäftigt; und die mancherley entgegengesetzten Auflösungen, welche man

damahls wie in den neuesten Zeiten versucht hat, erinnern uns zwar, daß es fast eben so schwer ist, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu ersinnen; aber sie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollständige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich sey. Historische Nachrichten kann die Philosophie freylich nicht ertheilen: sie begnügt sich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menschen die Sprache sich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieser Begebenheit nach Zeit, Ort und Umständen erzählen zu wollen. Zwischen der letzten, bestimmtesten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den ältesten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, ist der Abstand so groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indessen von diesseits und jenseits gewagt, die Lücke ist mit sinnreichen Spielen oder schwerfälligen Grübeleyen einer gewissen philosophischen Etymologie, die weder der genaue Sprachforscher noch der nüchterne Philosoph anerkennt, reichlich bevölkert, scheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenwesen nicht so unstät und ohne Haltung herumschweben sähe, könnte man wirklich glauben, sie hätten festen Boden unter sich. Was das übelste ist, so haben die mislungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinschaftlichen Stamme abzuleiten, indem man sie mit der philosophischen Theorie über ihren Ursprung verwechselte, diese selbst verdächtig gemacht. Du erlässest mir es gern, dir von den Schulübungen unsers ersten Stammvaters zu erzählen, von dem göttlichen Unterricht, der seiner Unfähigkeit die Sprache zu erfinden zu Hülfe gekommen seyn soll, da doch zu ihrer

Erlernung dasselbe Vermögen erfodert wird, dem ihre Erfindung angehört: nähmlich das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzuhalten und zu erneuern; oder von der müßigen und überlegten Verabredung der Menschen, kraft welcher sie den Dingen diese oder jene beliebigen Nahmen gaben, wie man etwa seine Kinder tauft, und sich also verständigten, ehe sie ein Mittel der Verständigung hatten. Diese beyden Meynungen sind vielleicht noch nicht für immer abgewiesen, doch gewiß für immer widerlegt. Aber ihre siegreichen Gegner sind nur darin einig, daß sie keine Verirrung aus der menschlichen Natur oder über sie hinaus gelten lassen, und einen wesentlichen Zusammenhang zwischen den ersten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: sie widersprechen sich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache ist entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenstände ganz allein, oder aus beyden zusammen entstanden. Der Hauptsache und dem Wesen nach lässen sich nicht mehr Systeme denken als diese drey; und wenn die zahlreichen Schriften, worinn sie vorgetragen werden, eine grössere Mannigfaltigkeit darbieten, so liegt sie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Bestimmung.

Nicht dem Menschen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zustandes gewisse Laute ab, die von verwandten Geschöpfen mit einer ähnlichen, oft fast eben so starken, Erschütterung der Nerven, wie die, welche sie erzeugte, vernommen werden. Bey manchen bleibt die Stimme nur für die dringendste Noth, für die heftigsten Leidenschaften aufgespart, und selbst ihre Geselligkeit ist meistens stumm. Andere hin-

gegen ist bey einer Organisation, die sich der menschlichen weit weniger nähert, zum Theil auch bey beschränkteren Anlagen und einem geringern Maaße von Gelehrigkeit, der vielfachste, beredteste Ausdruck sogar der zarteren Regungen, und, wie es scheint, eine unermüdliche Lust an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menschen, bloß nach seiner körperlichen Zusammensetzung betrachtet, zu jenem rechnet: (und dieß hat allen Anschein für sich; denn zu unsrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichsten Affen viel mehr als der Nachtigall) so ist es allerdings einleuchtend, daß der Schrey körperlicher Schmerzen oder thierischer Begierden, vom ersten Wimmern des Neugebohrnen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, sich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entstehung abgesprochen. Selbst die einfachen Ausrufe der Leidenschaft, (Interjektionen) welche auch die verfeinteste Sprache noch gelten läßt, sind eigentlich nicht mehr jene unwillkührlich hervorgebrachten Laute selbst, sondern vertreten sie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und fliessen also mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinschaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch ist es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Mensch eben so wohl für seine Empfindungen als für seine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche seinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedrückt werden, sondern auch für solche, deren ihn bloß seine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der Prometheische

Funke in dem Stoffe, den er belebt, sich freythätig und herrschend beweiset. Diese Zeichen bestehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Gebährden: wenn anders alles, wodurch sich das Innre im Aeussern offenbart, mit Recht Sprache heißt, so verdienen sie eben so sehr diesen Nahmen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Gebährden sind nachahmend, oder zeigen auch gleichsam auf die Gegenstände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anschaulich zu machen; allein in den meisten redet das Gefühl, und zwar wendet es sich hiebey nicht an den Verstand, als an den Ausleger seiner Aeusserungen, sondern weiß sich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beyspiel die Mienen eines Traurigen sehen, und den Ton seiner Stimme hören, ohne die Worte zu verstehn; ist etwa erst ein Schluß nöthig, um uns von seiner Gemüthslage zu unterrichten? Oder wird nicht vielmehr durch die Eindrücke auf Auge und Ohr in unsern innern Organen, und dadurch in unsrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? „Jede Regung," sagt ein alter Philosoph, „hat von Natur ihre Gebährde, „Miene und Stimme; der ganze Körper des Menschen „gleicht den Saiten einer Leyer, welche, je nachdem die „Seele sie rührt, verschiedne Töne angeben." Könnte man dieß schöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um sie zu erklären, an jenes Gesetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgestimmte Saiten, ohne sich sichtbar zu berühren, nur durch die erschütterte Luft ihre Bebungen gegenseitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls

als der eigennützige Ideenhandel des Verstandes das menschliche Geschlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden sonst mitten in der Gesellschaft einsam, im Leiden von aller Theilnahme verlassen, im Glücke selbst zu den todten Freuden des Egoismus verdammt seyn.

Diese Sprache schränkt sich keinesweges bloß auf die stärksten Regungen oder eigentlichen Leidenschaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verschiedenen Graden und Abstufungen der Empfindung, im weitesten Sinne des Wortes, für Wahrnehmung des eignen Zustandes genommen; ja selbst die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Irgend einer wird daher mit allen ausgesprochnen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künstliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer außer uns verschaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzusondern. Sobald aber diese Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden sollen, so muß der Leser den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgesprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Gebährden, Mienen und Akzente von irgend einer Uebereinkunft abhinge, oder erst durch die Erziehung erlernt würde, ist aller Zwang der Erziehung und des Wohlstandes nicht im Stande, sie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeussern vollkommen zu ersetzen. Wie weit man es auch in der Herrschaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag: einige Gefühle sind dennoch zu stark, als daß man ihren Ausdruck völlig ersticken, andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbst wo die verstrickenden Ver-

hältnisse der bürgerlichen Gesellschaft die Verstellung zum täglichen Geschäfte machen, täuscht man sich nicht sonderlich, weil der Scharfsinn im Unterscheiden mit der Geschicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt der Natur ist als Schauspielerin dessen, was sie wirklich fühlt, der geübtesten Kunst überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin: jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausschliessung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Ansehen? Wir forschen nach dem Ursprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Bestandtheile; wir finden darunter etwas, was so wenig der künstlichen Verabredung oder dem Witze einzelner Menschen angehört, daß es vielmehr durch alle von diesen herrührende Zusätze und Veränderungen unfehlbar geschwächt und entstellt wird; das sich in seiner größten Reinheit und Stärke gerade unter solchen Völkern findet, deren Zustand sich am wenigsten von dem Ursprünglichen zu entfernen scheint, oder deren reiche und regsame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredtsamkeit eines Demosthenes beschämt; wodurch endlich Menschen aus den entferntesten Zonen, und, würden sie wieder ins Leben gerufen, aus den entferntesten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir also noch anstehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menschengeschlechts anzuerkennen? Und ist sie das: wie liesse sich noch zweifeln, daß sie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Ursprüngliche ausmacht?

Nun scheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegensatze zwischen thierischem Geschrey und artikulirter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der gänzliche Mangel an Verwandschaft zwischen beyden mache einen Uebergang unmöglich. Es ist wahr, die vierfüßigen Thiere schreyen nur; aber die Vögel singen zum Theil: hier sehen wir also schon zwey ganz verschiedne Sprachen, (ohne die vielen Dialekte der besondern Thiergeschlechter zu rechnen) welche die Natur durch die verschiedne Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn so unwahrscheinlich, daß sie auch dem edelsten Thier eine ihm ausschließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Mensch fängt freylich den Gebrauch seiner Stimme mit Schreyen an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Chorasmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländischen Geschichtschreibers * schon in der Wiege die musikalischen Anlagen des Volkes verrathen, indem sie fast melodisch weinen. Allein, man würde sich sehr irren, wenn man von den ersten Uebungen eines noch schwachen Organs einen ungünstigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zustande seiner völligen Entwickelung und Stärke bestimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall könnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitschern mit Sperlingen verwechseln. Die Kinder lernen erst durch Nachahmung der Erwachsenen sprechen: beweißt dieß, daß die dazu erfoderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen ist? Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil? Ihre Fortschritte hierin sind im Vergleich mit denen,

* Ibn Arabschah. S. Jones de poësi Asiat. im ersten Kapitel.

welche sie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langsam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bey Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bey manchen sogar eine Art von Unterricht Statt. Einige Vögel scheinen ja ihren Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch singen? Von der Nachtigall wirst du es dem Dichter und Musiker, die diesen Gedanken so bezaubernd ausgeführt haben *, gewiß willig glauben, ohne auf die Bestätigung des Naturforschers zu warten. Zwar ist schöner Gesang dem Menschen nicht so angebohren, wie diesem beneideten zarten Geschöpfe, das gleichsam ganz Kehle, ganz Wohllaut ist; aber die Stimme auf irgend eine Art singend zu biegen, ist auch den menschlichen Organen sehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erste Sprache mag ein wüstes Gemisch von Geschrey und Gesange gewesen seyn: und warum wäre es unmöglich, daß dieses nach und nach gemäßigt und herabgestimmt, durch viele Mittelstufen sich endlich in eine artikulirte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reisenden noch sehr unartikulirt gefunden, so daß sie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachsprechen, geschweige dann in unsrer Schrift aufzeichnen konnten.

Wie nun? Wofür sollen wir uns im Gedränge zwischen diesen zwey entgegengesetzten Systemen entscheiden? Da wir nicht beyde zugleich gelten lassen, und doch weder das eine noch das andre unbedingt verwerfen können, so

* Klopstok und Bach. Das Lied heißt, wo ich nicht irre, Aedon.

müssen wir sie friedlich zu vereinigen suchen. Beyde scheinen mir Theil an der Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu seyn, daß sie ihr Grundgesetz des Ursprunges der Sprache als das einzige, mit Ausschließung des andern, behaupten. Die, welche alles auf die Aehnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenständen, erst mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwischen den verschiednen Sinnen auch mit andern, zurückführen, schränken den der menschlichen Organisazion eignen Ausdruck der Empfindung willkührlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menschen in einem widernatürlichen Zustande, zum Beyspiel an solchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebohrnen taugen zum Beweise ihrer Voraussetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menschlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerspricht ihr vielmehr. Gleicht der Mensch hierin einem vielbesaiteten, von Leidenschaften mannigfaltig gerührtem Instrumente, indessen der thierischen Eingeschränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von diesen ableiten, so bleibt es unerklärlich, wie sie so unendlich hat erweitert und vervollkommt werden können. In der Empfänglichkeit des Menschen allein, wäre sie auch noch so vieles zarter und umfassender als in den übrigen Thieren, liegt kein unterscheidendes Kennzeichen seiner Natur. Er würde also, wie wir es an jenen sehen, mit den Vorzügen seiner Organisazion durch alle Geschlechter hin beständig auf eben dem Punkte beharren, wäre ihm nicht eine selbstthätige Richtung derselben verliehen. Bey dem Eindruck der Gegenstände durch die Sinne auf die innern Organe, und bey der Gegenwirkung dieser auf die äußern verhält

er sich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von seinem Willen abhängen. Unser Liebling Hemsterhuys hat bey dem System, das er vertheidigt *, dieser Einwendung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er bey der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzuhalten und zu erneuern, schon voraussetzt, und nur die Beschaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zusammenhang zwischen den Bewegungen der innern und äußern Organe bestimmen läßt. Allein warum sollte die Selbstthätigkeit grade hier still stehen, da doch ihre Macht sich so viel weiter erstreckt? Wir wissen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der Empfindungen eher verfälscht und stört als befördert. Aber Zeichen mit den Vorstellungen von Gegenständen ausser uns, vorzüglich nach dem Gesetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und sie dadurch auch in andern erwecken, ist ihr eigentliches Geschäft: und wie sollte sie es bey der ersten Bildung der menschlichen Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philosophen sind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwey Quellen der Sprache anerkannt: allein sie räumen dabey der Empfindung meistens zu wenig ein; bleiben bey den Interjektionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, stehen; und bemerken ganz richtig, daß diese nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenschaft eine bedeutende Rolle unter

* S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 182—190.

den Wörtern spielen konnten, sich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müssen. Es ist wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorstellungen verdunkeln, äussern sich nur in abgebrochnen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in so fern sie als Wahrnehmung des eignen Zustandes jede Vorstellung von etwas ausser uns nothwendig begleitet, sowohl an dem Ursprunge als an der weitern Ausbildung der Sprache, mit dem Bestreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich wesentlichen und allgemeinen Antheil habe, scheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freylich läßt sich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Masse einer Sprache ist sie nicht sichtbar vorhanden und gleichsam mit Händen zu greifen, eben so wenig, wie man den lebhaften Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffassen können. Es ist eine geistige Gegenwart, wie die der Luft in so vielen von ihr durchdrungenen Körpern unsichtbar und belebend. Indessen will ich dir doch nachher, wann ich von dem sinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigstens flüchtig anzudeuten versuchen, wie dieses hauptsächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Ursprunge der Poesie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Historisch wissen wir davon eben so wenig als von der Entstehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umstand in ihrer frühesten Geschichte anspielen, so sind sie doch immer an ihre besondre Szene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin sie alles zurückschieben, ist jung neben

dem Menschengeschlechte. Die erwachsene Muse mochte sich von ihrer Kindheit einiges dunkel erinnern: wie hätte sie es von dem ersten Augenblicke ihres Daseyns gekonnt? Wir müssen uns also mit den allgemeinen Aufschlüssen begnügen, die uns die Lehre vom Ursprunge der Sprache geben kann. Aus der Beschaffenheit des Bodens, woraus der erste Keim der Poesie aufsproßte, läßt sich ungefähr vermuthen, wie er gediehen seyn mag. War die älteste Sprache wirklich das Werk jener beyden vereinigt wirkenden Anlagen der menschlichen Natur, denen wir sie zugeschrieben haben, so war sie auch zuverlässig ganz Bild und Gleichniß, ganz Akzent der Leidenschaften: die sinnlichen Gegenstände lebten und bewegten sich in ihr, und das Herz bewegte sich mit allen. Dieß ist es, was man so oft gesagt hat, und was doch nur in einem gewissen Sinne wahr ist: Poesie und Musik sey vom Anfange an da gewesen, und gleich alt mit der Sprache. Welch eine Poesie und welch eine Musik kann man sich hiebey denken? Beyden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwickelung zu schönen Künsten hieng, nähmlich ein Gesetz der äußern Form; und wie dieses gefunden worden, ist dadurch noch im geringsten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freyheit von äußern Bedürfnissen und ungewöhnlich starke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zusammenzutreffen, so mischte sich die noch ungeübte rauhe Kehle des Menschen unter die übrigen Waldgesänge und stimmte den ersten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaaß in seinen Gesang, oder (denn beydes war ja ursprünglich eins) ein Rhythmus, sey er auch noch so unförmlich gewesen, in seine Worte? Mußten sie nicht vielmehr, den augenblicklich wechselnden Antrieben ge-

mäß, regellos hinströmen? Und wie verfiel der freye Sohn der Natur darauf, dem Ungestüm seiner Phantasie und seiner Gefühle selbst irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächste Mahl will ich dieß Räthsel zu lösen suchen.

Die Fortsetzung folgt.

X

Die Horen.

Seyd mir gegrüßet, die ihr um Jupiters ewigen Thron tanzt,
Selige Horen, o seyd immer mir gütig und hold.
Schwebet vorüber mir, jetzt ernst, jetzt hüpfend; die Erste,
Die mich gebohren einst hat, segn' und begrabe mich sanft.

XI

Der heilige Wahnsinn.

Einst ließ ein König in Arabien
Sich Meznu's Liebe zu der Laila lesen, *
Wie Er, ein kluger und beredter Mann
Sich seiner so vergessen, daß er liebend
Der Welt entsagt und lebt' in Einsamkeit.

Der König ließ ihn kommen. Meznu sprach:
„O König, sähest Du nur meine Laila!"

Der König ließ sie kommen. Laila trat
Vor ihn, ein blasses hagres Angesicht.
„O, rufte Meznu, sieh o König Laila
Mit meinen, nicht mit Deinen Augen an!"

Die ihr nimmer geliebt, kennt Ihr die Quaalen der Liebe?
Da ja keinem der Schmerz ohne die Wunde sich naht.
Gib mir Einen, o Fürst, der selber erfahren, was Ich litt,
Daß mein Leiden ich ihm Tage nach Tagen vertrau.
Könnte die Turteltaube mich hören, sie seufzete mit mir;
Aber dem Glücklichen dünkt Leid des Unglücklichen Traum.

Der König wandte sich und sprach gerührt:
„Der Liebe Wahnsinn ist ein heilger Wahnsinn."

* Eine sehr berühmte Liebesgeschichte bey den Morgenländern.

Die Horen

Jahrgang 1795

Zwölftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795



Subscribenten-Verzeichniß.

Altenburg.

Hr. Buchhändler Richter. 2 Ex.

Altona.

Hr. Bchhdlr. Hammerich. 14 Ex.
— — Kave. 8 —
Löbl. Verlagsgesellschaft.

Anspach.

Hr. Commerzienrath und Buchhändler Haueisen. 4 Ex.

Augsburg.

Hr. Städtbuchdruk. Späth. 5 Ex.
— Buchhändler Stage. 3 —

Baireuth.

Hr. Buchhändler Lübecks seel. Erben. 20 Ex.

Balingen.

Hr. Special-Superintendent M. G. C. Reinhardt.

Bamberg.

Hr. Buchhändl. Göbhardt. 6 Ex.
— — und Kunsthändler Lachmüller jun.

Basel.

Hr. Buchhändler Flick.
— — Schweighäuser.
— — Joh. Jac. Thurneisen.

Berlin.

Hr. Candidat Bülow.
— Buchhändler Felisch. 3 Ex.
— — Franke. 5 —
— — Haude u. Spener. 15 —
— — Himburg. 12 —
— — Lange. 7 —
— Inspector Masmal.
— Buchhändler Maurer. 22 —
— — Mazdorff. 1 —
— — Mylius. 9 —
— — Nauck. 5 —
— — Nicolai. 23 —
— — Oehmigke jun. 8 —
— — Pauli. 3 —
Löbl. Realschul-Buchhandl. 5 —
Hr. Buchhändl. Rottmann. 2 —
— — Schöne. 1 —
— — Vieweg sen. 5 —
— — Vieweg jun. 1 —
— Kauffmann Ulmann. 1 Ex.
— Buchhändl. Wever. 4 —
— Sekretair Zähe. 1 —

Bern.

Hr. Buchhändl. Haller. 5 —
— Hofmeister M. Hegel.
— Buchhändl. Hortin. 4 —
— — Ochs. 4 —

Berneck.

Hr. Obervogt J. U. L. Eccard.

Bilin.

Hr. D. M. Franz. Ambros. Reuß.

Braunschweig.
Löbl. Schulbuchhandlung. 17 Ex.

Bremen.
Hr. Buchhdlr. Willmanns. 4 Ex.

Breslau.
Hr. Buchhändler Gehrs und Comp. 2 Ex.
— — W. G. Korn jun. 28 —
— — J. F. Korn sen. 18 —
— — Mayer. 3 —

Brünn.
Hr. Buchhändler. Gastl. 3 Ex.

Budissin.
Hr. Buchhändler Arnold.

Burgwerben.
Hr. M. Schiller.

Calw.
Hr. Dr. Zahn.

Carlsruhe.
Hr. Hofbuchhdlr. Macklot. 6 Ex.
— Buchhdlr. Schmieder. 2 —

Cassel.
Ihro hochfürstliche Durchlaucht Frau Erbprinzessin von Anhalt Bernburg.
Ihro hochfürstliche Durchlaucht Frau Prinzessin Caroline zu Hessen-Cassel.
Hr. Geh. Kriegsrath und Oberpostamts-Director Kunckel.
— Buchhändler Cramer. 4 Ex.

Chemnitz.
Hr. Buchhändler Hoffmann.

Clagenfurt.
Hr. Fr. Paul Baron von Herbert. 20 Ex.

Cleve.
Hr. Buchhändler Hannesmann.

Coburg.
Hr. Buchhändler Ahl. 4 Ex.

Cöthen.
Hr. Baron von Pfister.
— Buchhändler Aue. 1 Ex.

Coppenhagen.
Hr. Buchhändler Profft. 18 Ex.
— — Rothe. 2 —
— — Schubothe. 12 —

Danzig.
Hr. Buchhändler Troschel. 12 Ex.

Deizisau bei Eßlingen.
Hr. Vic. M. Zeller.

Dessau.
Hr. C. F. Reil.

Donaueschingen.
Ihro Durchlaucht die regierende Frau Fürstin Antoinette von Fürstenberg.

Dortmund.
Hr. Buchhändler Blothe.

Dresden.
Hr. Hauptcassirer Beschorner.
— Buchhändler Gerlach. 6 Ex.
— — Hilscher. 4 —
— Appellationsr. Körner. 2 —
— Buchhändler Walther. 4 —

Düsseldorf.
Hr. Buchhändler Dänzer. 1 Ex.
— — Schreiner. 5 —

Duisburg.
Hr. Buchhändler Hellwing. 6 —

Durlach.

Hr. Hof-Diaconus Welper.

Eisenach.

Hr. Buchhdlr. Krumbhaar. 12 Ex.

Erfurt.

Hr. Buchhändler Keyser. 5 Ex.

Erlangen.

Hr. Buchhändler Palm. 8 Ex.
— — Walther. 4 —

Eschenau.

Hr. Baron von Killinger.

Farchentien.

Hr. von Klinggräffe königl. dänischer Etatsrath.

Flensburg.

Hr. Buchhändler Korte. 2 Ex.

Frankfurt am Main.

Löbl. Andräische Bchhdlg. 18 Ex.
Hr. Buchhändler Brönner. 4 —
— — Eichenberg. 3 —
— — Eßlinger. 9 —
— — u. Kunsthändler Wilh. Fleischer. 22 —
Löbl. Fleischersche Bchhdlg. 17 —
Hr. Buchhändler Gebhard und Körber. 2 —
— Kaufmann Göriz.
— Buchhändl. Herrmann. 17 —
— — Jäger. 1 —
— — Streng. 1 —
— — Varrentrapp u. Wenner. 14 —

Freiburg.

Hr. Buchhändler Wagner. 2 Ex.

Freyberg.

Löbl. Crazsche Buchhandlg. 2 Ex.

Gaildorf.

Hr. Dr. Walther.

St. Gallen.

Hr. Buchhändler Huber und Comp. 2 Ex.

Gera.

Hr. Buchhändler Heinsius. 4 Ex.
— — Rothe. 4 —

Gernspach.

Hr. Oberamtm. Dr. E. L. Posselt.

Giessen.

Hr. Buchhändler Heyer. 10 Ex.
— — Krieger. 21 —

Gochsheim.

Hr. Diaconus M. Bührer.

Görliz.

Hr. Buchhändler Hermmsdorf u. Anton. 4 Ex.

Göttingen.

Hr. Buchhändler Dietrich. 8 Ex.
— Professor Grellmann.
— Disputations-Händler Schneider.
— Buchhändler Vandenhöck u. Ruprecht. 12 Ex.

Gotha.

Hr. Buchhändler Ettinger. 14 Ex.

Gräz.

Hr. Buchhändler Ferstl. 2 Ex.
— — Miller. 1 —
— — Tusch.

Haaslach.

Hr. Rentmeister von Gagg.

Halberstadt.

Hr. Buchhändler Grossens seel. Erben. 2 Ex.

Halle.

Hr. Buchhändler Hemmerde und Schwetschke. 10 Ex.
— Professor Klein.
— Buchhändler Renger. 6 —
— — Ruff. 2 —
Löbl. Waisenhaus Buchhdlg. 5 —

Hamburg.

Hr. Buchhändler Bachmann und Gundermann. 16 Ex.
— — Bohn. 35 —
— — Hoffmann. 48 —

Hannover.

Hr. Buchhändl. Gebrüder Hahn. 34 Ex.
— — Hellwing. 10 —
Löbl. churfürstl. Intelligenzcomptoir. 2 —
Hr. Buchhändler Ritscher. 3 —

Hattenhofen.

Hr. Vic. M. Greiner.

Heidelberg.

Hr. Buchhändler Pfähler. 6 Ex.

Heilbronn.

Hr. Buchhändler Claß. 3 Ex.
— Pfarrer M. Duttenhofer.

Schloß Heiligenberg.

Hr. Baron von Lasperg Oberforstmeister.

Helmstädt.

Hr. Buchhändler Fleckeisen.

Hildburgshausen.

Fräulein Oberhofmeisterinn Baronesse von Wohlzogen.
Hr. Regierungssekretair Hieronymi.
— Buchhändler Hanisch. 2 Ex.
— Studiof. Kühner.
— Hofadvokat Sprenger.

Hildesheim.

Lesegesellschaft daselbst unter Aufsicht K. und D.

Hof.

Hr. Buchhändler Grau. 4 Ex.

Ichtershausen.

Hr. Amtsactuarius A. Knauer für die Lesefreunde daselbst.

Jena.

Löbl. Akademische Buchhandlung 12 Ex.
Hr. Stud. Albrecht aus dem Baaden-Baadischen.
Löbl. Cunosche Buchhandl. 5 —
Hr. Stud. Frey aus Carlsruhe.
— Buchhändler Gabler. 10 —
— Stud. Mehlhof aus Chursachsen.
Löbl. fahrendes Postamt. 3 —
Hr. Hofrath Schütz. 1 —
— Hofbüchercommissär Voigt. 2 —

Inspruck.

Hr. Buchhändler Wagner. 3 Ex.

Kempten.

Hr. Buchhändler Dannheimer. 2 Ex.
Löbl. Hochfürstl. Hofbuchhandlg.
Hr. Buchhändler Lorenz.

Kirchheim a. d. Teck.

Hr. Oberamtmann Dr. Lempp.

Königsberg in der Neumark.

Hr. Professor Wolfram.

Königsberg in Preussen.

Hr. Buchhändler Hartung. 10 Ex.
— — Nicolovius. 22 —

Kyritz.

Hr. Prediger Buttermann.

Landshut.

Hr. Graf v. Lamberg k. k. Hauptmann.

Leipzig.

Hr. Buchhändler Barth. 1 Ex.
— — Baumgärtner. 4 —
— — Beer. 4 —
— — Beygang. 5 —
— — Böhme. 2 —
— Ober-Postcommissär Vorberg. 45 —
— Professor C. A. Cäsar.
— Buchhändl. Crusius. 10 —
— — Dyck. 10 —
— — Feind. 2 —
— — J. B. G. Fleischer. 6 —
— — Göschen. 5 —
— — Gräff. 18 —
— — Grieshammer. 3 —
— — Heinsius. 3 —
— — Hertel. 1 —
— — Hilscher. 1 —
— Dr. Rudolph Himmel.
— Buchhändl. Jacobäer. 2 —
— — Köhler. 2 —
— — Kummer. 7 —
— — Leo. 1 —
— — Müller. 4 —
— — Rabenhorst. 5 —
— — Reinicke. 3 —
— — Schäffer. 2 —
— — Schneider. 1 —
— v. Tunk Rittmeister bei den churfürstl. sächsischen Husaren bei der Armee am Rhein.
— Hofmeister Volkart.
Löbl. Weidmannische Buchhandlung. 1 —

Leitmeritz.

Hr. Professor Franz Fitze.

Lemgo.

Löbl. Meyersche Buchhandlung.

Libau.

Hr. Buchhändl. Friedrich. 12 Ex.

Licher.

Hr. Cantor, Fr. Jacob.

Liegnitz.

Hr. Buchhändl. Siegert. 11 Ex.

Lindau.

Hr. Wein und UmgeldsBeamter Ott.

Ludwigsburg.

Hr. Hofmedicus Dr. v. Hoven.
— Lieutenant Notter.

Lübeck.

Hr. Buchhändl. Bohn u. Comp. 10 Ex.

Magdeburg.

Hr. Buchhändler Creutz. 4 Ex.
— — Scheidhauer. 2 —

Mannheim.

Hr. Buchhändler Schwan und Götz. 16 Ex.

Marggröningen.

Hr. Hofrath Krais.

Meersburg.

Frau Geh. Räthin v. Bauer zu Heppenstein.

Meissen.

Hr. Buchhändler Erbstein. 4 Ex.

Memmingen.

Hr. Buchhändler und Buchdrukker Mayer.

Mindelheim.

Hr. Baron v. Hertling, Churbayerscher Kreisgesandter und Stadtpfleger.

Minden.

Hr. Buchhändler Körber. 2 Ex.

Vaihingen an der Enz.

Herr Oberamtmann Schott.

Wallerstein.

Se. Durchl. der regierende Fürst von Oettingen Wallerstein.

Warthausen.

Reichsgräflich Stadionische Bibliotheck.

Waster.

Herr Candidat Lauer.

Weimar.

Herr Buchhdlr. Hoffmann. 9 Ex.
Löbl. Industriecomptoir.

Weissenfels.

Herr Buchhdlr. Severin.

Wezlar.

Herr Wittenbach, Hofmeister bei Herrn Kammerassessor Gr. von Spauer.

Wien.

Hr. Buchhdlr. Blumauer.
— — Camesina. 7 Ex.
— — Degen. 2 —
— — Patzowsky. 2 —
— — Stahel. 57 —
— — Wappler. 10 —

Wiesenstetten.

Herr Pfarrer Filser.

Winterthur.

Löbl. Steinersche Buchhdlg. 8 Ex.

Wismar.

Löbl. Bödnersche Buchhdlg. 4 Ex.

Wittenberg.

Herr Buchhdlr. Zimmermann. 3 Exemplar.

Würzburg.

Herr Buchhdlr. Rienner. 8 Ex.
— Straukino, Professor der schönen Wissenschaften.

Zerbst.

Herr Buchhändler Füchsel.

Zittau.

Herr Buchhändler Schöps. 6 Ex.

Züllichau.

Herr Buchhdlr. Frommann. 6 Ex.

Zürich.

Herr Buchhändler Orell, Geßner, Füßli und Comp. 17 Ex.
— Dr. Römer.
— Buchhändler Ziegler und Söhne. 13 Ex.

Druckfehler und Verbesserungen.

Stück.	Seite.	Zeile.	Anstatt	Lies
V.	140	11	der Himmel Stolz	der Heimat Stolz
		18	noch Grabgeläut	nach Grabgeläut.
VI.	4	Vers 6	Mannes	Manns
	5	5	geschliffner	geschliffener
	10	3	durchblättere	durchblättre
	12	1	Grausame	Grausamer
	23	5	Mädchen	Mährchen
	32	11	beleidigen	beleid'gen
	83	Zeile 6	(Anmerk.) zu trennen	nicht zu trennen
	118	11	Scheide	Schneide.
VII.	3	4	unerkennbar	unverkennbar.
	9	30	den	dem.
	20	20	Rede	Reihe.
	34	16	Behausung	Behauptung
	45	23	sulerum	Scelerum.
	56	4	niemanden	niemandem.
	62	10		
	78	19	hoch'	hoh'
VIII.	2	23	war ich erschüttert	war ich gleich erschüttert.
	10	22	Haare	Haar
	13	11	denn	dann
	19	25	entstehn	entstehe.
	20	20	bedingtem zeitlichem	bedingten zeitlichen.
	21	3	nahmen	nehmen.
IX.	3	11	von	vor
	5	9	erblicke	erblicket
	8	12	Chronions	Kronions.
	10	8	dort Priams Sohn	Laokoon.
	14	20	Vasuri	Vasari
	21	7	Eine	Ein
	32	15	Leskos	Lesbos
	41	21	Dämmerung	Dämmrung
	126	14	zitternden	zitternde
	131	1	Arm in Arm	Arm in Arme
X.	79	31	Amathea	Amalthea
	84	9	welchem	welchen
	93	27	auszuweichen	abzuweichen
	96	29	allen	allem
	126	17	nun	um
	127	2	weiten	weitem
	140	13 14	befügte	bewegte.
XI.	27	Vers 3	füllte	füllte hurtig
	29	V. 1	Kloben	Nagel
	48	i. d. Mitte	mag;	mag,
	59	11 v. u.	Naivheit	Naivetät
			und so oft dasselbe vorkommt.	
	61	5	Albrecht, Dürer	Albrecht Dürer
	74	11	von	vom

Innhalt des zwölften Stücks.

I	Die sentimentalischen Dichter.	Seite 1
II	Menschliches Wissen.	— 55
III	Die Dichter der alten und neuen Welt.	— 56
IV	Schön und Erhaben.	— 57
V	Amor und Psyche auf einem Grabmahl.	— 58
VI	Der Gesang des Lebens.	— 60
VII	Drey Schwestern.	— 61
VIII	Der Skrupel.	— 61
IX	Sobiesky. Ein historisches Fragment,	— 62
X	Karthago.	— 114
XI	Ausgang aus dem Leben.	— 114
XII	Der Strom des Lebens.	— 115
XIII	Die Königinn.	— 115
XIV	Mars als Friedensstifter.	— 115

Die Horen.

Erster Jahrgang. Zwölftes Stück.

I

Die sentimentalischen Dichter.

Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Versuch über das Naive * ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. Mit der Erklärung dieses Satzes wird der gegenwärtige Versuch sich beschäftigen.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freyheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

* Man sehe das eilfte Stück der Horen.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nähret, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Litteratur verleitet, damit vermenget haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist, nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit, und als ein harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich statt fand, existiert jetzt bloß idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens.

Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein andrer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beyden Zustände an, so ergiebt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrükt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dieß sind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äussern kann. Sie sind, wie man sieht, äusserst von einander verschieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der sie beyde unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern * an-

* Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit, als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern ja sogar in neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Klassen

zustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neueren Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer un-

wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art und unter den alten lateinischen ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Beyspiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

endlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe im einzelnen betrachtet sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beyden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwey verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beyden, ihnen entsprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deßwegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen giebt es wirklich) miteinander vergleichen sollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahiert hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Nahmen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu

sagen haben. * Wessen Gemüth nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worinn Homer groß ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch

* Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen, und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt, und die Molierische Magd raisonniert ja langes und breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und litterarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmakter als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Litteratur geziemt.

die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung bestehet, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beyden Kunstgattungen im Alterthum stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das genaueste im Raum zu bestimmen, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worinn dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen. *

* Individualität mit einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß,

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich bloß auf Nachahmung

der erste über den zweyten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem andern, der sich davon freyspricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden) ob und in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sey — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich statt fände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey und das Ideal in einem Individuum *erscheine*. Soviel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes *Ganze* sondern auch das möglichst *reichste* Ganze sey. Es sey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das ideale zu individua-

der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es giebt, in dieser Rücksicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht sage ich bloß auf dem verschiedenen Grad einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äusern Formen kann in der Qualität jenes aesthetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahiert wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darinn zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

lisieren und das individuelle zu idealisieren. Der moderne Dichter muß sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und leztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenöthiget wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beyzulegen ist.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen. * Da also hier eine Mehrheit der Principien statt findet, so kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung überwiegen wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun

* Wer bey sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stand ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bey sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objects in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bey sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und also immer zwischen zwey verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

entsteht die Frage, ob er mehr bey der Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstang der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder satyrisch oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) elegisch seyn; an eine von diesen beyden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrische Dichtung.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dieß kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiethe des Willens oder im Gebiethe des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende, oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll. Moralische Widersprüche interessieren nothwendig unser Herz, und rauben also dem Gemüth seine Freyheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt seyn. Verstandes-

Widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freyheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöset werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freyheit, indem sie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchsten Realität gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; diß muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankömmt, diese Abneigung selbst muß wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideale entspringen. Sie könnte nehmlich auch eine bloß sinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniß gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häuffig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben und im pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pa-

thos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch bestehenden Gemüthsfreyheit zu erkennen ist. Entspringt nehmlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüber stehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Größe der Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bey der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muß also jederzeit aus einem Gemüthe fliessen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen mora-

lische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Lucian, Dante, Swift, Young, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbniß vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äusern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Innhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn, und, rein von jedem äusern Bedürfniß, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfliessen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Innhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht

sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere ausfallen. In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Comödie geschieht durch den Gegenstand nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher weise der ästhetische Werth dieser beyden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu soviel eben nicht gehöret; der andre muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worinn sich der schöne Charakter

von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Beschränkung sich reissen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frey, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreyheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreyheit künstlicherweise und als Experiment künstlich aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweißt; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte einen theoretischen, dieser, einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebieth aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessieren, der Comiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Ab-

wehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beyden Seiten um so grösser, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum pathetischen neigt. * Wenn also die Tragödie von einem nichtigern Punkt ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Comödie einem wichtigern Ziel entgegen geht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüßig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerley mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frey von Leidenschaft zu seyn, immer klar immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Boßheit zu zürnen oder zu weinen.

* Im Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet. Aber Lessing wußte selbst, daß er kein Trauerspiel schrieb, und vergaß nur, menschlicher weise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetische dem erstern das Raisonnierende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

Wie in dem handelnden Leben so begegnet es auch oft bey dichterischen Darstellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein leichtes, jenen Ruhm zu usurpieren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterscheiden kann, und diese ist, wenn beyde sich an einem schwürigen und großen Objekte versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

So lange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter, Tragödus u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexander, wo seine Satyre auch die moralische Verderbniß trift. „Unglückseliger", so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verliessest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glükliche Leben der Freyheit, und kammst hieher in dieß Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w." Bey solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Ge-

fühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den boßhaften Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beyden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus, welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie kann der Lacher Yorik sobald er will unser Gemüth so groß und so mächtig bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltairischen Satyre läßt sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Ingenu, oder daß er sie, wie in seinem Candide u. a. suche und räche. Wo keines von beyden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum

Gründe, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener lustigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äusern Formen, weit entfernt für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken können. Beynahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bey allem noch so grosen Wechsel des Stoffes und der äusern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und troß seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Elegische Dichtung.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn elegisch. Auch diese Gattung hat wie die Satyre zwey Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beyde sind ein Gegenstand der

Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weitester Bedeutung. *

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bey Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabey ist keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise, und es ist ja bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschliessen läßt. Elegisch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausschließlich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Meßiade, in Thomsons Jahrszeiten, im verlorenen Paradieß, im befreyten Jerusalem finden wir mehrere Gemählde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegen gesetzt werde. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und selbstständig vor unsere Au-

Wie der Unwille bey der pathetischen und wie der Spott bey der scherzhaften Satyre, so darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig

gen, so ist jener Gegensatz doch in seinem Herzen, und wird sich, auch ohne seinen Willen, in jedem Pinselstrich verrathen. Ja wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt und den Einfluß der Kunst erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künsteley in Erinnerung bringen; ja unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dieß letztere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Genuß, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivierten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier versuchte Eintheilung, eben deßwegen weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorne Freuden, über das der Welt verschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deßwegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsort am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung stieß jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeyhen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungkraft es erst veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äußrer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit

betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äussere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde giebt. Der elegische Dichter sucht die Natur aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da gewesenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Ossian von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, und von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter, wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bey der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln, nur weiß er denselben nicht auf poetische

* Man lese z. B. das trefliche Gedicht Charton betitelt.

Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freyheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrschet, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beyde Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bey diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich miteinander vereinigt äusserten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darinn sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkührlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektierende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektiert, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied) und folgendermaaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode singen
O Mariane welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht etc.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Hallerischen und zum Theil auch der Klopstockischen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, nur diese zwey Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt oder sie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich

geht, daß zwischen beyden abgewechselt wird, während daß der abstrakte Begriff herrschet, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worinn der Gedanke selbst poetisch wäre, und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Hallerischen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage, mit energischer, fast bittrer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemählden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine

Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! * Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reitzet mich ein heisser Trieb zur Tugend,
Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beyspiel siegt und du o Feur der Jugend.
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch biß hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig ausser ihm; nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als

* Man sehe das Gedicht dieses Nahmens in seinen Werken.

schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentrieren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. Solange er bloß lyrisch dichtet und bloß bey landschaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freyheit der lyrischen Form, theils die willkührlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneka, heraus nimmt, Menschen und menschliche Handlung darzustellen; weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beyspiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nehmliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. * Zwar würde man ihm großes Unrecht thun,

* Ich sage musikalischen, um hier an die doppelte Ver-

wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reitzende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierinn seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht

wandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nehmlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht bloß auf dasjenige, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beschränken; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frey gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloß in dieser Epopee, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles treflich bestimmt und begrenzet (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Nahmens erinnern) aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft und hier, ich gestehe es frey heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andre Dichter alles geistige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und

so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirrdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der

Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süsse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredtsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worinn unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrere andere aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gebiet verlasse,

auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Geßner (in seinem Tod Abels) Jacobi, von Gerstenberg, eines Hölty, von Göckingk, und mehrerer andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben gesagte durch einige Beyspiele aus unsrer Litteratur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beyspielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessiert seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelößt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich suchet, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrun-

gen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von aussen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wiewohl in ganz verschiedenen Charakteren; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nehmlichen Gegensatz, freylich wie auch der Stoff dieß erfoderte, auf beyden Seiten sehr vergröbert und materialisiert wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine

psychologische Entwicklung dieses auf vier so verschiedene Arten specificierten Charakters zu versuchen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, so freygebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf giebt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Paßivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußre noch innre Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr Recht gethan, jenes Uebel der Empfindeley* und weinerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortreflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beßere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das

* „Der Hang, wie Herr Adelung sie definiert, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maaß" — Herr Adelung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

spaßhafte Wesen, gegen die herzlose Satyre, und die geistlose Laune * zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das eine so wenig als das andere etwas gelten, weil beyden der aesthetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die Reisen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beyde Produkte gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den

* Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder wahres Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß beydes nicht mehr gereiniget ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Comödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

erstern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand macht den zweyten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an aesthetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beynahe verächtlich. Da nun das wahrhafte Schöne einerseits mit der Natur und andrerseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andre auf den Nahmen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß der Thümmelische Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Foderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht, und von den beßern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romanen ließt, aufgeworfen werden, die übrigen Foderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man aesthetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß ließt, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Litteratur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem aesthetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die

Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andre Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkührlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem ligt der Grund jener Freyheit, die eine bloß verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß.

Hat er aber dieses gethan, so ist er auch eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freyheiten dieser Art folgendes festsetzen.

Fürs erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn, denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also Naivetät seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künsteley überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Feßeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade

seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willkühr, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Fürs zweyte: nur die schöne Natur kann dergleichen Freyheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn, denn alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität seyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur, und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fodert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas unschuldiges und gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeuget: sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabey überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worinn man sich Freyheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unsers Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groß

und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen.

Und so hätten wir denn den Maaßstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freyheit in Darstellung der Natur biß zu dieser Grenze treibt mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heillosen Anschlag auf unsre Begierden beweißt. Es ist hingegen schön, edel, und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz Beyfallswürdig, sobald es naiv ist, und Geist mit Herz verbindet. *

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maaßstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürf-

* Mit Herz; denn die bloß sinnliche Glut des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bey aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beyspiel des beynahe poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

te, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des römischen und deutschen Ovid, so wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der sich einen moralischen Erzähler nennt) Laclos und vieler andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschrienen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv. *

* Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon rc. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Critiker vor kurzem zu sagen erlaubte) der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *

seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, foderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bey Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

* Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungswei-

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart.

se, welche sowohl jenen als diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreyfache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduceren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwey streitenden Objekten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältnisse denken lassen. Entweder ist es der Widerspruch des wirklichen Zustandes oder es ist die Uebereinstimmung desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beyden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energische Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energische Ruhe befriedigt; in dem dritten wechselt Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreyfache Empfindungszustand giebt drey verschiedenen Dichtungsarten die Entstehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle, Elegie vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter diesem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahiert, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich die Epopee, den Roman, das Trauerspiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfindungsweise bestimmt; vielmehr weiß man, daß solche in mehr als einer Empfindungsweise, folglich auch in mehrern der von mir aufgestellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die sentimalische Poesie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf sie

Weil diese Unschuld und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der größern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich schienen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufällig sind, daß sie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichste Mittel zu demselben in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überal nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie bloß Schimäre, so würden die Klagen derer,

einige Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieser eingeführt, überal ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfodert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden, aber soviel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bey den Alten gewesen, und daß unter den alten Nahmen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.

welche die größere Societät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein Uebel verschreyen und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kömmt auch hier, wie in so vielen andern Fällen das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber ausserdem daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bey einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als biß das Bedürfniß ihn ängstiget. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldnes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deßwegen bleibt

aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabey, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor den Anfang der Kultur gepflanzt schließen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach, in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hofnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bey dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an

enthusiastischen Liebhabern, und es giebt Leser genug, die einen Amintas und einen Daphnis den größten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bey solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack als das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nehmlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Foderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisiert; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, so bald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im We-

ge, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuel, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein Geßnerischer Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. Er wird also zwar biß auf einen gewissen Punkt al-

len Klassen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwey entgegengesetzten Foderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden sein volles Recht erweißt, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deßwegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in aesthetischen Dingen nichts halbes verzeyhen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch biß auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe, der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen, denn beyden Foderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, solange man nicht am Ziel der Vollkommenheit stehet, der sicherste Weg, beyde zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bey aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nehmlich im Felde naiver Dichtung,

zu ringen, so thue er es ganz, und thue es ausschließend, und setze sich über jede Foderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen. * Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bey dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsre Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger

* Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Litteratur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frey, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

dauren kann als der Schlaf unsrer Geisteskräfte; sondern führe uns vorwärts zu unsrer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkan, bis nach Elisium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelößten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein andrer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darinn, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwüriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine

poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

II
Menschliches Wissen.

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug ihre Erscheinungen reyhst;
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan, und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

III

Die Dichter der alten und neuen Welt.

Sagt, wo sind die Vortreflichen hin, wo find ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten
Würdig der Leyer, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Lied!
Jeder, als wär ihm ein Sohn gebohren, empfieng mit Entzücken,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entbrannten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,

Nährte und reinigte sie! Der Glückliche dem in des Volkes
Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang,
Dem noch von aussen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte,
Das der Neuere kaum — kaum noch im Busen vernimmt.
Weh ihm, wenn er von aussen es jezt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leyht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt.

IV

Schön und Erhaben.

Zweyerley Genien sinds, die durch das Leben dich leiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er biß an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

V

Amor und Psyche
auf einem Grabmahl.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir.
Und messen unsre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit;
Und sind (und wissens nicht) in Mitte
Der Ewigkeit.

Nach manchem voller Müh' und Sehnen
Verseufzten Jahr
Umarmte sich in frohen Thränen
Ein liebend Paar.
Der Mond sah freundlich auf sie nieder;
Ein zarter Ton
Aus allen Büschen hallte wieder:
„Endymion!"

„Ach, daß uns ewig, ewig bliebe
Der Augenblick!
Im ersten holden Kuß der Liebe
Das reinste Glück!"
Verstummend, halbvollendet weilte
Das süße Wort;
Die Seel' auf beider Lippen eilte,
Sie eilte fort —

Denn sieh' ein Engel schwebte nieder
Zu ihrem Kuß.
Gold, himmelblau war sein Gefieder;
Ihr Genius.
Berührend sie mit sanftem Stabe,
Sprach er: „Erhört
Ist euer Wunsch. Dort überm Grabe
Liebt ungestört."

Entschwungen auf dem Hauch der Liebe
Im reinsten Glück,
Gewiß, daß ihnen ewig bliebe
Der Augenblick,
Auf amaranthnen Auen schwebte
Das holde Paar,
Mit Allem, was je liebt' und lebte,
Und glücklich war.

Mit Allem, was in Wunsch und Glauben
Sich je erfreut,
Genossen sie in vollen Trauben
Unsterblichkeit.
Des Weltalls süße Symphonien
Umtönten sie;
Der Liebe süße Harmonieen
Durchwallten sie.

„Wollt Ihr zurück in jene Ferne
Auf Euer Grab?"
Sie sahn vom Himmel goldner Sterne
Zur Erd' hinab.
„O Genius, die Zeit danieden
Ist träge Zeit.
„Ein Augenblick hier giebt uns Frieden
Der Ewigkeit.

Sahst du auf jenem Grabeshügel
Die Liebenden?
Der erste Kuß gab ihnen Flügel,
Den Seligen.
Und daß ein Bild von ihnen bliebe
Im ewgen Kuß,
Verewigte hier Seel' und **Liebe**
Der Genius.

VI

Der Gesang des Lebens.

„Wie die Tage der Menschen, so ist der Menschen Gesinnung,
Wie sie, böß oder gut, Jupiter ihnen verhängt."
Nein, er verhängt nichts böses; doch läßt er wechseln die Tage,
Daß du im Wechsel lernst immer derselbige seyn.
Also schweift der Gesang in hoch- und niedrige Stimmen,
Aber **Kalliope** winkt, nie zu verlieren den Ton.

VII

Drey Schwestern.

Hoffnung und Liebe sind des Lebens fröhliche Schwestern;
Jene flieget voran; diese regieret den Flug,
Trägt auf ihren Schwingen und weht der leidenden Seele
Kühlenden Athem zu, hebt und erquicket sie sanft.
Untrennbare! verlaßt mich nimmer, ihr lieblichen Schwestern,
Ohne die Hoffnung sind Leben und Liebe dahin.

VIII

Der Skrupel.

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sey?
Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt!

IX

Sobiesky.

Ein historisches Fragment.

Pohlen, ein altes Reich, das in unsern Tagen, von einem Jahrzehend zum andern immer mehr sinkend, endlich aus der Reihe der Staaten verschwand, gröstentheils weil es in einem erleuchteten Zeitalter durch seine Staats-Verfassung sehr zurückgeblieben war, giebt den Nationen der Erde eine sehr wichtige Lehre. Dies Volk hatte jedoch in seinen Jahrbüchern auch sehr glänzende Perioden: damahls, als dessen Nachbarn in der Cultur nicht viel weiter, und überdies, in Vergleichung ihres nachherigen Zustandes, entweder schwach, oder doch durch ihre Verhältnisse wenig furchtbar waren; als Wissenschaften und Künste in den Augen aller Völker nur wenig Werth hatten, und die Waffen allein Ruhm oder Unruhm bestimmten; als noch die Kriege mit weniger Aufwand und mit weniger Kunst wie jetzt geführt wurden, und folglich der kriegerische Geist der pohlnischen Nation sich völlig entwickeln konnte. Da zitterten die Russen vor den Pohlen; da gaben diese selbst in Moscau Gesetze, und zählten die Cosaken unter ihre Unterthanen; da waren sie furchtbare Feinde der Schweden und Preussen, lieferten allein ohne Hilfstruppen den mächtigen Heeren der Tatarn und Türken grosse Feldschlachten, und retteten die Kayserstadt

der Deutschen. Diese Thaten der Pohlen, einer durch ihre Constitution, Sitten und Kleidung, unter allen Europäern ausgezeichneten Nation, verlieren sich nicht im hohen Alterthum. Nein! sie gehören zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts.

Die Masse des Volks, die in allen nicht ganz despotischen Ländern doch etwas in Betrachtung kommt, die im alten Rom unter den Consuln sehr viel, und im neuern Frankreich unter den Sansculotten alles galt, wurde in Pohlen für nichts geachtet. Nur allein die Edelleute gehörten hier zur Classe der Menschen; sie allein genossen Freyheit; die Macht fiel dem Senat zu, und dem König blieb allein die Majestät übrig. Die Freyheit als Gesetzgeber in den National-Versammlungen zu reden, bestimmte den stolzen Charakter der Pohlen; sie erzeugte und entwickelte bey ihnen jene sehr achtungswürdige, oft erhabene Beredsamkeit, die mit ihrer geringen Cultur andrer Künste und Wissenschaften so seltsam contrastirte. Die Redner sprachen hier vor den Augen der ganzen Nation, und selbst unter dem Schilde der Nation. Eine sonderbare Eigenheit, und die man sonst nirgends sah, war, daß diese nehmlichen privilegirten Menschen zu gleicher Zeit Gesetzgeber, Lehrer der Nation, Richter und Soldaten waren. Sie thaten hier alles; sie wählten ihren König, berathschlagten im Senat, belehrten das Volk in den National-Versammlungen, und gaben hier Gesetze; sie fällten Urtheile in den Tribunälen, und zogen auch gegen die Feinde zu Felde.

Pohlen stellte uns noch ganz neuerlich in mancher Hinsicht das Sittengemählde jener finstern Zeiten vor

Augen, die wir weit hinter uns sehen. Der Landmann lebte in der tiefsten Sklaverey; der Stadtbewohner war ohne alle Achtung und in beständiger Furcht eine Beute raubgieriger Grossen zu werden, die mit Pracht auf ihren Schlössern hauseten, von keiner Abhängigkeit wissen wollten, und für nichts als für Fehden einen Sinn hatten. Selbst die Gesetzgeber berathschlagten in den Reichs-Versammlungen mit ihrem Säbel an der Seite, den sie nicht selten zur Behauptung ihrer Meynungen zogen. Indeß war noch im 17ten Jahrhundert die pohlnische Nation in Wissenschaften, Künsten, kurz in allem was ein Volk veredelt, sehr wenig hinter den andern cultivirten Völkern in Europa zurück. Ihre elenden Städte und Dörfer, die uns jetzt so auffallen, ihre geringe Industrie, ihren Aberglauben, hatte sie damahls mit andern Nationen gemein, die jetzt auf einer hohen Stuffe der Cultur stehen; dagegen waren weise Gesetze bey den Pohlen weniger selten, wie bey ihren Nachbarn, den Deutschen, den Schweden, den Russen; und während man in Deutschland die Glaubensfreyheit durch einen dreyßigjährigen bürgerlichen Krieg nur sehr unvollkommen erringen konnte, während sie in Frankreich durch Blut vertilgt, in England durch barbarische Gesetze beschränkt, und in Italien als verabscheuungswürdig proscribirt wurde, war die Toleranz in Pohlen mit der Verfassung dieses Staats verbunden; die Dissidenten, oder Nicht Catholiken, genossen hier gesetzmässig Menschen-Rechte, die man in jedem andern Reiche durchaus nicht anerkennen wollte; und so sehr auch die Pohlen an Rom hiengen, so waren doch ihre Gesetzgeber nicht zu bewegen, ein Römisches Inquisitions-Tribunal in ihrem Reiche einzuführen.

Man sahe in Pohlen seltsame Contraste, und überhaupt viel Ausserordentliches. Orientalische Pracht neben Irokesischer Nacktheit; Alt-Römische Gebräuche, vermischt mit gothischer Barbarey; einen König umgeben mit Kronbeamten an der Spitze einer Republik, und Negerartige Sklaverey der bei weitem grössern Anzahl der Einwohner Pohlens, mitten unter dem Geschrey von bestehender Freyheit; Edelleute, die den Handel für entehrend hielten, nicht aber die niedrigsten Dienste und Peitschenhiebe, die sie als Stallknechte empfiengen. Der Päbstliche Nuntius besaß hier eine ausübende Gewalt, wie in keinem andern Staate; selbst die Könige konnten nicht ohne Erlaubniß des Römischen Stuhls proclamirt werden; die Bischöffe sassen im Senat; Jesuiten waren Beichtväter aller grossen Familien; Priester und Mönche waren in erstaunlicher Anzahl; allein doch hatte der Pabst auf die Königswahl sehr wenig Einfluß. Es wurden Gesetze gemacht, und dennoch ward von der Republik die ausschweifendste Despotie begünstigt, und die Feudal-Anarchie geduldet. Ein jeder Grosser war biß zum Uebermuth eifersüchtig auf seine Gewalt, die er durch beständig unterhaltene Truppen zu Pferde und zu Fuß zu behaupten suchte; und doch war es dem ärmsten Landboten erlaubt durch sein einfaches Veto die durch die ganze gesetzgebende Macht beschlossenen Gesetze zu verwerfen, und einen Reichstag zu zerreissen.

Dies so beruffene Pohlnische Veto, ein Machtspruch, der durch das französische königliche Veto in Europa bekannter worden ist, gehörte nicht zur Constitution von Pohlen. Es war ein Mißbrauch, nicht älter als das 17te Jahrhundert. Der Landbote Sycinesky war der

erste, der auf dem Reichstag zu Warschau 1652 sein Veto aussprach. Man wollte ihn dafür in Stücken hauen; er entgieng den Säbelhieben, nicht aber dem Blitz, der ihn bald nachher, wie die Pohlen seiner Zeit sagten, für dies Verbrechen, tödtete. Es wurde jedoch kurz darauf als ein Privilegium der Landboten betrachtet, das nicht verletzt werden konnte.

Der Stolz der Pohlen hinderte sie nicht, ihre Könige fast immer im Auslande zu suchen. Fremde, die ihre Verfassung, ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Sprache nicht kannten, wurden ihre Beherrscher, und diese, durch den Glanz einer Krone getäuscht, unterwarfen sich gerne allen Demüthigungen, die mit dem Loose eines Königs der Pohlen verbunden waren. Der Kronkanzler konnte ihm das Reichssiegel verweigern, der Kron-Kammerherr hatte das Recht, nach Gutdünken die königlichen Zimmer zu visitiren, und jeder Edelmann durfte ihm ungestraft trozen.

Nicht minder charakteristisch und originell als ihre Staatsverfassung waren ihre NationalGebräuche. Manche derselben hatten das Gepräge von Größe. So war z. B. die Wahl ihrer Könige ein sehr ausserordentliches Schauspiel, verbunden mit einer Feyerlichkeit, die der erhabenen Handlung angemessen war, und wozu man das Muster nirgends in Europa gesucht hatte; denn alle Wahlen gekrönter Häupter in andern Reichen waren sowohl unter sich, als von der Pohlnischen Wahl sehr verschieden. Die Wahl der Kayser geschah in den Cabinetten; das Looß bestimmte die Dogen-Würde, und die Päbste wurden im Gefängniß erwählt. Die Pohlen ver-

fuhren anders; bey ihnen war die Wahl keine leere Ceremonie, sondern eine sehr ernsthafte Handlung; auch war der Ausgang immer sehr ungewiß, bis in unserm Jahrhundert, als nicht mehr die Pohlen, sondern fremde Mächte hier die Krone austheilten.

Der Wahlort der Pohlnischen Könige, wo diese in Europa einzige National-Scene vorgieng, die bis in unsern Tagen beständig fortgesezt wurde, war ein großes Feld an der Weichsel, ganz nahe bey der Hauptstadt. Die ganze Nation, das heißt, alle Edelleute des Reichs, die dahin reisen wollten und konnten, waren hier gegenwärtig, und formirten ein ungeheures Heer, das oft 150,000 auch 200,000 Mann stark war. Es herrschte jedoch bey demselben Ordnung. Die Schaaren waren alle nach ihren Woywodschaften geordnet. Diese abgetheilten Staatskörper erschienen bey solcher Gelegenheit mit überaus großer Pracht an kostbaren Kleidungen, Pferden, Fahnen und Waffen. Ganze Schaaren Reuter hatten vergoldete Lanzen. Die vornehmen Edelleute ritten auf Parade-Pferden, deren Sättel und Zäume mit Emaille und Gold eingelegt, oft auch mit kostbaren Edelsteinen bedeckt waren. Alle wetteiferten hier untereinander sich an äusserlichem Glanz zu übertreffen.

Der gröste Theil der hier versammleten Edelleute war zu Pferde und bewafnet. Die Pohlen lagerten sich auf der einen Seite des Flusses, die Lithauer auf der andern. Der innere Wahlort war ein grosses Gebäude, mitten auf dem Felde, mit Schanzen und Graben umgeben. Es war einem Fort ähnlich, und hatte drey Thore, nach Osten, Westen und Süden. Innerhalb diesem Wahl-

theater befanden sich alle Großen des Reichs, die Senatoren und Landboten. Die leztern, als wahre Volks-Repräsentanten, brachten immer den Schaaren Nachricht von dem Gang des Wahlgeschäfts und hohlten Instructionen.

Dies Wahlschauspiel, wobei niemand in den vorigen Jahrhunderten auf den Preiß sicher rechnen konnte, war einem altrömischen Circus nicht unähnlich, ein ungeheurer Plaz, eine unermeßliche Menge Zuschauer, Wettläuffer, die nach dem Ziele lieffen, und hoher Ruhm für den Sieger. Alle reichen Magnaten hielten mehr oder weniger Truppen; allein keine dieser Art durften sich dem Wahlort nähern, selbst die Truppen der Republik standen in einiger Entfernung. Auch war nach den Gesetzen die Gegenwart der Kron-Candidaten nicht erlaubt, um ihren persönlichen Einfluß auf die Stimmfreyheit zu verhindern.

Die kriegerischen Eigenschaften der Pohlen, die Sattelfestigkeit ihrer Reuterey, und ihre Geschicklichkeit den Säbel und die Lanze zu gebrauchen, machten diese Nation bey allen Mängeln ihrer Staatsverfassung, und ihrer nicht großen Truppenzahl, furchtbar im Kriege. Hier waren die Pohlen kühn bis zur Verwegenheit; sie griffen ihre Feinde an, ohne auf deren Stärke zu achten, bestürmten die festesten Läger, und schwammen durch große Flüsse. Dies leztere sahe man von ihnen oft in ihren Kriegen gegen die Türken, ja selbst in Deutschland. Czarnecky schwamm im Jahr 1657 in Pommern mit seiner Cavallerie durch die Oder. Der Muth ersezte bey den Pohlen, was ihnen an Kunst fehlte; denn auch in der

Art Krieg zu führen, blieben sie noch in neuern Zeiten zurück. Ihre Artillerie war und blieb immer sehr unbedeutend. Die Infanterie, die unter allen mannigfaltigen Systemen der Kriegskunst, bey Griechen und Römern, so wie bey den aufgeklärtesten Nationen unsers Zeitalters, beständig die Hauptkraft der Armeen ausmachte, wurde bey den Pohlen, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, für nichts geachtet; ihre Cavallerie war ihnen alles. Sie trug Lanzen, floh im Treffen, fechtend wie die Parther, und marschirte wie die Tatarn mit allen zum Feldzuge nöthigen Lebensmitteln. Auch hatten sie noch in diesem neuen Zeitraum ganz besonders bewafnete Soldaten, die Bardysse, oder gekrümmte Aexte führten, und Bardyssaner genannt wurden.

Die Geschichte dieser Nation zeigt keine solche Vorfälle, die das Schicksal so vieler andern europäischen Staaten waren. Sie stellt uns keine Verschwörungen auf, keine ermordeten Könige, keine Religionskriege, keine fanatische Blutbäder, ja bey der grösten Anhänglichkeit an Rom, keine Ketzer-Gerichte. Die Herrscher, obgleich nur ein kleiner Theil der Nation, waren jedoch in zu großer Menge und zu sehr untereinander verbunden, um sich nicht von dem weit größern Theil Gehorsam zu verschaffen; daher es in Pohlen nie zu bürgerlichen Kriegen kam. Die unterdrückte Masse des Volks bewegte sich nicht; nur unter dem Adel entstanden oft Confóderationen, oder bewafnete Verbindungen, die nicht selten zu blutigen Auftritten, aber nie zu innerlichen Kriegen führten.

Die Aufstellung einiger historischer Züge dieser weiland achtbaren, nun aber vom Staaten-Theater wahrschein-

lich auf ewig abtretenden Nation, dürfte jetzt grösseres Interesse als je haben; daher dies Fragment. Es ist ein kleines Denkmahl; eine Art Standrede an dem Grabe eines erlauchten Todten.

Einer der grösten Männer dieser Nation war Johann Sobiesky, entsprungen aus einem Heldenstamm. Sein Großvater Marcus Sobiesky, Woywod von Lublin, rettete in der Moldau die Pohlnische Armee, die ihrem Untergange nahe war, und jezt einen Sieg erfocht. Er schlug die Rebellen in Pohlnisch Preussen im Jahr 1577, und blieb bey einem Sturm auf die Russische Festung Sokol. Noch berühmter war der Sohn Jacob Sobiesky, der als Feldherr im Jahr 1621 die große Schlacht bey Chozim lieferte, mit 65,000 Pohlen mehr als 200,000 Türken und Tatarn schlug, und hernach als bevollmächtigter Minister nach Constantinopel gieng, um hier die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Er war Schriftsteller, rief Künstler aus Italien, um die Cultur seiner Landsleute zu verfeinern, und war selbst Lehrer seiner beyden Söhne, von denen Johann der jüngste war.

Von mütterlicher Seite war der Großvater dieses Johanns der berühmte Zolniewsky, der im Jahr 1610 die Russen geschlagen, Moscau erobert, und den Czaar Basilius gefangen genommen hatte. Zehn Jahre nachher war er in der Moldau, an der Spitze einer nicht sehr beträchtlichen Pohlnischen Armee von 100,000 Türken und Tatarn umringt. Er bahnte sich den Weg durch dies furchtbare Heer, und, obgleich von demselben beständig verfolgt, machte er doch einen glücklichen Rückzug von sechzig deutschen Meilen bis an die Ufer des Dniesters.

Hier aber verließ ihn schändlich seine Cavallerie, schwamm durch den Fluß, und ließ die vom Feinde hart gedrängte Infanterie im Stich; selbst die Troßknechte spannten die Pferde in der Wagenburg aus, und ergriffen die Flucht. Dies geschah in der Finsterniß der Nacht, die das Schreken noch vermehrte. Alles war nun für die Pohlen verlohren. Zolkiewsky konnte sich retten; sein Sohn, der an seiner Seite focht, beschwor ihn dies zu thun. Der Vater antwortete: „Nimmermehr! die Republik hat mir „die ganze Armee anvertraut." Er sah nun seine ihm übrig gebliebene Infanterie in Stücken hauen, und seinen Sohn todt zur Erde stürzen, und einige Stunden nachher fiel er selbst mit Wunden bedeckt, als ein Opfer des Kriegs. Seine und seines Sohnes Ueberreste wurden von den Türken losgekauft, und in ein gemeinschaftliches Grab gelegt, das die Innschrift hatte:

„Möge aus unsrer Asche ein Rächer hervorgehn!"

Ein noch übrig gebliebener Sohn wollte dieser Rächer seyn; er warb auf eigne Kosten Soldaten, mit denen er ein weit stärkeres Korps Tatarn angrif; allein er erlag der Menge, und blieb selbst todt auf dem Wahlplaze. Die bestürzte Reichsversammlung beschloß 60,000 Mann anzuwerben, die Cosaken ins Feld zu rufen, ja den ganzen Adel aufzubieten, allein der Entschluß wurde nicht ausgeführt.

Es war Johann Sobiesky, dem Neffen des ehrwürdigen Zolkiewsky, vorbehalten sein Rächer zu seyn. Er hatte als Jüngling in Begleitung seines Bruders die vornehmsten Länder in Europa gesehn, und war eben über

Constantinopel in sein Vaterland zurückgekehrt, als er zu dessen Vertheidigung die Waffen ergreifen muste. Die Zoporower Cosaken verheerten es; sie, die noch kürzlich Bewohner der Ukraine und Unterthanen der Republik Pohlen gewesen waren; ein Volk, das durch seine kriegerischen Eigenschaften die Gränzen dieses Reichs bisher beschüzt hatte, das aber die gehäufte Mißhandlung der Pohlnischen Grossen nun nicht länger ertragen wollte. Der Unterdrückungsgeist, der von jeher unter allen Himmelsstrichen mit der Herrschaft gepaart war, verwandelte nun die eifrigsten Vertheidiger der Republik in ihre grausamsten Feinde. Ihr erster Aufstand wurde jedoch durch eine große Niederlage gedämpft; und so sehr entsank ihnen nun der Muth, daß sie selbst ihren Anführer Pauluk den Siegern auslieferten, um nur Begnadigung zu erlangen. Die Mißhandlungen gegen sie wurden nun verdoppelt; man nahm ihnen alle Privilegien, desgleichen viele ihrer Kirchen, sandte Soldaten in ihr Land, und behandelte sie wie Sklaven. Jatinsky, ein hier commandirender Pohlnischer General, trieb diese sehr weit, und als er bey Chmielniky, dem Notarius der Cosaken (nächst dem Feldherrn die vornehmste Magistrats-Person dieses Volks) einigen Widerstand fand, verbrannte er dessen Landgebäude, ließ seinen Sohn in Stücken hauen, nothzüchtigte seine Frau, und erwürgte sie nachher mit eignen Händen.

Diese empörende Grausamkeiten blieben troz allen Klagen ungestraft. Der König Vladislas IV, der damahls die Pohlen beherrschte, und nicht zu den schlechten Fürsten dieses Reichs gehört, kannte jedoch seine Schwäche als vollziehender Richter, und wollte daher die Kläger

nicht hören. Die Cosaken griffen nun von neuem zu den Waffen; Chmielniky, ein im Kriege erfahrner und durch wissenschaftliche Kenntnisse ausgezeichneter Mann, wurde ihr Anführer, und das Glück begleitete seine Fahnen. Er drang ins Herz von Pohlen, schlug bey Pilawiez die von dem Kron-Feldherrn Potoky angeführte Pohlnische Armee, eroberte Lemberg, und sezte selbst die Hauptstadt Cracau in solches Schrecken, daß man von hier die königliche Krone wegbrachte. Verheerung und Mord bezeichneten die Schritte der siegenden Cosaken. Alle Edelleute, auf die man stieß, wurden niedergesäbelt, allein die Bauern wurden verschont; die Priester und Mönche aber gezwungen, sich mit den Nonnen zu verheyrathen, und die Juden sich taufen zu lassen.

Die Brüder Sobiesky kamen gerade von ihren Reisen zurück, als diese ganz unerwartete Niederlage der Kron-Armee, und zwar nach der damahligen Aristocraten-Sprache, durch verächtliche Rebellen, alles in Bestürzung gesezt hatte. Ihre Mutter, die Tochter des großen Zolkiewsky, empfieng sie mit den Worten: „Ihr kommt „zu rechter Zeit uns zu rächen. Ich würde Euch nicht „für meine Söhne erkennen, wenn auch Ihr bey Pi„lawiez geflohen wäret. Der Pohlnische Adel marschirte nun mit 50,000 Mann gegen die Cosaken, mit denen sich jezt die Tatarn verbunden hatten; es kam in Volhynien am Bogfluß zu einer zweyten Schlacht, die den Pohlen eben so ungünstig, wie die erste war. Sie wurden total geschlagen, und eine Menge vornehmer Edelleute gefangen genommen, unter denen sich auch der ältere Sobiesky befand. Man führte sie mit Ketten beladen vor den Chan der Tatarn, der ihnen allen die Köpfe abhauen ließ.

Dies geschah im Jahr 1649; in einem Zeitpunct, der den Königen nicht günstig war. Casimir hatte eben jezt nach dem Tode des Vladislas den Pohlnischen Thron bestiegen, der anfieng zu wanken; König Philipp IV von Spanien hatte Portugal und alle asiatischen Besitzungen verlohren; Ludwig XIV flohe mitten in Frankreich vor seinen sieghaften Unterthanen, und Carl I von England hatte seinen Kopf aufs Blutgerüste tragen müssen.

Casimir marschirte nun in Person gegen die Cosaken, ohne jedoch eine Schlacht zu wünschen. Er hielt sich vertheidigungsweise in seinem festen Lager bey Zoborow. Der kühne Chmielniky grif es mit der grösten Wuth an, allein ohne Erfolg. Noch andre Treffen und Gefechte waren für ihn nicht glücklicher. Er verlohr dabey 20,000 Mann; ein Verlust, der den Frieden nach sich zog. Casimir bewilligte den Cosaken alles, nur verlangte er eine demüthige Scene, die auch statt hatte. Chmielniky muste auf den Knien um Verzeihung bitten, die Waffen ergriffen zu haben. Die Pohlnischen Großen aber waren hiemit nicht zufrieden; es war ihnen um mehr, als um Demüthigung zu thun; sie schrien, daß der König die Republik verrathen hätte. Die durch diese Wuth aufgeschreckten Cosaken wollten den förmlichen Bruch nicht erst abwarten; sie vereinigten sich wieder mit den Tatarn, und bey Beresteck kam es zu einem Treffen, worin jedoch die Pohlen Sieger waren. Allein der Sieg kam ihnen sehr theuer zu stehen; sie hatten eine große Menge Todter und Verwundeter, unter welchen leztern sich auch Sobiesky befand. Chmielniky floh nun zu den Russen, die damahls der Czaar Alexis beherrschte, und mit ihnen verstärkt drang er bald nachher wieder in Pohlen ein.

Die Lage dieses Reichs wurde bald schrecklich. Während daß die Russen Lithauen verheerten, die Cosaken und Tatarn die südlichen Gegenden mit Feuer und Schwerdt verwüsteten, fielen die Schweden im westlichen Pohlen ein, und unterwarfen sich einen grossen Theil des Landes. Auch Ragotzy, Fürst von Siebenbürgen, trat zu diesem Bunde, um ebenmässig seinen Antheil an der grossen Länderbeute zu haben, die bey einer so ungeheuren Allianz unfehlbar schien. Jeder Monat, jede Woche, rechtfertigte diese Erwartung. Die Pohlnischen Truppen wurden allenthalben geschlagen, oder zerstreut, der Schrecken wurde allgemein, und der König Casimir selbst flüchtete nach Schlesien.

In dieser Zeit der National-Verzweiflung standen zwey Männer von grossem Geiste, Sobiesky und Czarnecky, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes auf, entschlossen alles zu benutzen, was Muth erzeugen, und günstige Umstände nur immer darbieten würden. Die Schweden, die in Lithauen ganz unbesorgt im Winterquartiere lagen, wurden theilweise überfallen, und niedergehauen. Nur eine kleine Zahl dieser kriegerischen Truppen entkam, und in wenig Wochen war kein Schwede mehr in Pohlen zu finden.

Was die Geschichte aller Zeiten bey verbündeten Kriegern lehrte, sahe man auch hier. Die Bundsgenossen wurden uneinig, und dies rettete Pohlen. Man fand Mittel, die Tatarn von dem Bunde zu trennen, und sie mit den Pohlen zu verbinden; und was die Vortheile dieser neuen Allianz vermehrte, war daß diese Tatarn der Führung des Sobiesky überlassen wurden. Er versammlete nun auch

die zerstreuten Pohlen, und sezte sie mit kluger Ueberlegung in Thätigkeit; Czarnecky that ein gleiches; und so geschah, was in ähnlichen Fällen sich immer ereignete, und was wir noch am Ende des 18ten Jahrhunderts gesehen haben. Die tapfern, die siegreichen Schweden waren unter Anführung ihres Königs Carl Gustav von neuem in Pohlen eingefallen, allein sie drangen zu weit vor, und mußten in einem entlegenen feindlichen Lande ihren Unterhalt vom Glücke erwarten. Hiezu kam, daß der lange Marsch und die großen Strapatzen die Truppen sehr geschwächt hatten. Sobiesky benuzte alle diese Umstände, um unablässig die Feinde zu necken, und ihnen die Zufuhren abzuschneiden. Die Schweden waren in der grösten Bedrängniß, und ihre ganze Hofnung beruhete nun auf einem Corps ihrer Nation, von 6000 Mann, womit der General Douglas ihnen zu Hülfe eilte. Dieß Corps aber wurde von Sobiesky angegriffen und geschlagen.

Die Pohlen konnten jedoch wegen der andern Feinde ihre Vortheile nicht verfolgen; sie musten sich theilen; denn Ragotzy rückte vor, und auch der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Grosse, kam den Schweden zu Hülfe. In Verbindung mit diesen wurde bey Warschau ein grosser Sieg erfochten, der die Eroberung und Plünderung dieser Hauptstadt zur Folge hatte, und der überhaupt alle Hofnungen der Pohlen und Tatarn zu vernichten schien. Dies Waffenglück aber brachte die europäischen Cabinette in Bewegung; die Schweden und Preussen wurden durch die politischen Maasregeln grosser Mächte genöthigt, Pohlen zu räumen; ein kühner Einfall der Pohlen in Siebenbürgen zwang auch Ragotzy zum Rückzuge, und auch die Russen wurden aus allen ih-

ten eroberten Plätzen vertrieben. Der Olivasche Frieden machte bald nachher dem Kriege der Pohlen mit ihren Hauptfeinden, den Schweden und Preussen, ein Ende.

Das Pohlnische Reich war nun der Ruhe nahe, allein die Ungerechtigkeit des Königs gegen einen edlen Patrioten, den Unterfeldherrn Lubomirsky, entfernte sie; und veranlaßte einen Bürgerkrieg. Lubomirsky that alles um ihn zu vermeiden, allein der ungroßmüthige Monarch wollte von keiner Unterwerfung hören, selbst nicht, als der erstere an der Spitze einer Armee stand. Von Gefechten kam es endlich in Cujavien zu einer Schlacht, bey welcher der König selbst zugegen war, und wo Polubinsky als Feldherr die Armee der Republik, Sobiesky aber als General unter ihm commandirte. Ein Morast trennte beyde Heere. Der König befahl diesen zu passiren und den Feind anzugreifen. Sobiesky fand dies sehr gefährlich; seine Vorstellungen aber wurden nicht gehört, und die Schlacht gieng durch den Eigensinn des Monarchen verlohren, von dessen Truppen 13,000 Mann auf dem Platz blieben. Lubomirsky behandelte die Gefangenen, unter denen sich selbst Polubinsky befand, wie seine Freunde, und ließ sie alle frey, benutzte seinen Sieg um die Hände zur Versöhnung zu bieten, und so groß war sein Edelmuth, daß er, der die Bedingungen vorschrieb, und den Lieblings-Entwurf des Hofes in Betref der Thronfolge vereitelte, nicht einmahl die Wiedereinsetzung in seine Würden und Aemter verlangte, die ihm der König entzogen hatte.

Sobiesky, dessen starker Character, Tugenden und Verdienste, seine Lobredner waren, hatte das ungewöhn-

liche Schicksal, zu gleicher Zeit die allgemeine Hochachtung des Volks, und die Gunst des Königs zu geniessen, der auf ihn die höchsten Reichswürden häufte. Er ernannte ihn, was man nie zuvor vereinigt gesehn hatte, zum Kron-Großmarschall und auch zum Kron-Großfeldherrn. Die erstere Würde machte ihn, zufolge der Staatsverfassung, in der Hauptstadt, die andere bey der Armee unumschränkt. Durch diese leztere war der Kronfeldherr Despot in allen Provinzen, besonders in Hinsicht der Winterquartiere, die er ganz nach eigener Willkühr anordnen, und dadurch die grossen Güterbesitzer ruiniren konnte. Sobiesky war so großmüthig, nicht allein diesem Theil seiner Gewalt für sich zu entsagen, sondern auch durch eine Acte dies so grausam gemißbrauchte Privilegium für alle seine Nachfolger zu vernichten. Hiedurch stillte er das Murren über eine allzugrose Gewalt, das selbst die Hochachtung des Volks nicht hatte unterdrücken können.

Nie waren grosse Talente der Republik nöthiger. Die Tatarn thaten mit 80,000 Mann einen neuen Einfall in Pohlen, und verheerten Podolien und Volhinien. Die Cosaken vereinigten sich mit ihnen, und auch die Türken bedroheten die Republik. Ihre Länder waren nach so vielen Kriegen von streitfähigen Männern entblößt, und die Armee biß auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen; und so schlecht war der Zustand der Finanzen, daß auch diese wenigen Truppen nicht mehr besoldet werden konnten. Sobiesky zeigte hier seine Thätigkeit und seinen Patriotismus. Er wandte alles an, die Armee zu verstärken, nahm dazu sowohl die Recruten als deren Unterhalt aus seinen eignen Ländereyen, erstand aus seinem Vermögen

Geschütz und Kriegsbedürfnisse, und machte selbst in seinem Namen Anleihen, um den National-Schaz zu versorgen, sodann gieng er mit 20,000 Mann, dem 100,000 Mann starken Heer der Tatarn und Cosaken entgegen, und lagerte sich bey Pohayce. Seine Maasregeln schienen vielen pohlnischen Befehlshabern verwegen; sie brachen in lautem Tadel aus. Der Feldherr erklärte, daß er von seinem Plan nicht abweichen würde, allein einem jeden die Freiheit gäbe, die Armee zu verlassen. Sein kleines Lager war ganz von den Feinden eingeschlossen; kein Entsatz war zu hoffen, und die Pohlnischen Truppen schienen verlohren zu seyn. So voller Zuversicht war jedoch Sobiesky bey seinen geringen Hülfsmitteln, und in seiner sehr bedenklichen Lage, daß er es wagte, dem Tatarischen Heerführer, dem Chan Nuradin, auf eine sonderbare Weise zu drohen. Man hatte einige Gefangene gemacht; er schickte sie zurück mit dem Auftrag: „Sagt „dem Nuradin, daß ich ihn so behandeln werde, wie er „meinen Bruder behandelt hat: Kopf für Kopf."

Die Antwort des Tatarn war die Beschleunigung des Angriffs, der von allen Seiten zugleich geschah. Das Lager der Pohlen war stark verschanzt, ihre Stellung vortrefflich, und ihre Vertheidigung geschah mit ausserordentlichem Muth. Die Wuth der Angreifenden war daher fruchtlos; sie wurden mit grossem Verlust zurückgeschlagen. Am folgenden Tage ward der Angriff erneuert, und der Erfolg war nicht besser. Es war weder den Tatarn noch den Cosaken möglich, ins Pohlnische Lager zu dringen. Diese blutigen Versuche wurden sechzehn Tage hintereinander fortgesetzt. Ein Sturm folgte dem andern, so wie auch ein Ausfall dem andern. Am siebzehn-

ten Tage sollte ein General-Sturm geschehen. Sobiesky wollte diesen nicht abwarten; er verließ seine Verschanzungen, und gieng selbst den Feinden entgegen, die bey diesem Anblick ein Freudengeschrey erhoben. Sie hielten ihren Sieg nun für gewiß; aber eben diese Zuversicht hatte auch die Pohlnische Armee, zu der sich sogar freywillige Bauren gesellten, und bey welcher sich selbst die Troßknechte bewafnet hatten. Das Treffen war hartnäckig und blieb lange zweifelhaft, bis die Pohlnischen leichten Truppen den Tatarn in die Flanke brachen. Nun suchten diese ihre Rettung in der Flucht, und rissen die Cosaken mit sich fort. Sobiesky ließ den Nuradin aufsuchen, um sein Wort zu halten; allein auch er war bereits entflohen, und ließ 20,000 Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Der Friede war die herrlichste Frucht dieses Sieges, der so ganz als das Werk des Sobiesky betrachtet werden konnte. Auch war seine Rückreise nach Warschau ein ununterbrochener Triumph, der in der Reichsversammlung noch erhöhet wurde. Der Vice-Kanzler dankte hier auf eine feyerliche Weise, im Namen aller Stände, dem Feldherrn für seine dem Staat geleisteten grossen Dienste.

Pohlen sah nun eine noch nie gehabte Scene. Der König Casimir, dieser des Throns so unwürdige Monarch, der letzte des Jagelloschen Geschlechts, das dreyhundert Jahre lang dies Reich beherrscht hatte, erklärte dem Reichstag, daß er den Regierungsgeschäften nicht länger vorstehen, sondern sich zur Ewigkeit vorbereiten wolle. Die Senatoren, voller Besorgniß neue Unruhen in ihrem verheerten Reiche zu sehen, vergassen die königlichen Verbrechen, und baten den König fußfällig seinem Entschluß zu entsagen, womit nach vielen harten Reden gegen den Monarchen

endlich auch die Landboten einstimmten, aber vergebens; er legte (im Jahr 1668) seine Krone nieder, und gieng nach Frankreich, wo er in einem Kloster starb.

Diese Krone wurde jetzt das Ziel der eifrigsten Bestrebungen vieler auswärtigen Fürsten. Der Czar von Rußland wünschte sie für seinen Sohn, und um den Weg dazu zu ebnen, geschah sogar das Anerbieten, daß er die Griechische Religion abschwören sollte. Frankreich, das damahls anfieng, sich in die Angelegenheiten aller Staaten zu mischen, bemühete sich für einen Prinzen des Bourbonschen Hauses, und wollte anfangs dem Sohn des Prinzen Conde, nicht aber dem mit Ruhm gekrönten Vater den Thron verschaffen; an der Spitze dieser Parthey stand der durch seine Würde viel vermögende Primas Prazmovsky; auch zeigten sich als Kron-Candidaten der Fürst von Siebenbürgen, Ragotzy, der Herzog von Neuburg, und der Prinz Carl von Lothringen; ja selbst die Königin Christina, die die Schwedische Krone bereits niedergelegt, hatte den sonderbaren Einfall, unterstützt von dem Pabst, um die Pohlnische zu werben. Der Russische Prinz fand wenig Anhänger; Ragotzy noch weniger, von dessen Verheerungen sich noch überal in Pohlen die Spuren zeigten, und der dennoch, durch die mächtige Kronlust getrieben, die Stirne hatte, als Mitwerber aufzutreten. Der Herzog von Angouleme, Sohn des Prinzen von Conde, wurde wegen seiner Jugend, und wegen der zu seinem Vortheil von Casimir angesponnenen unglücklichen Intriguen verworfen; auf den Vater aber wäre vielleicht die Wahl gefallen, wenn nicht Ludwig XIV selbst gegen diesen Helden, den er haßte, gearbeitet hätte. Dieser Monarch trat endlich auf die Seite des Herzogs von Neuburg, der

auch von dem Kayser, von Schweden, und von den Churfürsten von Brandenburg und Sachsen unterstüzt wurde.

Die Pohlen bereiteten sich nun das edelste Recht auszuüben, das ein Volk nur geniessen kann: sich durch freye Wahl ein Oberhaupt zu geben. Man achtete nicht auf die drohende Forderungen des Czar Alexis, der 80,000 Mann in Bewegung setzte, um die Wahl seines Sohnes Feodor zu erzwingen. Das Wahl-Lager war auf den Feldern bey Warschau aufgeschlagen. Der Kern der Nation war hier versammlet. Es waren 90,000 Bewafnete zugegen, ohne den von allen Seiten herbeiströmenden Pöbel zu rechnen. Auf einmahl verbreitete sich das Gerücht, daß man durch eine listige Ueberraschung den Prinzen von Conde erwählen würde. Debitzky, ein Mann von grossem Ansehn, bemühte sich in einer Rede, diesen Entwurf als entehrend für die Nation zu schildern, und vermochte den Adel auf der Stelle, von dem Senat die Ausschliessung dieses Prinzen zu fordern. Der Senat war in Verlegenheit, und der Primas schwieg. Sobiesky, durch den Heldengeist mit dem grossen Conde verwandt, zeigte hier seinen gewöhnlichen Edelmuth; er, der Liebling der Nation, obgleich nicht unter den Kronbewerbern, konnte doch nicht ohne alle Hofnungen für sich seyn, und die verlangte Ausschliessung muste diese Hofnungen näher bringen. Dieß kam jedoch bey ihm in keine Betrachtung. Er nahm das Wort, lehnte sich gegen die Forderung auf, und sagte: „Es ist ganz was anders, seine Stimme zu „versagen, als auszuschliessen. Das eine ist eine Aus-„übung der Freiheit, das andre eine Beleidigung. Wenn „der Ritterstand so sehr die Freiheit des Senats ein-„schränken will, so entferne ich mich, um keinen Antheil

„an der Dienstbarkeit des Senats, und an der Kränkung
„eines ruhmvollen Fürsten zu nehmen."

Die Ausschliessung wurde jedoch am folgenden Tage Volksstimme, und erfolgte gegen den Willen des Senats. Nun lag die Krone zwischen den zwey Mitwerbern, dem Prinzen von Lothringen, und dem Herzog von Neuburg. Der gröste Theil des versammleten Adels war für den ersten, dagegen aber der Senat, die meisten Landboten, und fast alle Grossen des Reichs sich als Anhänger des letztern zeigten; es traten Redner auf, die von seinen grossen Länder-Besitzungen sprachen, die jene grossen, von ihm der Nation zugesagten Vortheile erhoben, und endlich unter ihren Argumenten für seine Wahl, auch die Armeen seiner mächtigen Beschützer anführten, die keine abschlägige Antwort annehmen würden. Diese Reden waren zu demüthigend für ein stolzes Volk, zumahl bey einer solchen Gelegenheit; auch setzten sie alles in Bewegung, und es erfolgte eine schreckliche Scene. Man bestürmte die Verschanzung, die den innern Wahlort deckte, und beschoß die Senatoren mit Pistolen; in wenig Minuten geschahen einige tausend Schüsse. Viele dieser Edlen warfen sich von ihren Sitzen zur Erde, um den Kugeln auszuweichen; andre wollten fliehen, allein man hielt sie mit Gewalt zurück; zwey Senatoren wurden dabey erschossen, und mehrere verwundet. Der Tumult nahm jeden Augenblick zu, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu stillen. Nur allein die Entschlossenheit des Sobiesky stellte die Ruhe her; er drohete die Truppen vorrücken zu lassen, um alle diejenigen niederzuschiessen, die sich der ruhigen Stimmen-Sammlung ferner widersetzen würden.

Jetzt fand Opalinsky, der Woywode von Kalisch, Gehör. „Warum, sagte er, wollen wir uns einander „für Fürsten erwürgen, die wir nie gesehen haben, und „deren Scepter vielleicht schwer auf uns liegen wird? „Unsre Vorfahren waren weiser. Kaum hatte sich die „Nation geformt, als sie sich, so wie heute, zwischen „mehrern auswärtigen Pretendenten getheilt fand. Das „sie bedrohende Unglück führte sie zur Vernunft. Sie „wählte Piast, einen gebohrnen Pohlen, und dieser, „ohne Geburth, ohne Vermögen, regierte so weise, daß „noch jetzt aus Grundsätzen von Ehre und Dankbarkeit, „ein jeder Pohle sich einen Piasten nennt. Laßt uns also „unsern Vorfahren nachahmen und einen Piasten wählen!"

Diese Rede gefiel. Man benutzte die Stimmung, und sofort stellten zwey Woywoden, den Michael Wisnowiecky dem Volke zur Annahme dar. Das Geschrey ertönte nun von allen Seiten: Es lebe der König Michael! Nur allein die verweigerte Proclamation des Primas fehlte; sie wurde aber durch vorgehaltene Pistolen erpreßt, und nun war Michael König! er, der arm war, der nie ein Staatsamt verwaltet, und kein ander Verdienst hatte, als ein Sohn des berühmten Jeremias Wisnowiecky, und ein Abkömmling von Koribut, dem Onkel des grossen Jagello, zu seyn.

Dieser Wahl-Fechterstreich, wodurch das Volk überrascht wurde, war eine Nachahmung der im Römischen Conclave üblichen Intriguen. Die Grossen beneideten den ohnehin mächtigen Sobiesky; sie fürchteten seinen ernsten Charakter, und hoften unter dem schwachen kenntnißlosen Michael unabhängig zu seyn. Dieser Mann fühlte auch

so sehr seine Unfähigkeit, daß er bey den Ehrfurchtsbezeugungen wie ein Kind weinte, und die Krone anfangs gar nicht annehmen wollte. Die Brüder Pac, zwey ehrgeizige Männer, von denen der eine Großkanzler von Lithauen, und der andre Groß-Feldherr von Lithauen war, wurden seine Vertrauten und regierten den Staat, der abermahls von den Cosaken bedroht wurde; von Menschen, die gute Unterthanen gewesen waren, bevor man sie zu schlechten Sklaven gemacht hatte. Sie bemächtigten sich eines grossen Landstrichs, und fanden nur geringen Widerstand. Sobiesky gieng ihnen mit wenigen Truppen entgegen, vertrieb sie allenthalben ohne viel Blutvergiessen, unterjochte sie in kurzer Zeit wieder, und zwang ihren Anführer Doroscensko nach Constantinopel zu flüchten. Sein Betragen dabey und die darauf folgende Ausübung des Grundsatzes, daß man die Cosaken mit Güte zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und sie durch die Aussicht ihres eignen Wohls fesseln müsse, forderten den Senat und die Nation zur Bewunderung auf; auch schrieb ihm der Vice-Kanzler im Namen des Königs und der Republick: „Man kann bey dieser Expedition nicht genug Ihren Muth und Ihre Klugheit bewundern. Sie „zwingen den Neid selbst zu gestehn, daß Pohlen Ihnen „seine Rettung verdankt.“

Der siegreiche Muhamed IV, das Schrecken der Oesterreichischen Staaten, beherrschte damahls das Türkische Reich, und der berühmte Kiuperli, ein Mann von seltenen Geistesfähigkeiten, war sein Groß-Vezier. Dieser durch die Vorstellungen des Doroscensko und durch das Waffenglück der Türken angefeuert, machte jetzt den Entwurf, die Ukraine den Pohlen zu entreissen. Doroscensko

wurde daher von den Türken wohl empfangen. Ein stolzes Schreiben von Kiuperli an den Senat, kündigte den Pohlen an, daß Muhamed diese Provinz in seinen Schutz genommen, und mit einem ungeheuren Heere sich den Gränzen nähere; allwo er die Antwort erwarten würde. In diesem Schreiben eines Despoten standen die in unsern Tagen viel bedeutenden Worte: „Die Cosaken haben „nach dem Natur-Recht die Waffen ergriffen, um ihre „Freiheit wieder zu erlangen."

Der Senat versammlete sich. Die Patrioten verlangten, daß man die Cosaken zufrieden stellen sollte; die königliche Parthey hingegen hielt das Schreiben für eine leere Drohung, und versprach sich im äussersten Fall einen mächtigen Beystand von den Russen und dem Kayser Leopold, der seine Schwester dem König Michael zur Gemahlin gegeben hatte. Sobiesky war abwesend, und so groß war die Ehrfurcht der Majorität für diesen Feldherrn, daß trotz dem Widerspruch der Hof-Creaturen alle fernere Berathschlagungen über diese Sache biß zu seiner Ankunft ausgesetzt wurden. Sie geschah am folgenden Tage. Die meisten Senatoren giengen ihm entgegen, und führten ihn mitten unter den grösten Lobsprüchen in den Senat. Hier redte Sobiesky nachdrücklich für die Cosaken. Die Hofparthie wagte es nicht die Sache durchs Stimmen entscheiden zu lassen; allein sie schlug einen andern Weg ein: die Pforte erhielt keine Antwort.

Der schwache König Michael wurde immer verächtlicher, sein Anhang kleiner, und die Gefahr des Reichs unter einer solchen Regierung mit jedem Tage grösser. Nun entstand eine Verbindung zwischen vielen Magnaten,

an deren Spitze der Primas stand, den unwürdigen König zu entthronen. Sie schrieben deshalb an den Kayser Leopold, deckten ihm alle Wunden des Staats auf, zeigten die Nothwendigkeit, einen andern Herrscher zu haben, und erklärten, daß bloß ihre Ehrfurcht gegen den Kayser die Entthronung noch verschoben hätte. Leopold beklagte die Unfähigkeit seines Schwagers und die üble Lage der Republick, allein mit der Aeusserung, daß er seiner Schwester Entthronung nicht zugeben könnte. Er schlug daher einen Ausweg vor, und dieser war: den König der ehelichen Unmacht zu beschuldigen, und dadurch seine Vermählung canonisch aufzulösen. Die Königin war damit zufrieden, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, wieder des neuen Königs Gemahlin zu werden. Ihr Bruder empfahl nun zu dieser Würde den neuerlich verworfenen Kron-Candidaten, Prinzen von Lothringen.

Die Verbündeten wandten sich an Sobiesky, da nur allein seine Zustimmung den Erfolg leiten konnte. Der Großfeldherr gab dem Entwurf seinen Beyfall, fand es aber der Republick unanständig, von einem fremden Hofe Vorschriften zu erhalten, und höchst unwürdig Theil an der Intrigue zu nehmen, dem König durch eine Farce seine Gemahlin zu entreissen. Zum künftigen König schlug er den französischen Herzog von Longueville vor, der sich durch seinen kriegerischen Muth ausgezeichnet hatte; und auch mit diesem war die Königin zufrieden, um nur ihre Krone zu behalten. Diese Beschlüsse blieben jedoch sowohl dem König Michael, als dem Wiener-Hofe verborgen.

Der König war indeß durch die Bewegungen der

Türken genöthigt, einen Reichstag zusammen zu rufen. Hier muste er die bittersten Vorwürfe anhören. Der Primas selbst überschritt hiebey die Gränzen der Mässigung, und sagte: „Die Nation hat Sie zum Könige „gemacht; und Sie machen diese Nation unglücklich. „Anstatt alles anzuwenden die Ukraine zu beruhigen, „haben Sie dort alles noch mehr aufgebracht. Die Fe„stungswerke von Kaminiec, dies Bollwerk des Reichs, „haben Sie verfallen lassen. Sie haben Menschen an „Ihrem Hofe und in Ihrem Cabinet, die das Interesse des „Reichs dem ihrigen aufopfern. Es waren Landboten „auf dem Wege, um Sie zu bitten diese öffentliche Pest „zu entfernen, und Sie haben diese Abgeordneten selbst „entfernt. Sie geben die Starosteyen auf eine consti„tutionswidrige Art weg — Welches Vertrauen kön„nen wir nun länger in Ihre Schwüre setzen! Sie ha„ben solche verletzt; wir brechen auch die unsrigen nach „Ihrem Beyspiel." Viele Senatoren sagten nun dem König ins Angesicht, daß er vom Throne steigen sollte.

Ein Zufall gab jedoch dem Monarchen neue Hofnung. Der als Thronfolger vorgeschlagene Herzog von Longueville verlohr im Kriege wider die Holländer sein Leben. Michael benutzte diesen Umstand; er verdankte größtentheils seine Krone dem untern Adel, und diesen rief er nun zu seinem Beystand. Sofort entstand eine grosse Conföderation; an 100,000 dieser Edelleute versammleten sich in der Woywodschaft Lublin. Czarnecky wurde zum Conföderations-Marschal erwählt, auch mit sehr ausgedehnter Vollmacht versehn; und in seine Hände schwuren diese Conföderirten, den König zu vertheidigen. Alle Senatoren und Staatsbeamten wurden zur Vereinigung ein-

geladen, bey Strafe ihre Würden und Güter zu verlieren. Die Frist war kurz und die Bestürzung der Grossen ausserordentlich. Alle richteten die Augen auf Sobiesky, der seine Armee bey Lowitz versammlete. Diese Truppen machten eine Gegen-Conföderation, und schwuren bey dem Namen Gottes und Sobiesky, die Rechte und Freiheiten Pohlens zu vertheidigen, und einen jeden Soldaten, der sich nicht mit ihnen vereinigen würde, als einen Feind des Vaterlandes zu betrachten. Der Primas, der gröste Theil der Senatoren und Reichsbeamten, flüchteten nun in das Lager bey Lowitz, und schlugen hier gleichsam den Sitz der Republick auf, so wie in Roms Bürgerkriegen die Römischen Senatoren, um dem siegenden Cäsar auszuweichen, ihre Zuflucht ins Lager des Pompejus nahmen, und hier einen Senat bildeten.

In diesem höchst critischen Zustande war Pohlen, gerade in dem Anfange eines Bürgerkrieges, der schrecklich zu werden drohte, als die von ihrem Sultan Muhamed angeführten Türken, 150,000 Mann stark, wie eine Fluth einbrachen. Der unwürdige König dachte nicht daran, sein Reich gegen so mächtige Feinde zu vertheidigen, sondern beschäftigte sich bloß mit seinem Haß und seiner Rache. Alle gegen ihn feindlich gesinnten Grossen wurden ihrer Aemter und Würden entsetzt, ihre Güter eingezogen, und die Anführer gerichtlich zum Tode verdammt. Dies letztere Looß traf auch Sobiesky und den Primas; da man aber sehr wenig Hofnung hatte, ihrer mit Gewalt habhaft zu werden, so wurden 20,000 Ducaten auf ihre Köpfe gesetzt. Die Nachricht davon setzte die Truppen in Wuth; sie schwuren auf gekreuzten Säbeln ihren Feldherrn zu rächen. Sobiesky antwortete: „Ich neh-

„me euren Schwur an, aber erst laßt uns das Vaterland „vertheidigen."

Sein erster Schritt war, die Besatzung von Kaminiec ansehnlich zu verstärken, da ihm ein naher Angrif dieses wichtigen Orts wahrscheinlich dünkte; allein der Commandant, ein Anhänger des Königs, wollte die von einem Geächteten gesandte Verstärkung durchaus nicht annehmen. Sobiesky hatte nur 35,000 Mann, und mit diesen war er entschlossen, nach den Umständen zu agiren. Er hatte sich nicht geirrt; Muhamed rückte zuerst mit seiner ganzen Macht auf Kaminiec loß, das der Pohlnische Feldherr jetzt seinem Schicksal überlassen muste. Er sah mehr Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, wenn er den 100 000 Tatarn entgegen gienge; diesen wegen ihres Verwüstungs-Systems furchtbaren Kriegern, die unter Anführung ihres Chans Selim Giray, eines durch Kenntnisse und Charakter ausgezeichneten Fürsten, den Türken gefolgt waren, sich in drey grosse Corps getheilt hatten, und so die südlichen Provinzen von Pohlen verheerten. Das Haupt-Corps commandirte der Chan selbst, die andern beyden seine Söhne Nuradin und Galga. Sobiesky stieß auf den erstern in der Woywodschaft Lublin, und erfocht einen glänzenden Sieg. Nuradin entkam mit genauer Noth, und rettete sich mit dem Rest seiner Truppen zu seinem Bruder, der in der Bestürzung so fort nach dem Dniester zu aufbrach, um sich mit seinem Vater zu vereinigen; allein Sobiesky kam ihm durch starke Märsche zuvor, griff ihn bey Nimirow an, und erfocht einen vollkommenen Sieg. Er ließ nun seine Infanterie auf dem Schlachtfelde zurück, und verfolgte die Flüchtlinge allein mit seiner Cavallerie. Vergebens ver-

suchten die Tatarn bey Grudeck und Komarne Stand zu halten; sie wurden in beyden Gefechten zurückgeschlagen, und rastloß verfolgt, und so gieng die Jagd über den Dniester, über die Flüsse Stry und Chewitz, biß die flüchtigen Tatarn zum Hauptlager des Chans stiessen.

Selim war betroffen, und trat gleich seinen Rückmarsch an; er fürchtete ein neues Treffen, das ihn in Gefahr setzte, die unermeßliche Beute zu verlieren, die sich in seinem Lager befand. Es waren Kostbarkeiten aller Art, Gold, Silber, Pelzwerke, Pferde, Schlachtvieh, und überdies 30,000 zu Sklaven gemachte Pohlen von jedem Stande, Alter und Geschlecht. Aber die Rettung eben dieser Beute war der Gegenstand des Sobiesky, der die feindliche Armee beständig verfolgte, biß er in einer Schlucht am Fuß der Carpathischen Gebürge einen sehr vortheilhaften Ort zum Angrif fand. Die Tatarn konnten sich hier nicht entwickeln, und erlitten eine schreckliche Niederlage; sie liessen 15,000 Todte auf dem Plaz, eine grosse Menge wurde zu Gefangenen gemacht, und ihre ganze zusammengeschlepte Beute gieng verlohren. Dies veranlaßte eine sehr rührende Scene. Die 30,000 unglücklichen Pohlen, die als Sklaven der Tatarn, nie mehr gehoft hatten, die Ihrigen und ihr Vaterland wiederzusehn, und mit Ketten belastet, einem elenden Leben entgegen sahen, erhielten jetzt ihre Freiheit wieder. Im Taumel ihrer Freude fielen sie in grossen Schaaren zur Erde, um ihrem Erretter zu danken, der selbst auf die Knie fiel, und die Hände zum Dank gen Himmel streckte.

Sobiesky gieng nun mit seiner siegreichen Armee auf die Türken loß, die Kaminiec erobert hatten, und jetzt im

Innern von Pohlen eindringen wollten. Muhamed hatte sich bey Budziac gelagert. Ihn hier anzugreifen war der Entwurf des Pohlnischen Feldherrn, allein der König Michael, der mit seinem Heer von Edelleuten in dieser critischen Zeit ganz unthätig gewesen war, fürchtete weniger die Eroberungen der Türken, als die Triumphe des Sobiesky, und schickte deshalb Abgeordnete ins Lager des Sultans, um von ihm den Frieden zu erflehn. Er wurde auch bewilligt; allein unter sehr harten Bedingungen, die Kiuperli vorschrieb. Pohlen entsagte durch diesen Friedens-Tractat dem Besitz von zwey grossen Provinzen, der Ukraine und Podolien, und verband sich zu einem jährlichen Tribut von 22,000 Ducaten, mit dem Zusatz, daß dies Geld alle Jahr im November, vom Jahr 1673 an, durch einen Pohlnischen Gesandten an die Pforte geschickt werden sollte; und diesen schändlichen Tractat unterzeichnete der König gegen die Grundgesetze des Reichs, die bey Krieg und Frieden die Zustimmung der Nation verlangen. Muhamed und Kiuperli giengen nun nach Constantinopel zurück, nachdem sie 80,000 Mann im Lager bey Chozim zurück gelassen hatten.

Der König war jedoch für die Folgen des Bürgerkriegs besorgt, der jetzt wieder seinen Anfang nehmen sollte. Er schickte daher dem Feldherrn und der Armee Befehl zu, ihm einen neuen Eid zu leisten, unter dieser Bedingung wollte er alles vergessen, und den Geächteten ihre Güter und Würden wiedergeben. Sobiesky, dem alles anlag, seine Vortheile zu nutzen, und der Dictator Pohlens zu seyn, war jedoch dazu nicht geneigt; er wünschte das Blut seiner Landsleute zu schonen, und bewilligte daher das Ansinnen des Monarchen; allein er

verlangte seiner Seits auch vom König einen neuen Eid, den aber Michael für eine Beleidigung hielt. Nur auf die Bitten seiner Gemahlin und auf die Ermahnungen des Pabstes Clemens X bequemte er sich, Sobiesky nach Warschau auf einen Friedens-Reichstag einzuladen. Diese Entfernung von der Armee schien seinen Freunden bedenklich; allein der Besieger der Tatarn kannte keine Furcht; er gieng nach Warschau, wo ihn der König mit verstellter Höflichkeit empfieng, die der Feldherr kalt erwiederte.

Der Reichstag zeigte große Scenen. Sobiesky führte keine persönlichen Beschwerden; desto nachdrücklicher aber waren seine Klagen in Gegenwart des Königs über die schändliche Staatsverwaltung und über den ehrlosen Friedenstractat. Er appellirte an die Republick, die ihn nicht unterzeichnet hatte, und erklärte ihn daher für nichtig. Viele Senatoren zitterten bey diesem Vorschlag; selbst die Feinde des Königs erschracken darüber, sprachen von der Macht des Sultans, von den 80,000 Feinden, die noch an den Gränzen stünden, von dem schlechten Zustande der Finanzen, und von der Wuth der Türken nach einem solchen Friedensbruch. Die mehr Entschlossenen sprachen von Aufschub, und von Maaßregeln zu Allianzen und Subsidien. Sobiesky erwiederte: „Wir haben „noch Muth und Säbel. Laßt uns nicht warten, bis „der Feind zu uns kommt. Wir müssen ihm entgegen „gehen." Der Feldherr unterstüzte dies durch viele Gründe in einer vortreflichen Rede; er verlangte nur 60,000 Mann, um die Nation vom türkischen Joche zu befreyen, und bestand darauf, in dieser Noth den im Schloß von Cracau befindlichen Schatz zu benutzen, um

so mehr, weil er sonst Muhamed in die Hände fallen dürfte. „Ihr wollt, sagte er, eine günstigere Gelegen„heit, Allianzen und Subsidien abwarten; allein Unter„handlungen erfordern Zeit; das Künftige ist ungewiß, „und nur das Gegenwärtige ist in unsrer Macht. Eure „Vorfahren hätten den Tod der Sklaverey eines einzigen „Jahres vorgezogen."

Diese Rede und das grosse Ansehn des Redners in der Versammlung, riß alles mit sich fort; der Tractat von Budziac wurde für nichtig erklärt, und der Friede gebrochen. Die Minister und Günstlinge des Königs, die den Feldherrn tödlich haßten, sezten jezt ihrer Rache keine Gränzen mehr, da er alle ihre Maaßregeln vernichtete, und mit Schande bedeckte. Um diese Schmach von sich abzuwenden, machten sie einen verzweifelten Versuch. Es ward ihnen nicht schwer, unter den Landboten einen verwegenen Menschen zu finden, der gegen eine große Belohnung es auf sich nahm, öffentlich im Senat eine schändliche Rolle zu spielen. Loczinsky trat auf und sagte, er habe der Republick ein großes National-Verbrechen anzuzeigen, einen Verräther, der die Türken und Tatarn herbeygerufen, und Kaminiec für 1200,000 Gulden * verkauft hätte; er selbst habe die mit diesem Geld beladenen Wagen gesehen, die den Weg nach Zloczow (einen Landsitz des Sobiesky) genommen, desgleichen sey er zufällig bey einem Officier im Dienst des Groß-Feldherrn, eines Wechsels ansichtig geworden, dessen Betrag aus Constantinopel, für einen Pohlnischen Magnaten erwartet wurde. Mit großem Leidwesen müste er daher den Kronfeldherrn Sobiesky der Verrätherey anklagen.

* 200,000 Reichsthaler.

Nur ein Wahnsinniger konnte im Ernste eine solche Beschuldigung vorbringen, und nur Blödsinnige konnten sie glauben; sie war indeß hinreichend, die Feinde und Neider des Feldherrn in Bewegung zu setzen. Die Bestürzung war ausserordentlich und allgemein; nur Sobiesky zeigte keine. Er wandte sich an den König und an die ganze Versammlung mit folgenden Worten: „Wenn „ich schuldig bin, so muß ich gestraft werden, und bin „unwürdig mehr im Senat zu sitzen. Ich entferne mich „also, und werde mein Hauß nicht verlassen, bis ich „überwiesen, oder gerechtfertigt seyn werde."

Diese kurze aber nachdrückliche Rede brachte die Senatoren zur Besonnenheit. Es muste selbst den Gleichgültigsten auffallen, daß derjenige nicht Kaminiec verkauft haben konnte, der so eifrig bemüht gewesen war, die Besatzung zu verstärken; daß der Mann, der die Tatarn so rastloß verfolgt, und ihr großes Heer fast aufgerieben hatte, sie nicht herbeygerufen haben konnte; und daß der Pohlnische Patriot, der jezt die Vernichtung des Tractats mit Muhamed bewirkt hatte, nicht ein Freund dieses Sultans sey. Auch erhob sich die Majorität des Senats, die Entfernung des Sobiesky zu hindern, und ihn zu beschwören, diese Verläumdung zu verachten. Der König that Ehrenhalber ein Gleiches, und stieg deshalb vom Thron herab; allein Sobiesky war unerbittlich und entfernte sich mit dem Primas und allen seinen Freunden. Der Ankläger wurde auf der Stelle in Verhaft genommen, und die Untersuchung der Sache vier Senatoren und acht Landboten übertragen. Loczinsky konnte nicht das geringste beweisen, nicht einmahl durch Aufstellung falscher Zeugen; er widersprach sich beständig und er-

klärte endlich geradezu, daß die Beschuldigung ungegründet sey, und daß er durch große Versprechungen zu seiner Rolle vermocht worden wäre; er nannte auch einige Personen, die hohe Staatsämter bekleideten. Nun drohte der Proceß ernsthaft zu werden; allein der großmüthige Sobiesky schlug sich ins Mittel. Jezt begab er sich in den Senat, und bat dringend, da er nunmehr hinreichend gerechtfertigt wäre, alles weitere Verfahren einzustellen, das viele Familien unglücklich machen, und der öffentlichen Ruhe nachtheilig seyn könnte; hiezu fügte er die Bitte, seinen Ankläger zu begnadigen. Je mehr man den Werth dieser Handlung erkannte, je weniger war man geneigt, das Verlangen zu erfüllen, und Loczinsky wurde zum Tode verdammt. Die Hinrichtung hieng jezt von dem Befehl des Großfeldherrn ab; und nun war das Leben des Missethäters gerettet; der sogar seine völlige Befreyung erhielt. Seine vornehmen Mitschuldigen entgiengen der Strafe, weil sich Sobiesky mit der Aeusserung ihrer Reue begnügte.

Jezt war Pohlen am Scheidewege seines Schicksals. Es muste sich durch ausserordentliche Anstrengungen retten, oder untergehn. Man dachte daher in dieser Crisis auf nichts, als auf die Kriegsrüstung; und da man mit Anschaffung der Gelder anfangen muste, so wurden die in Cracau befindlichen National-Reichs-Kleinodien nach Warschau gebracht. Es waren kostbare in Gold gefaßte Steine, die man in jener Krönungsstadt, seit Jahrhunderten aufbehalten hatte, und die jezt zur Errichtung der Armee aufgeopfert wurden. So gering waren jedoch damahls, troz alles Luxus, die Kenntnisse und Cultur in Pohlen, daß man vor der Vertheilung dieser Edelsteine,

Leute aus Wien, Breslau und Venedig kommen ließ, um den Werth der verschiedenen Artickel zu bestimmen. Da diese Gelder zu den neuen Bedürfnissen nicht zureichten, so schritt man zu Kriegssteuern, die auch aus Furcht vor den Türken willig bezahlt wurden.

In Pohlen gieng durch die rastlose Thätigkeit des Sobiesky alles geschwinder, als in Lithauen, wo, zu seinem großen Leidwesen, der Aufbruch der Truppen bis zum September verzögert wurde. Der Sommer war vorüber, und jezt wollte man den Feldzug eröfnen. Zu diesem nachtheiligen Umstand kam noch ein andrer. Der König war auf das immer zunehmende Ansehn des Groß-Feldherrn eifersüchtiger als je, und beschloß, um dieses zu schwächen, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. Seine erste Handlung gleich nach seiner Ankunft ins Lager bey Lemberg zeigte schon die Geistesschwäche dieses Monarchen. Er hielt einen Kriegsrath, worinn er die Frage aufwarf: ob es rathsam sey, eine so furchtbare Macht als die Türken zu reitzen? Seine eignen Minister waren über diese jezt so unzeitige Aeusserung erstaunt; auch nahm der zu seinen Günstlingen gehörige Großkanzler Olsowsky gleich das Wort, und sagte: „Wir „sind über den Rubicon gegangen; jezt ist es nicht mehr „Zeit, hinter uns zu sehen." Der Großfeldherr von Lithauen Pac, der auf den Ruhm des Sobiesky nicht minder als der König eifersüchtig war, sagte ironisch: „Ich „habe meine Truppen mit dem Nöthigen auf sieben Jahre „versehn, und bedaure nur bey diesem Kreuzzuge, daß „das wahre Kreuz Christi nicht mehr in Jerusalem ist." Sobiesky gab endlich der Berathschlagung eine andre Wendung, und sagte: „Ich erwartete ganz andre Gegen-

„stände der Untersuchung. Wollen wir erst hier in un-
„serm Conseil prüfen, was die versammlete Nation be-
„reits entschieden hat? Nein! wir wollen nicht den Ge-
„horsam vergessen, den wir der Republick schuldig sind.
„Alles ist angeordnet, nur bedarf es der Ausführung.
„Wir haben schon zu viel Zeit verlohren."

Der König musterte nun die Truppen, und war sehr freundlich gegen sie; allein diese Höflichkeit eines allgemein gehaßten Fürsten fiel auf einen unfruchtbaren Boden; die Armee erwiederte sie nicht; auch erhielt er noch andre Zeichen ihrer Verachtung. Dies wirkte auf ihn so sehr, daß er mit einem Todesschweiß bedeckt hinsank, und die Musterung nicht endigen konnte. Er wurde nach Lemberg gebracht, und nun war die Armee von ihm befreyt, die sich gleich in Bewegung sezte.

Nach einem Marsch von sechs Wochen langte Sobiesky an den Ufern des Dniesters an. Die Truppen aber, die bisher zufrieden gewesen waren, fiengen jezt an zu murren, da der Winter sich zeigte, die Lebensmittel seltener, und die Wege schwieriger wurden. In der That war die Erschlaffung des Muths nicht ohne Grund. Man hatte bey zunehmendem Mangel angeschwollene große Flüsse, ungeheure Wälder, und die Carpathischen Gebirge zu passiren, um sodann erst, nach allen glücklich überstandenen Schwierigkeiten, mächtige Heere aufzusuchen. Die bey der Armee befindlichen Anhänger des Hofes, verbunden mit den vornehmen Neidern des Sobiesky, unterhielten diese Unzufriedenheit. Es wurde ein Kriegsrath verlangt, und hierin schlug man den Rückzug vor. Der Feldherr both alle seine Beredsamkeit auf, den Ober- und Unter-Befehlshabern seiner

Armee die Schande eines solchen Marsches und die Folgen zu schildern. Er sagte, schon wäre ein Aga unterwegs, um den Tribut vom König zu fordern, und ihm den Caftan zu bringen, der die vornehmen Sklaven der Pforte bezeichnet; für Lebensmittel hätte er gesorgt, und noch wäre nicht die ganze Macht des Sultans in Bewegung; nur 80,000 Mann stünden bey Choczim, und diese müste man besiegen. „Wenn, sagte er, am Ende seiner „Rede, die Officiere mich verlassen, so schmeichle ich „mir doch, daß die Soldaten, mit denen ich so oft unsre „Feinde überwunden, mir folgen werden." Der Lithauische Feldherr Pac machte hierauf mit seinen Truppen Anstalten zum Rückmarsch; nur durch die eifrigsten Vorstellungen gelang es Sobiesky, den Marsch zu verhindern. Der Uebergang über den Dniester wurde nun beschlossen. Ein andrer Geist bemächtigte sich der Truppen; sie konnten jezt nicht geschwind genug über den Fluß kommen, und wollten herüber schwimmen. Mehrere verlohren bey dem Versuch das Leben, und nur mit Mühe konnte man sie solange zurückhalten, bis eine Brücke von Fahrzeugen vollendet war.

Der Marsch gieng nun über den Fluß und durch die schrecklichen Wälder der Bucowina. Hier stieß die Armee auf einen Abgeordneten des Sultans, dessen Gesandtschaft die grosse Verschiedenheit der politischen Künste jener Zeit in Vergleichung mit der unsrigen auffallend zeigt. So lange auch die Pohlen mit ihrer Kriegsrüstung gezögert hatten, und so ernsthaft auch die Anstalten dazu in dem ganzen Umfang des Reichs gewesen waren, so wußte man dennoch nichts von diesem Bruch in Constantinopel, und ahnete ihn hier so wenig, daß man diesen Abgeordneten

mit voller Zuversicht nach Warschau schickte, um die erste Zahlung des Tributs einzufordern. Sobiesky ließ ihn seine Reise fortsetzen, marschirte längs dem Pruth, und traf endlich (am 9ten November 1673) bey Choczim ein, wo sein Vater bereits ein Siegsdenkmahl hinterlassen hatte. Hier befanden sich zur Deckung der Gränzen 80,000 Türken unter Anführung des Seraskiers Hussein, in einem stark verschanzten Lager; es waren gröstentheils kriegserfahrne Truppen, die auch Candia erobert hatten. Die ganze umliegende Gegend war erschöpft worden, um Ueberfluß ins türkische Lager zu bringen; daher die Pohlnische Armee nichts fand, und an allem Mangel litt. Dieser Umstand der Entfernung von allen Hülfsquellen bey einer Niederlage, die Ungleichheit der Zahl, bey den entgegengesezten Heeren, und die Bestandtheile des Pohlnischen, bey welchem die im Kriege gedienten Soldaten nicht in grosser Menge waren; alles dies veranlaßte jezt an den Gränzen des Ziels, schreckliche Besorgnisse. Man hielt wenig Stunden nach der Ankunft der Armee noch in der Nacht Kriegsrath, worin der Feldherr Pac es eine Verwegenheit nannte, die ganze Macht der Republick ihrem gewissen Untergange auszusetzen. Er fügte die Erklarung hinzu, daß er bey Anbruch des Tages mit seinen Lithauern zurückmarschiren würde. Sobiesky bewieß seinem wankelmüthigen Collegen, daß jezt ein Rückzug im Angesicht des Feindes viel gefährlicher, als ein Angriff wäre, der jezt durchaus erfolgen müste; auch sollte dieser bloß mit den Pohlen, ohne Pacs Beystand geschehen, nur bäte er ihn so lange noch zu bleiben, um Zuschauer der grossen Scene zu seyn. Diese bestimmte Erklärung wirkte; Pacs Ehrgeitz wurde wieder rege; er blieb, und sogleich wurden alle Anstalten zur Schlacht gemacht.

Der Angriff des Lagers zeigte den Prospect eines schrecklichen Blutbades. Um dies zu vermindern, wünschte Sobiesky die Türken auf die Ebne zu locken; sie blieben aber unbeweglich in ihren Verschanzungen. An der Seite derselben befand sich ein abgesondertes Lager von 8000 Mann Moldauer und Wallacher, unter Anführung ihrer Fürsten. Diese, von dem Seraskier Hussein gröblich gemißhandelt, gaben blos der Rache Gehör, und giengen im Angesicht der erschrockenen Türken mit allen ihren Truppen zu den Pohlen über. Die Witterung war sehr kalt, und es fiel ein gewaltiger Schnee. Beide Heere standen ganz nahe an einander, und blieben doch troz der Kälte den ganzen Tag und die folgende Nacht unterm Gewehr.

Die an einen milden Himmel gewohnten Türken litten bey dieser Wachtordnung weit mehr von der Kälte, als die Pohlen; sie überliessen sich dem Schlummer, und sehr deutlich wurde man bey anbrechendem Tage die in ihrem Lager herrschende Ruhe gewahr. „Dies ist der Augen„blick, den ich erwartet habe," sagte Sobiesky, und sogleich gab er Befehl zum Angriff. Da die Truppen etwas zögerten, rief er sein Dragoner-Regiment, das er selbst zum Kriege abgerichtet hatte, ließ es absitzen, stellte sich selbst an die Spitze, und so erstieg er eine Verschanzung. Dies Beispiel belebte die Infanterie, die sogleich herbeistürzte, und von allen Seiten auch in die Verschanzungen drang, während daß der Palatin Jablonowsky mit der Cavallerie das türkische Lager umgieng, und sich von hinten zu auch den Eingang bahnte. Die betäubten Feinde thaten nur geringen Widerstand, biß die unbehutsamen Pohlen ihn selbst erzeugten. Sie scheiterten an der Klippe, deren Vermeidung in der Stunde des Siegs, das

grosse Criterium der militärischen Disciplin ist. Das türkische Lager strozte von Beute und Reichthümern; die Habsucht ungeordneter Soldaten kennt bey einem solchen Anblick keine Geduld, und so wurde es geplündert. Die Türken benuzten diese kostbare Zeit sich zu sammlen, und nun war es nicht schwer, die auf die Sicherheit ihrer Beute bedachten Pohlen zurückzutreiben. Die Ordnung wurde bey ihnen jedoch wieder hergestellt, und endlich der Sieg für die Pohlen völlig entschieden.

Gleich im Anfange der Schlacht war Sobiesky bedacht, die Niederlage der Feinde so vollkommen als möglich zu machen; er wollte ihnen den Rückzug abschneiden, und ließ daher durch ein Corps die Brücke über den Dniester besetzen. Die dahin fliehenden Türken kamen nun in der grösten Unordnung zurück; allein nicht durch Verzweiflung getrieben; sie suchten bloß sich zu retten. Nur ein Felsenweg war dazu übrig, wo sich jezt Reiter und Fußsoldaten von einer beträchtlichen Höhe herabstürzten; andere flüchteten nach dem Fort zu, wo man sie aber auch nicht aufnehmen wollte. Ein Theil der Cavallerie warf sich in den Fluß, da dann viele in den Fluthen ihren Tod fanden. Auch einige tausend Mann von der Pohlnischen Reiterey stürzten sich in den Dniester, um den fliehenden Feind zu verfolgen, der keine andre Sicherheit vor sich sah, als unter den Mauern von Kaminiec. Hier erst sammlete sie der schwer verwundete Seraskier, der auch glücklich entkommen war. Die Pohlen machten eine unermeßliche Beute; sie zählten an diesem Tage 6000 Todte und Verwundete; von den Türken blieben 26,000 auf dem Schlachtfelde, und 10,000 wurden von den Fluthen verschlungen.

Der sonst so edelgesinnte Sobiesky begieng nun eine barbarische That, die die Erinnerung an die Manen seiner hingeopferten Verwandten erzeugte. Er hatte geschworen, ihr Rächer zu seyn. Am Ende eines feyerlichen Hochamts, das im Prachtzelte des türkischen Heerführers gehalten wurde, ließ er eine Anzahl Gefangener niederhauen, unter denen sich mehrere vornehme Bassen befanden; auch sandte er Befehle in die umliegende Gegend, bey Todesstrafe keinem Entflohenen einen Zufluchtsort zu gestatten. Die mit Reichthümern und Kriegsvorräthen angefüllte Festung Choczim, worin sich viele Griechen, Armenier und Juden befanden, wurde nun aufgefordert; mit der Drohung, bei einem Widerstande alles niederzusäbeln. Ein gefangener Bassa begleitete diese Botschaft. Die Türken verlangten zu capituliren, und forderten einen freyen Abzug nach Kaminiec mit vierzig beladenen Wagen. Der Bassa überbrachte diese Bedingungen zitternd dem Sobiesky, und beschwur ihn mit thränenden Augen an den Unbestand des Kriegsglücks zu denken. Der Pohlnische Feldherr glaubte seine Rache befriedigt zu haben, und bewilligte alles.

Der König lag in dieser Zeit immer noch krank in Lemberg. Seine Krankheit wurde bald sehr gefährlich; die Aerzte hatten keine Hofnung mehr, und die Günstlinge waren in Verzweiflung; sie fürchteten nach dem Tode des Königs mehr den strengen Sobiesky, als die Türken, von deren Schicksal sie noch nichts wußten. In dieser Lage der Dinge kam der mit allen Ereignissen unbekannte, zum Tribut fordern Abgeordnete des Groß-Sultans in Lemberg an. Der Monarch war nicht im Stande Audienz zu geben, die jedoch der alle Vorstellungen verach-

tende Türke mit grossem Stolz durchaus verlangte. Er bestand darauf vor das Bette des Königs gelassen zu werden, um ihm persönlich den Brief des Großsultans und ein Kistgen zu übergeben. Die Minister waren in der grösten Verlegenheit; sie fürchteten nicht sowohl den Inhalt, als die im Vasallen-Styl geordnete Form des Briefes, und den im Kistgen muthmaßlich liegenden Caftan, als das Zeichen der Knechtschaft. Man war überzeugt, daß eine solche Audienz den Tod des Königs beschleunigen, und die Pohlnische Nation mit Schande bedecken würde. Es blieben nun gegen den Aga allein höfische Waffen übrig: Verstellung, Vorspiegelung von kostbaren Geschenken, und grosse Schmeicheleyen; und diese Waffen wurden auch mit Erfolg gebraucht, um Zeit zu gewinnen. Der Türke glaubte immer noch den König in der Besserung, als er seinen Tod erfuhr.

Sobiesky benutzte indeß seine grossen Kriegsvortheile. Er erfuhr, daß die Pforte ihrer Armee bey Choczim 10,000 Mann zu Hülfe geschickt hatte, die auch über die Donau gegangen waren, und sich näherten. Der Pohlnische Feldherr nahm bloß einige tausend Mann Cavallerie, ohne alle Bagage, und eilte den Feinden entgegen, diese aber hatten jetzt keine Lust sich mit den Pohlen zu schlagen durch die Nachricht von der Niederlage bey Choczim erschreckt, hatten sie bereits schleunig ihren Rückmarsch angetreten. Sobiesky konnte sie nicht mehr erreichen; sein Endzweck war jedoch erfüllt, und auch diese Feinde waren aus Pohlen vertrieben.

Die Abwesenheit des Feldherrn von seiner Armee hatte nur zwölf Tage gedauert; diese kurze Zeit war aber hin-

reichend gewesen, grosse Unordnung zu erzeugen. Der durch den Neid gegen seinen Collegen gefolterte Pac wollte die Nachricht von dessen neuen Lorbeern nicht abwarten; er hatte sich daher mit seinen Lithauern entfernt, und war im vollen Marsch nach Hause. Dies unwürdige Betragen und die Verminderung von beynahe der Hälfte der Pohlnischen Armee vernichtete jedoch nicht die Plane des Sobiesky. Er wollte seine Vortheile nun allein mit den Pohlen verfolgen, die ihm ganz ergeben waren, und davon so viele Beweise gegeben hatten. Diese Zuneigung aber stritt jezt mit ihrer Habsucht; sie waren für ihre Beute besorgt, und wünschten solche in Sicherheit zu bringen; hiezu kam die rauhe Jahreszeit im December. Vielleicht aber wäre es dennoch dem Feldherrn gelungen, sie zu seinem Zweck zu vermögen, allein die so eben im Lager eingetroffene Nachricht von dem Tode des Königs, gab einen treflichen Vorwand zum Rückmarsch. Alle verlangten ihn nun; nur Sobiesky, obwohl ihm das königliche Wahlgeschäft gar nicht gleichgültig seyn konnte, wollte sich nicht bequemen, die errungenen Vortheile ungenuzt zu lassen. Er opferte seinen Ehrgeiz, der ihm eine Krone im Prospect zeigte, ganz dem Patriotismus auf. Sein Entwurf war diesen Winter die Türken vollends aus der Ukraine zu vertreiben, und Kaminiec zu erobern. Er stellte der Armee vor, daß ihre Gegenwart zur Königswahl noch nicht vonnöthen sey, da diese erst im Frühling vor sich gehen könnte. Schon wankten die Truppen, und der Feldherr rüstete sich zum Vorrücken, als er vom Primas als Interims-Regenten des Reichs den Befehl erhielt, mit der Armee zurückzumarschieren. Dieser Befehl, der nach der Staatsverfassung Gehorsam erheischte, entschied den Rückmarsch, aber auch das Schicksal der Moldauer

und Wallacher, die dadurch den durch ihre Verrätherey aufs höchste erbitterten Türken Preiß gegeben wurden. Sobiesky fühlte diese ihre schreckliche Lage, allein sein Wille war jetzt beschränkt; er ließ jedoch zu ihrem Schuz 8000 Mann zurück, die aber die Rache der Türken nicht lange abzuwenden vermochten. Nach diesem glorreichen Feldzuge, der einen mächtigen Feind sehr schwächte, den schändlichen Kron-Tribut annullirte, grosse Provinzen von fernerer Verheerung rettete, Pohlen von dem bereits auferlegten türkischen Joche befreyte, kam Sobiesky nach Lemberg, wo er als der Retter seines Vaterlandes mit ausserordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde.

Seine Feinde und Neider fürchteten, daß die Nation im Taumel ihrer Dankbarkeit ihn zum Könige wählen könnte. Besonders besorgte dies der Lithauische Feldherr Pac und sein Bruder der Großkanzler; mehr aber als alle die Königin, die immer noch Vermählungs-Absichten hatte, und deren Herz durch königlichen Stolz und Liebe gefoltert war. Um daher die gefürchtete Wahl nachdrücklich zu hindern, begieng man eine für Pohlen schimpfliche Handlung. Die Lithauer, an deren Spitze die Brüder Pac standen, schlossen gleich bey Eröfnung des Reichstags, einen jeden Piasten von der Wahl aus. Sie sagten: „Die „Republick hat neuerlich unter der Regierung eines Pia„sten so viel gelitten; wir müssen daher nothwendig einen „Ausländer zum König haben." Die Pohlen wollten jedoch von dieser Ausschliessung nichts hören; die Lithauer aber bestanden auf diesem Punkt, und droheten einen Eingebohrnen nicht als König anzuerkennen. Sie wurden ruhig, da sie sahen, daß Sobiesky keine Ansprüche auf

die Krone machte, und auch keinen Schritt that, der eine solche geheime Absicht vermuthen ließ.

Pohlen war nun abermahls das Augenmerk aller Europäischen Fürsten, die nach Kronen trachteten. Selbst mächtige Monarchen, die nicht hoffen konnten, ein so grosses Reich zu einer Provinz zu machen, nahmen wenigstens Theil an der Wahl, um solche nach ihrem Staats-Interesse, oder nach Hofgunst zu lenken. Noch nie waren hier so viel Kron-Candidaten aufgetreten, als diesmahl. Der mit dem Besitz einer Krone verbundene Zauber, wirkte nahe und ferne mit hinreissender Macht, und warf auf Pohlen einen sonderbaren Glanz. Die Bittenden legten ihren Fürstenstolz ab; sie scheuten keine Demüthigungen, und bewafneten ihre Gemüther gegen verächtliche Abweisungen, die immer mit dieser Kronbewerbung verbunden waren. Ohne die kleinen zu rechnen, meldeten sich nicht weniger als zehn auswärtige Prinzen, alle aus grossen regierenden Häusern. Es waren: der Prinz von Savoyen; der Herzog von Modena; Abasse der Fürst von Siebenbürgen; der Prinz George von Dännemark, der nachher Gemahl der Königin Anna von England wurde; der Prinz Carl von Lothringen, der schon einmahl in Pohlen sein Kronglück versucht hatte, und der Fürst Wilhelm von Neuburg, nachheriger Churfürst von der Pfalz, dessen Vater bey der letzten Wahl auch nicht glücklich gewesen war. Hiezu kamen noch: Don Juan von Oesterreich, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV von Spanien; der Sohn des Czars von Rußland; Wilhelm von Nassau, nachheriger König von Großbritannien, und Carl Emil, der Churprinz von Brandenburg. Die drey erstern hatten aus Mangel an Anhang nur sehr geringe

Hofnung zur Krone; und in Betreff des letztern, blieb es bloß bey einem Versuch, da sein Vater die Bedingung äusserte, daß sein Sohn als König bey der protestantischen Religion verbleiben sollte. Die Intriguen hatten nun ein freyes Feld; den Goldgierigen Magnaten wurden Summen gegeben, den Ehrgeitzigen Aemter und Würden angetragen, den patriotischgesinnten Landesvortheile, und den besorgten Hülfe und Schuz gegen die Türken versprochen.

Der Wetteifer bey diesem Kronhandel, wo einer den andern überboth, war ausserordentlich, und zeigte dem Philosophen ein ungewöhnliches Schauspiel. Wenn man kein Gold anwenden wollte oder konnte, so war man desto verschwenderischer mit Worten und ausschweiffenden Versprechungen, die auch, selbst bey dem besten Willen nicht gehalten werden konnten. Der Prinz von Savoyen ließ es nicht bey Privat-Geschenken bewenden, sondern erboth sich zwey Millionen Pohlnischer Gulden in die Kriegs-Casse zu zahlen, und 5000 Mann auf eigne Kosten biß zu Ende des Türkenkriegs zu unterhalten; auch wollte er alle seine in Frankreich und Savoyen liegend Güter verkauffen, und das Geld zum Besten der Republick anwenden. Der vom Römischen Stuhle unterstützte, und mit mächtigen Häusern verwandte Herzog von Modena, sparte sein Geld und versprach dagegen Allianzen. Der Prinz von Dännemark versprach auch Geldsummen zu den Bedürfnissen des Staats und ein Offensiv-Bündniß mit Dännemark, desgleichen Handelsvortheile, die Pohlen jedoch nicht im Stande war zu benutzen, und die bey den stolzen Magnaten das schlechteste aller Argumente waren. Der Fürst von Siebenbürgen erbot sich funfzehn Millio-

nen Gulden in den National-Schaz zu zahlen, 15,000 Mann auf eigne Kosten biß zum Frieden zu unterhalten, und sein Fürstenthum mit Pohlen zu verbinden. Der Prinz von Lothringen versprach 5000 Mann gegen die Türken zu halten, eine Garde von fünfhundert Pohlnischen Edelleuten zu errichten, eine Ritter-Academie zur Erziehung hundert adelicher Jünglinge zu stiften, zwey Festungen anzulegen, neun Monat lang die Pohlnische Armee zu besolden, und wenn er zum Besitz seiner Herzogthümer Lothringen und Bar gelangte, die Hälfte der Einkünfte dieser Länder bloß der Republick zu widmen. Hiezu kam noch für ihn die dringende Verwendung des Kaysers, dessen Hülfe man gegen die Pforte so nöthig brauchte. Der Grund dieser Verwendung war das Versprechen des Prinzen sich mit der verwittweten Königin Eleonora, der Schwester Leopolds, zu vermählen, die daher auch für ihn eine starke Parthey angeworben hatte.

Der Prinz von Neuburg war von allen diesen Kron-Candidaten der freygebigste in Versprechungen. Er verband sich, die Armee ein ganzes Jahr zu besolden, die sämmtlichen Einkünfte des ihm von seinem Vater überlassenen Herzogthums Jülich für Pohlen zu verwenden, und auf eigne Kosten 20,000 Schweden nebst 6000 Preussen gegen die Türken ins Feld zu stellen.

Nur allein die beyden lezten Kronbewerber konnten sich mit Hofnungen schmeicheln; denn die Anhänger aller andern waren ganz unbeträchtlich. Der Primas, der Lithauische Groß-Feldherr Pac, so wie überhaupt die meisten Magnaten waren für den Prinzen von Lothringen; dagegen aber alle Feinde der vorigen Regierung,

unterstüzt von dem französischen Hofe und dem untern Adel, sich für den Prinzen von Neuburg erklärten. Ganz Pohlen war gleichsam zwischen beyden Partheyen getheilt, und es schien nichts gewisser, als daß einer von ihnen König werden würde.

Aller Augen waren nun auf Sobiesky gerichtet, weil seine Stimme allein auf dieser Waage den Ausschlag zu geben vermochte. Niemand konnte errathen, zu welcher Parthey er sich schlagen würde, und an seine Wahl dachte man gar nicht. Ein Mann seiner Größe, nicht gewohnt dem Beispiel andrer zu folgen, sondern selbst Muster zu seyn, und stillschweigend seinen eignen Weg zu gehn, hatte sich von allen Factionen abgesondert gehalten. Man erstaunte, als er sich jezt gegen beide Prinzen erklärte; er zeigte die Nothwendigkeit, daß die Republick in ihrer jezigen Lage durchaus einen Helden zum Oberhaupt haben müste, und schlug daher den schon ehmals verworfenen Prinzen von Conde zum König vor. Es war vielleicht ein politischer Fechterstreich, um die Wähler zu theilen, und die Augen der Nation auf sich zu ziehen.

Man schrie gegen diesen Antrag, und sparte keine Verläumdungen, den großen Conde herabzuwürdigen. Die Partheyen erhizten sich; ein Bürgerkrieg war zu besorgen. Die Pohlnische Armee stimmte ganz mit ihrem Feldherrn überein, dagegen die Lithauer den Brüdern Pac blindlings folgten. Diese ehrgeizigen Männer wollten ihre Truppen mit der in Schlesien befindlichen Armee des Prinzen von Lothringen vereinigen, und ihn, troz dem Widerstand des Pohlnischen Heeres mit Gewalt auf den Thron setzen.

Der patriotische Sobiesky verabscheute einen Bürgerkrieg. In allem seinen Gegnern überlegen, versuchte er eine neue List. Er erboth sich seine Stimme dem Prinzen von Neuburg zu geben, dabey aber schlug er als Bedingung, und als Vereinigungsmittel aller Partheyen vor, daß die Königin ihre Hand zum Besten der Republick diesem Prinzen reichen sollte. Dies wurde nun der Königin durch Abgeordnete des Senats vorgetragen; allein ihre von der Liebe dictirte Antwort ließ keinen Raum für Hofnungen dieser Art übrig; auch blieben die vornehmsten Magnaten ihrer ersten Wahl getreu.

Nie schien die Ruhe Pohlens entfernter; nie war sie näher. Der Zufall lößte den Knoten auf einmahl. Ein jählinger Tod überraschte den Primas Czartorisky bey einem Festin. Die große Gewalt dieses Interims-Regenten, die Macht und Reichthümer seiner Familie, sein Genie und seine ausserordentlichen Talente, alles verbunden hatten ihn zu einem furchtbaren Gegner des Sobiesky gemacht. Er war die Seele der Parthey von Lothringen gewesen, und mit seinem Tode war aller Zusammenhang der Maaßregeln bey derselben vernichtet. Jezt stritten im Senat, so wie im Landboten-Saal, die Anhänger von Lothringen, von Neuburg und von Conde miteinander um die Wette, und die Unordnung war allgemein.

In dieser Lage trat der Woywode von Rußland Jablonowsky auf; ein Mann, der sich auf den Reichstagen durch Klugheit, so wie im Kriege als General ausgezeichnet hatte, und überdies durch seine Geburt und Reichthümer in grossem Ansehn stand. Er zeigte in einer

schönen Rede das Unschickliche, einen Ausländer aufzusuchen, der weder die Sprache der Pohlen, noch ihre Gesetze, noch ihre Freiheit, noch ihre Sitten und Gebräuche kenne; dabey bezog er sich auf das Bedürfniß der Republick, in ihrer jetzigen äussern Lage, einen Helden zu krönen, und auf die Leichtigkeit der Wahl, die durch erhabene Verdienste so auffallend bezeichnet würde. Der Redner sagte: „Der Held ist unter euern Augen. „Er hat sich selbst vergessen; sollten wir daher an ihn „nicht denken? Alles spricht für ihn. Er ist unter euch „gebohren; eure Grundsätze sind die seinigen; er hat euch „im Senat und auf den Reichstagen durch seine Einsich„ten geleitet; er hat euch so oft zum Siege geführt. Er „hat diese Krone unterstüzt, und wird sie auch mit Würde „tragen. Ihr seyd zu nichts mehr gegen die Königin „Eleonora verpflichtet, da sie den von euch vorgeschlage„nen Gemahl verworfen hat; aber die Verpflichtung ge„gen euer Vaterland bleibt, dessen Wohlfahrt mit So„biesky verbunden ist."

Diese Rede that eine erstaunliche Wirkung. Eine Menge der anwesenden Woywoden, Landboten und andrer, zogen sogleich ihre Säbel und schrien: „Es lebe „Sobiesky. Wir wollen alle sterben, oder er soll unser „König seyn!" Diese lärmende Zustimmung wurde unter den Pohlen bald allgemein; nur die Lithauer wollten daran keinen Antheil nehmen; auch verliessen die Brüder Pac mit allen ihren Anhängern, sofort die Versammlung, um gegen eine Wahl zu protestiren, die nicht einmüthig geschehen war. Keiner der fremden Gesandten war mit dieser Wahl zufrieden, die von den Höfen nicht geahnet wurde, und wovon auch in ihren Instructionen nichts

stand; am wenigsten war es der französische Gesandte Fourbin, der Repräsentant des stolzen Ludwig XIV, der damahls das bis in unsern Tagen fortgesetzte System des Hofes von Versailles gründete, sich in die Angelegenheiten aller Staaten zu mischen; daher auch der Minister gegen die Gemahlin des Sobiesky geradezu äusserte, daß sein Monarch mit der Wahl unzufrieden seyn würde. Diese Dame aber antwortete: „Zufrieden oder nicht; eine „Krone schlägt man nicht aus!"

Die Brüder Pac versuchten alle Mittel zur Widersetzung. Es entstanden unruhige Bewegungen, die die ganze Nacht durch dauerten. Die Entscheidung aber blieb nicht lange aus. Die Lithauer hatten Zeit, ihre Schwäche, und die Häupter ihre Gefahr bey einer fortdauernden Widersetzung zu berechnen; ein Widerstand, der dennoch die Krönung ihres Feindes nicht hindern würde. Schon am folgenden Tage erklärten sie ihre Zustimmung, und gaben solche bald darauf feyerlich auf dem Wahlfelde, und nun war Sobiesky der einmüthig erwählte König der Pohlen, und Großherzog der Lithauer.

Diese große Volkshandlung geschah am 21sten May 1674. Sie war für die Nation die ehrenvollste dieser Art, aber auch die lezte freye Wahl in den Jahrbüchern der Pohlen. Es war ein glänzender Triumph erhabener Verdienste und Tugenden; denn dies allein waren die Ansprüche des Sobiesky, der nicht durch große Monarchen zur Krone empfohlen, nicht durch auswärtige Armeen unterstüzt, wohl aber von mächtigen Neidern umringt war, der sich nicht herabließ, selbst um die Krone zu bitten, sondern ohne Intriguen und Goldausspendungen,

bloß seine Dienste fürs Vaterland reden ließ. Die Geschichte liefert genug Beyspiele von Männern, die nicht zum Herrschen gebohren, durch ihr Genie, durch ihren Muth, und durch die Größe ihrer Talente, sich auf den Thron schwangen, und ihre Mitbürger unterjochten; aber der Beyspiele sind sehr wenige, wo so wie hier, die Wahl einer stolzen, sehr zahlreichen Nation, bey der Austheilung ihrer Krone, ohne allen Einfluß von innen und aussen, geradezu auf den Würdigsten fiel.

X

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Trotz paaret des Tyriers List.
Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwirbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

XI

Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwey dir geöfnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie du bey Zeit noch frey auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

XII

Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' Eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch, kenn' ich süssere Freuden,
Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh?
Leben ist Lebens Lohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! nirgend ein stehender Sumpf.

XIII

Die Königinn.

Soll ich, o Königinn, Dich, um das, was Jedem gefället
Preisen? Ich preis' in Dir, was nur den Göttern gefällt.
Deine Schönheit opferst Du gern der edleren Tugend,
Deine Höhe der Huld sittlicher Grazien auf.
Kronen bietet man Dir; Du kennst der Kronen nur Eine,
Dich. Sie glänzet aus Dir rings in der Liebe des Volks.

XIV

Mars als Friedensstifter.

Bringst du selber o Mars, in deiner Rechte den Oelzweig,
Und des blühenden Horns Freuden die Fülle zurück?
Schild und Bogen und Spieß sind dir zu Fuße gesunken,
Deinen umlorberten Helm träget der ruhige Arm.
Wohl dir! Biete den Zweig der paphischen Göttinn; sie wird dir
Lohnen im seligsten Kuß, was du im Frieden uns schenkst.

Innhalt
des ganzen Jahrganges
1795.

I.

1 Epistel von Göthe. Seite 1

2 Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen von Schiller. 7

3 Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Anonym. 49

4 Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit, von Fichte. 78

II.

1 Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. 1

2 Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst, von Meyer, (Professor in Weimar.) 29

3 Briefe über ästhetische Erziehung. Fortsetzung. 51

4 Epistel von Göthe. 95

5 Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, von W. v. Humboldt. 99

III.

1 Das eigne Schicksal von Herder. 1

2 Dantes Hölle übersetzt von A. W. Schlegel. 22

3 Entzückung des Las Casas oder Quellen der Seelenruhe von Engel. 70

4 Ueber männliche und weibliche Form, von W. v. Humboldt. S. 80

IV.

1 Dantes Hölle. Fortsetzung. 1
2 Ueber männliche und weibliche Form. Fortsetzung. 14
3 Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. 41
4 Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 von Schiller. 68

V.

1 Belagerung von Antwerpen. Beschluß. 1
2 Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters von Woltmann. 15
3 Litterarischer Sanscülottismus. Anonym. 50
4 Das Spiel in strengster Bedeutung von Weißhuhn. 57
5 Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung von A. v. Humboldt. 90
6 Ueber Charakterdarstellung in der Musik, von Körner. 97
7 Kunstschulen, von Herrn Coadjutor von Mainz, Freyherrn von Dalberg. 122
8 Weihe der Schönheit von Voß. 135
9 Sängerlohn, von demselben. 138

VI.

1 Elegien von Göthe. 1
2 Schmelzende Schönheit von Schiller. 45

VII.

1 Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet, von Erhardt. S. 1

2 Dante. Fortsetzung. 31

3 Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. 50

4 Die Dichtkunst von Voß. 77

5 Der Dorfkirchhof von Woltmann. 79

6 Lethe von demselben. 82

7 Saladin und der Sklave von Pfeffel. 85

VIII.

1 Zufällige Ergiessungen eines einsamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde von Friedrich Jacobi. 1

2 Dante. Fortsetzung. 35

3 Ueber die Idee der Alten vom Schicksal von Gros. 75

4 Ueber griechische und gothische Baukunst von Ben David. 87

IX.

1 Das Reich der Schatten von Schiller. 1

2 Beyträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst, von Meyer. 11

3 Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechischen, von Göthe. 30

4 Schwarzburg von Sophie Mereau. 39

5 Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. 45

6 Homer, ein Günstling der Zeit von Herder. S. 53
7 Natur und Schule von Schiller. 89
8 Das verschleierte Bild zu Sais von eben demselben. 94
9 Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten, von eben demselben. 99
10 Der philosophische Egoist, von eben dems. 126
11 Die Antike an einen Wanderer aus Norden, von eben demselben. 128
12 Deutsche Treue v. e. dems. 130
13 Weißheit und Klugheit v. e. dems. 132
14 An einen Weltverbesserer v. e. dems. 133
15 Das Höchste v. e. dems. 134
16 Ilias v. e. dems. 135
17 Unsterblichkeit v. e. dems. 136

X.

1 Herr Lorenz Stark. Ein Charakter-Gemälde von Engel. 1
2 Der rauschende Strom von Herder. 67
3 Pallas Athene von Proklus, übersetzt von Herder. 68
4 Elegie von Schiller. 72
5 Homer und Oßian von Herder. 86
6 Mährchen. Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 108
7 Leukotheas Binde von Herder. 152

XI.

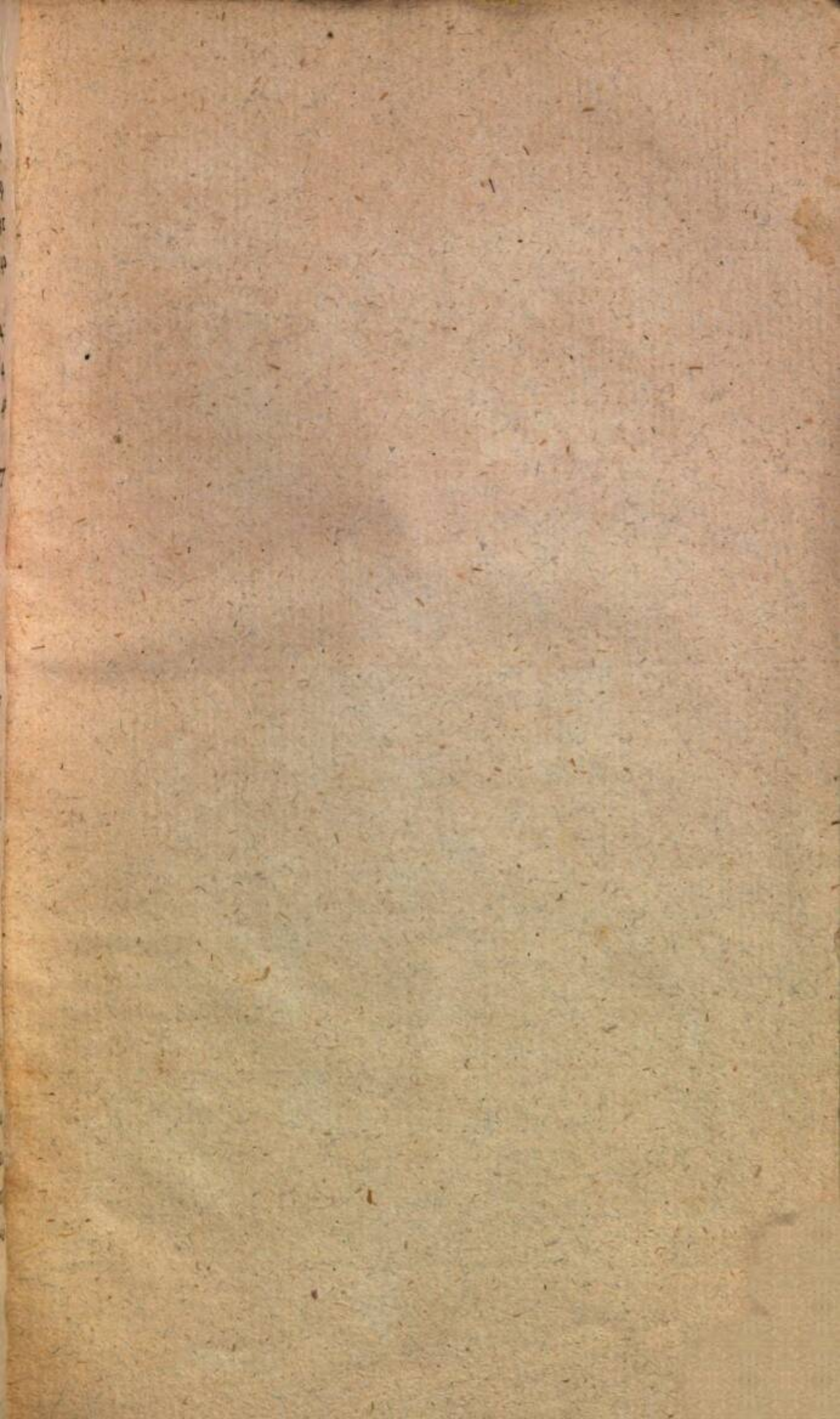
1 Das Fest der Grazien von Herder. 1

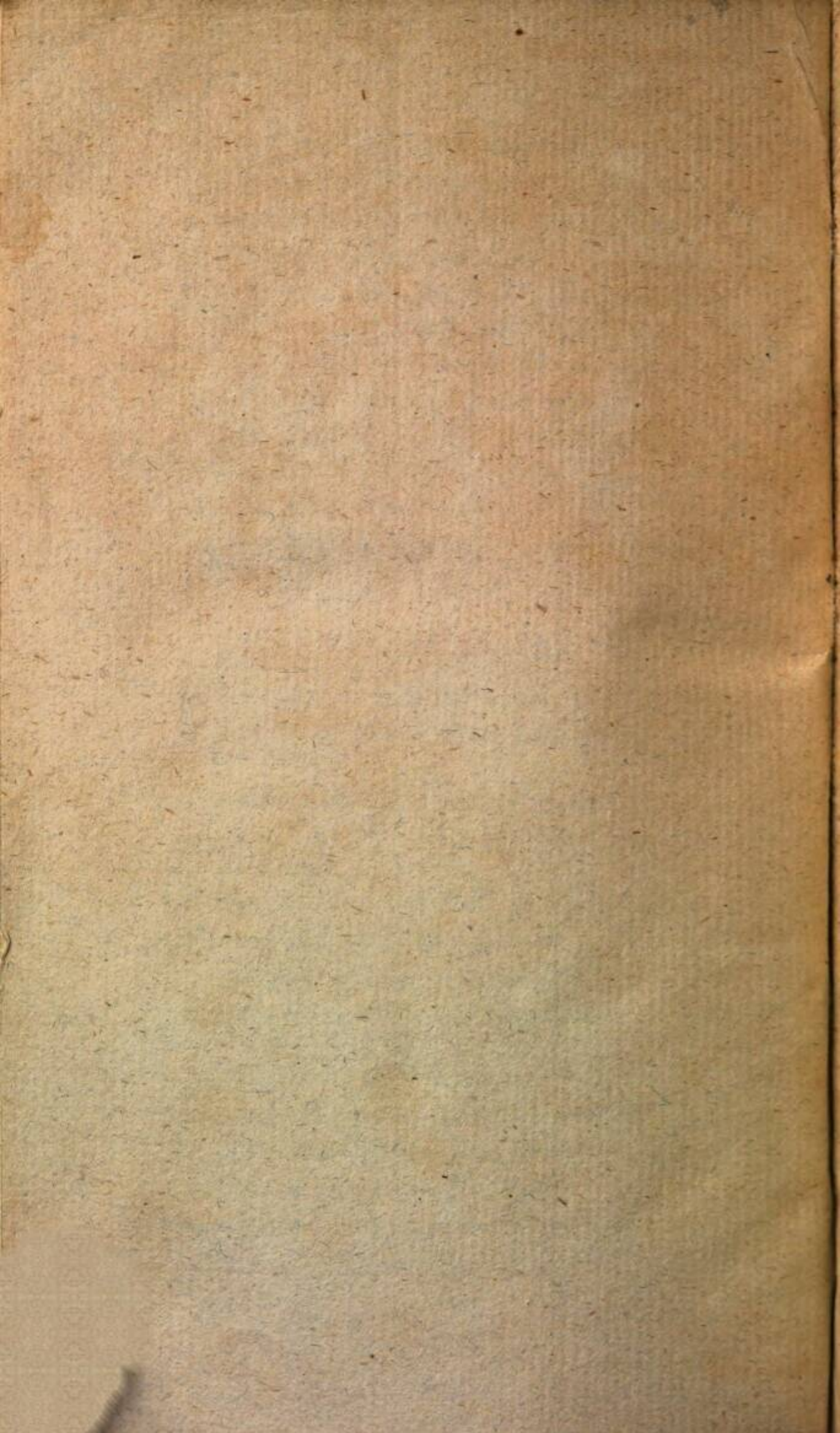
2 Theilung der Erde. Anonym. S. 27
3 Thaten der Philosophen. Anonym. 29
4 Gefahr ästhetischer Sitten von Schiller. 31
5 Theophanie von Schiller. 40
6 Einem jungen Freund, als er sich der Weltweißheit widmete, v. e. dems. 41
7 Archimedes und der Schüler, v. e. dems. 42
8 Ueber das Naive, v. e. dems. 43
9 Briefe über Poesie, Sylbenmaas und Sprache von A. W. Schlegel. 77
10 Die Horen von Herder. 103
11 Der heilige Wahnsinn, von eben dems. 104

XII.

1 Die sentimentalischen Dichter von Schiller. 1
2 Menschliches Wissen von e. dems. 55
3 Die Dichter der alten und neuen Welt v. e. dems. 56
4 Schön und Erhaben v. e. dems. 57
5 Amor und Psyche auf einem Grabmal von Herder. 58
6 Der Gesang des Lebens von eben dems. 60
7 Drey Schwestern v. e. dems. 61
8 Der Skrupel von Schiller. 61
9 Sobiesky. Ein historisches Fragment von J. W. v. Archenholtz. 62
10 Karthago von Schiller. 114
11 Ausgang aus dem Leben von eben dems. 114
12 Der Strom des Lebens von Herder. 115
13 Die Königinn von e. dems. 115
14 Mars als Friedensstifter von e. dems. 115








Österreichische Nationalbibliothek
+Z166071208

